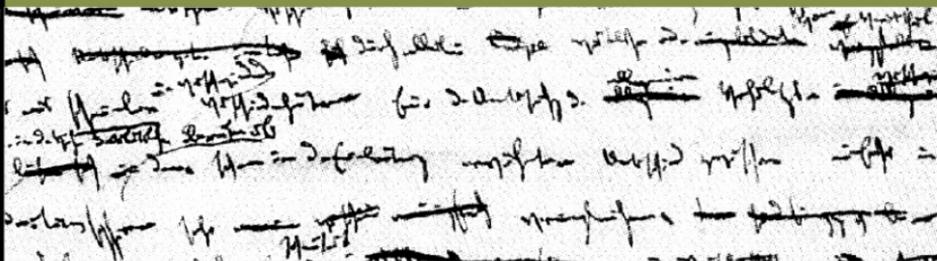


KARL MARX

Philosoph der Befreiung oder
Theoretiker des Kapitals –
zur Kritik der »neuen Marx-Lektüre«
herausgegeben von Karl Reitter



kritik & utopie ist die politische Edition im mandelbaum verlag.

Darin finden sich theoretische Entwürfe ebenso wie Reflexionen aktueller sozialer Bewegungen, Originalausgaben und auch Übersetzungen fremdsprachiger Texte, populäre Sachbücher sowie akademische und außeruniversitäre wissenschaftliche Arbeiten.

Nähere Informationen zu Beirat,
Neuerscheinungen und Terminen unter
www.kritikundutopie.net

KARL MARX

Philosoph der Befreiung oder Theoretiker des Kapitals?
Zur Kritik der »Neuen Marx-Lektüre«

herausgegeben von Karl Reitter

mandelbaum *kritik & utopie*

Gedruckt mit Unterstützung durch

RD Foundation Vienna

Research | Development | Human Rights

Gemeinnützige Privatstiftung

MA 7 – Kulturabteilung der Stadt Wien, Referat Wissenschafts- und
Forschungsförderung

Verein für sozialwissenschaftliche Forschung, Wien

© mandelbaum *kritik & utopie*, wien 2015

alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Erhard Waldner

Satz & Umschlaggestaltung: Michael Baiculescu

Umschlagbild: Faksimile eines Manuskripts von Karl Marx zum
Ausgleich der Profitrate

Druck: Primerate, Budapest

Inhalt

KARL REITTER

- 7 Vorwort

JOHN HOLLOWAY

- 19 *Das Kapital* lesen: der erste Satz
*Oder Das Kapital beginnt mit dem Reichtum,
nicht mit der Ware*

CHRISTOPH HENNING

- 49 „All das ist nicht mysteriös“
Wider die Verrätselung der Marxschen Geldtheorie

GEORG KLAUDA

- 86 Von der Arbeiterbewegung zur Kritischen Theorie
Zur Urgeschichte des Marxismus ohne Klassen

KARL REITTER

- 119 Rubin, Backhaus und in Anschluss Heinrich –
Wegbereiter der Neuen Marx-Lektüre
*Oder: was mit dem Vorwurf des „Naturalismus“ an die
Adresse von Marx eigentlich transportiert wird*

JÜRGEN ALBOHN

- 153 Eine kurze Kritik der Wertkritik

TOBIAS BRUGGER

- 179 Die ideologische Lesart der Neuen Marx-Lektüre als
Totengräber radikaler Kritik

ANDREAS EXNER

- 203 Zur Relevanz von klassentheoretischen Analysen heute
Reflexionen einer wertformkritischen Perspektive

JOHANN-FRIEDRICH ANDERS

- 234 Was spricht eigentlich gegen eine Popularisierung
der Marxschen Werttheorie?
*Ein Plädoyer für die Wiederaufnahme der
„Popularisierungsdebatte“*

FRTZ REHEIS

- 251 Marx verstehen lernen
Plädoyer für eine didaktische Marx-Lektüre

CHRISTOPH LIEBER

- 271 „... daß wir auch aus Egoismus Kommunisten sind“
(Engels an Marx 1844)
*Zur Dialektik der Eigentumsfrage in der „Kritik der
politischen Ökonomie“*

ROLAND ATZMÜLLER

- 289 Qualifizierte Arbeit und die Transformation der
kapitalistischen Produktionsweise

KARL REITTER

Vorwort

Über Marx und den Marxismus wird angesichts der anhaltenden Krise wieder offen diskutiert. Dabei werden auch verschiedene Schulformen erneuert. Sind es in Frankreich eher ältere Herren wie Alain Badiou oder Étienne Balibar, die sich in neuem Ruhm sonnen können, gibt es im deutschsprachigen Raum eine eigene, 7
höchst eigenartige – und eher von jüngeren Semestern getragene – Welle. Dafür scheint sich der Begriff der Neuen Marx-Lektüre zu etablieren. Bücher und Aufsätze führen diesen Ausdruck im Titel, auch ein Wikipedia-Eintrag existiert bereits. Sammelbände werden unter diesem Begriff publiziert. Der Anspruch, der mit diesem Label verbunden wird, ist kein geringer: Immerhin soll es sich dabei um die avancierteste Marxrezeption auf der Höhe der Zeit handeln, die für jede Beschäftigung mit Marx die Messlatte darstellt. Wer sich also auf diesen Standard nicht verpflichten lässt und „die argumentative Überlegenheit“ der „Neuen Marx-Lektüre“ (Backhaus 1997, 131) bezweifelt, darf wenig freundliche Punzierungen erwarten: Arbeiterbewegungsmarxismus, Weltanschauungsmarxismus, Traditionalismus, Orthodoxie, Substantialismus, Essentialismus und verkürzte Kapitalismuskritik bekommen wir zu hören.

Strategisch bedeutet die Setzung dieses Begriffs für alle jene, die ihn für sich reklamieren, einen bedeutenden Vorteil. Wer die Gepflogenheiten im universitär-akademischen Feld und Darstellungen der Ideengeschichte kennt, weiß: Einmal durchgesetzt, sichert ein derartiges Label allen ProtagonistInnen Bedeutsamkeit und einen fixen Platz im Diskurs.

Dieser Band will dagegen Einspruch erheben und zugleich den Weg für eine emanzipatorischere Marxinterpretation ebnen. Es gibt andere „neue“ Marxlektüren, die mit dieser Strömung wenig gemeinsam haben – und aus unserer Sicht wesentlich produktiver sind. Vorweg ist anzumerken, dass wir es keinesfalls mit einer stringenten, methodisch einheitlichen Strömung zu tun haben. Schon bei einer ersten Betrachtung erweist sich die Neue Marx-Lektüre als durchaus heterogen. Hans-Georg Backhaus und Helmut Reichelt, zwei wichtige Wegbereiter, stehen in der Tradition Adornos, bei dem sie auch gemeinsam studierten. Hingegen ist der Einfluss von Althusser auf Michael Heinrich nicht zu übersehen. Dass Friederich 8 Otto Wolf, der sich seit Jahren um die Verbreitung der Philosophie Althussters bemüht, zum Mentor einer jüngeren Generation von Autoren der Neuen Marx-Lektüre avanciert ist, zeigt erneut die methodische Distanz zu den Gründervätern Backhaus und Reichelt. Zudem ist auch die sogenannte Wertkritik zu nennen. Tatsächlich zeigt die Wertkritik mit beiden Flügeln der Neuen Marx-Lektüre, also sowohl mit dem Hegelmarxismus von Backhaus und Reichelt als auch mit dem von Althusser inspirierten Zugang, bedeutsame Übereinstimmungen, insbesondere was den Charakter der Herrschaft im Kapitalismus wie auch die Rolle und Bedeutung des Klassenverhältnisses betrifft. *Ein* wesentlicher Unterschied existiert allerdings: Während die an Robert Kurz orientierte Wertkritik unbeirrt davon ausgeht, dass der Kapitalismus immer weniger lebendige Arbeitszeit einzusaugen in der Lage sei, weisen die ProtagonistInnen der Neuen Marx-Lektüre diese spezifische Version der Zusammenbruchstheorie eindeutig zurück. Wie diese Heterogenität einzuschätzen ist, wäre separat zu diskutieren, Fakt ist sie allemal.

Anders hingegen stellt sich die Sachlage bei den Einwänden und Kritiken dar, die aus verschiedenen Perspektiven gegen die Neue Marx-Lektüre, aber auch gegen die mit ihr teilweise seelenverwandte Wertkritik vorgebracht werden. Im Gegensatz zu üblichen Gepflogenheiten in Vorworten werde ich nicht versuchen, die

elf Beiträge mit knappen Worten zu charakterisieren, zumal die Titel für sich sprechen und die Reichhaltigkeit der Argumentationen bei Paraphrasierungen notwendig verloren geht. Ich werde stattdessen die wichtigsten Kritikpunkte im Überblick zusammenfassen und davon ausgehend auf die Beiträge verweisen. Müßig hinzuzufügen, dass die genannten Einwände nicht auf alle ProtagonistInnen in gleichem Maße zutreffen. Ebenso ist es wohl unnötig, darauf hinzuweisen, dass die nun angeführten Kritikpunkte bloß eine erste Information darstellen, was denn an der Neuen Marx-Lektüre problematisch sei. Die ausführliche Argumentation dazu findet ihr in den Artikeln. Schlussendlich ist darauf hinzuweisen, dass die hier versammelten Positionen ihrerseits nicht nach einem neuen Label trachten und Unterschiede zwischen ihnen bestehen. **9**

Von der Verrätselung der Marxschen Theorie zu ihrer schlussendlichen Depotenzierung

Innerhalb der Neuen Marx-Lektüre zählt es zum Repertoire, Marx hätte uns ein nur sehr unvollständiges, ja hoch problematisches Werk hinterlassen. Die Bandbreite der Urteile reicht vom Befund, Marx habe uns Fragmente mit „enormen Lücken“ hinterlassen, welche von Engels „zu einem guten Teil überkleistert wurden“¹ (Heinrich 2011, 190)², bis zur These, Marx selbst wäre nicht in der Lage gewesen, seine Werttheorie authentisch auszuformulieren. Die von Marx geschriebenen Texte seien „als Surro-

- 1 Leider konnte aus Platzgründen der ausgezeichnete und hoch informative Text von Michael Krätke *Das Marx-Engels-Problem: Warum Engels das Marxsche Kapital nicht verfälscht hat* nicht aufgenommen werden. Zum Glück ist der Text leicht im Internet zu finden: http://www.das-kapital-lesen.de/wp-content/uploads/2008/04/kraetke_meproblem.pdf
- 2 Diese von ihm selbst begründete Position hinderte Heinrich jedoch nicht, mehrere Einführungen in das *Kapital* (Heinrich 2004, 2008) zu verfassen, als ob es sich um ein im Wesentlichen geglücktes Werk mit ein paar kleinen Schwachstellen handeln würde.

gat des ursprünglich geplanten Werks“ (Backhaus 1997, 18) aufzufassen. Die von der Wertkritik favorisierte Unterscheidung zwischen einem „esoterischen“ und einem „exoterischen“ Marx tendiert in eine ähnliche Richtung. Den Fluchtpunkt dieser Auffassung hat bereits Jürgen Habermas vor Jahrzehnten anvisiert, in dem er behauptete, das Marxsche Werk sei bloß als Sammelsurium interessanter Ideen zu begreifen. So weit geht die Neue Marx-Lektüre in der Regel nicht, aber immerhin zeigt die Übernahme des Okishio-Theorems³ durch Heinrich, dass die Tür für tradierte akademische Marxkritiken weit geöffnet wurde. Insbesondere der Beitrag von Christoph Henning zeigt am Beispiel der Marxschen Geldtheorie, wie wenig überzeugend dieser Kritikgestus eigentlich ist. In diesem Zusammenhang steht auch die pauschale und undifferenzierte Denunziation von Popularisierungsversuchen durch die Autoren der neuen Marx-Kritik, insbesondere durch Hans-Georg Backhaus. Der Beitrag von Johnny Anders greift diese Problematik auf und belegt, dass die Sinnhaftigkeit der Popularisierung des *Kapital* keineswegs ernsthaft diskutiert, sondern bloß rhetorisch verworfen wird. Fritz Reheis verweist positiv auf die Bedingungen einer gelingenden pädagogischen Vermittlung der Marxschen Theorie.

Die These, Marx habe uns eher Fragmente denn ein anschlussfähiges Werk hinterlassen, wird unter anderem durch den Nimbus gestützt, die Neue Marx-Lektüre wäre eine philologisch besonders sorgfältig arbeitende Strömung. Die Sachlage stellt sich bei näherer Betrachtung eher umgekehrt dar, Passagen und Formulierungen, die nicht ins Rezeptionskonzept passen, werden in der Regel ignoriert, nur beiläufig unter „ferner liefen“ zitiert oder als Fehler

3 Dieses Theorem wurde von Nobuo Okishio, einem Vertreter der Neoricardianischen Schule, formuliert und widerlegt vorgeblich das Marxsche Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate. Heinrich übernimmt es in seinem Buch *Die Wissenschaft vom Wert* (Heinrich 1999).

und Unzulänglichkeit von Marx selbst angekreidet. Symbolisch für den saloppen Umgang mit den Texten ist der Verweis, Marx hätte die kapitalistische Produktionsweise in ihrem „idealen Durchschnitt“ (MEW 25, 839; MEGA II 4.2, 853) darzustellen versucht, wobei das Wörtchen „sozusagen“ (ebd.) elegant unter den Tisch fällt.⁴ Mit dem Fokus auf diesen fiktiven idealen Durchschnitt wird die irreversible Dynamik des Kapitalverhältnisses als primärer Gegenstand von Gesellschaftsanalyse mit Marxschen Denkmitteln verabschiedet und durch den a-historischen Blick auf das Immergleiche des Kapitalismus ersetzt. Diesen Blick kritisiert zwar auch die sogenannte Wertkritik, die Historizität des Kapitalverhältnisses wird hier allerdings eng an die Geltung der von ihr formulierten Zusammenbruchstheorie gekoppelt, könnte also insofern als a-historisch charakterisiert werden, als hier eine übergreifende „Logik des Kapitals“ unterstellt wird, demgegenüber soziale Kämpfe und politische Verhältnisse eine untergeordnete, nachrangige oder abgeleitete Rolle spielen. Mit der Sicht der sogenannten Wertkritik auf die Rolle sozialer Kämpfe befasst sich unter anderem der Beitrag von Andreas Exner. 11

***Das Kapital* wird als Theorie gelesen, die uns über das Funktionieren des Kapitalismus aufklärt – und sonst nichts**

Daher auch der Titel dieses Bandes: *Karl Marx – Philosoph der Befreiung oder Theoretiker des Kapitals?* Das eigentliche Anliegen von Marx, die Kritik an den Verhältnissen von einer utopi-

4 W. F. Haug zeigt überzeugend auf, dass Marx den Begriff des idealen Durchschnitts aus den geologischen Schriften seiner Zeit übernahm, die er ebenso wie viele andere Wissensgebiete ausführlich rezipierte (Haug 2013, 37-68). Es ist überdies bezeichnend, dass sich die Neue Marx-Lektüre an einem Ausdruck orientiert, den Marx gerade ein einziges Mal (!) verwendet; auch der Begriff des „automatischen“ bzw. „übergreifenden“ Subjekts findet sich im *Kapital* gerade je einmal. Soweit zur Breite der Textbasis der Neuen Marx-Lektüre.

schen, voluntaristischen und daher notwendig unreifen zu einer wissenschaftlichen Perspektive weiterzuführen, indem nach den verborgenen sprengenden und emanzipatorischen Elementen gesucht wird, ignoriert die Neue Marx-Lektüre weitgehend. Das ist nicht nur sachlich, sondern auch philologisch unhaltbar. John Holloway zeigt in seinem Beitrag überzeugend auf, dass das *Kapital* keineswegs mit der Ware, sondern mit dem Reichtum beginnt – ein Umstand, der trotz akribischer MEGA-Lektüre⁵ offenbar nicht aufgefallen ist. Oder auf Grund mangelnden Erkenntnisinteresses nicht auffallen konnte? Aber was folgt aus dieser Tatsache? Der Reichtum nimmt zwar im Kapitalismus Warenform an, kann

12 aber darin als wahrer Reichtum nicht aufgehen. „In fact aber, wenn die bornierte bürgerliche Form abgestreift wird, was ist der Reichtum anders, als die im universellen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte etc. der Individuen?“ (MEW 42, 395). Über solche Passagen geht die Neue Marx-Lektüre hinweg, ebenso wenig wird der doppelte Blick von Marx auf die Verhältnisse gewürdigt. Marx analysiert das Kapitalverhältnis nämlich einerseits stets unter dem Gesichtspunkt der spezifischen Formen der gesellschaftlichen Arbeit im Kapitalismus (also Arbeit als Lohnarbeit, Produktionsmittel als Kapital, Grund und Boden als Eigentum), andererseits verweist er zugleich auf die die kapitalistische Produktionsweise überschreitende Potentialität scheinbar rein kapitalimmanenter Entwicklungen. Ich nenne jetzt nur einen sehr wichtigen Aspekt: Konkurrenz und Hoffnung auf Extraprofit zwingen das Kapital dazu, die Produktivkraft der Arbeit zu erhöhen. Dadurch überschreitet sich das

5 Die MEGA, die Marx-Engels-Gesamtausgabe, hat sich das Ziel gesetzt, alle Texte von Marx und Engels in der Originalsprache und in der ursprünglichen Schreibweise zu publizieren. Bis dato sind nur ein Teil der geplanten Bände erschienen, es wird laufend an der Herausgabe gearbeitet.

Kapitalverhältnis permanent selbst: „Weil das Kapital hier – ganz unabsichtlich – die menschliche Arbeit auf ein Minimum reduziert, die Kraftausgabe. Dies wird der emanzipierten Arbeit zugute kommen und ist die Bedingung ihrer Emanzipation“ (MEW 42, 597 f.). Auch die Tatsache, dass Marx stets einen naturalistischen Arbeitsbegriff verwendet, wird in der Regel ignoriert oder Marx zum Vorwurf gemacht. Dass er von eigener Hand an prominenter Stelle einen explizit alle historischen Formationen übergreifenden Arbeitsbegriff formuliert, scheint nicht zu beeindrucken:

„Die Produktion von Gebrauchswerten oder Gütern ändert ihre allgemeine Natur nicht dadurch, daß sie für den Kapitalisten und unter seiner Kontrolle vorgeht. Der Arbeitsprozeß ist daher zunächst unabhängig von jeder bestimmten gesellschaftlichen Form zu betrachten. ... Indem er durch diese Bewegung [gemeint ist die Arbeit; K.R.] auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit“ (MEW 23, 192).

13

Diese an Deutlichkeit kaum zu überbietende Passage hindert die ProtagonistInnen der Neuen Marx-Lektüre keineswegs, gegen einen substantialistischen oder ontologischen Arbeitsbegriff zu Felde zu ziehen, wobei die Marxsche Unterscheidung zwischen Arbeit an sich und ihrer entfremdeten Form als Lohnarbeit kaum gewürdigt wird. An die Stelle der mehrfach von Marx entfalteten Spannung zwischen den spezifischen Formen des Kapitalverhältnisses und den widerstrebenden Potentialen der Befreiung setzt die Neue Marx-Lektüre den alles verschlingenden Monismus des Werts beziehungsweise des Kapitals.⁶ Dabei müssten zahlreiche Passagen

6 Kapital erscheint aus der Perspektive der Neuen Marx-Lektüre primär als sich selbst verwertender Wert, insofern ist das „beziehungsweise“ gerechtfertigt.

bei Marx ignoriert oder umgeschrieben werden. Insbesondere im Beitrag von Jürgen Albohn und in meinem findet ihr diese Thematik ausgearbeitet.

Der soziale Herrschaftscharakter des Kapitalverhältnisses wird weitgehend durch den Fokus auf anonyme, klassenübergreifende Zwänge relativiert, wenn nicht gar als Fehlbegriff verworfen

14 An die Stelle der sozialen Klassenherrschaft, einem „Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnis“ (MEW 25, 399), setzt die Neue Marx-Lektüre das automatische Subjekt Kapital, dem alle gleichermaßen unterworfen seien. Die bloße Existenz von Klassen wird keineswegs bestritten, diese werden jedoch als bloßes Binnenphänomen des Kapitalismus ohne Sprengkraft eingeschätzt. Dass im Kapitalismus die soziale Herrschaft als „verkleidet in gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen“ (MEW 23, 92; Herv. K.R.) auftritt, wird zur Herrschaft der Sachen selbst.⁷ Diese klassenübergreifenden Zwänge würden durch die Fetischisierung der Verhältnisse gefestigt. Politische, soziale oder ideologische Strategien der herrschenden Klassen geraten weitgehend aus dem Blick. Der bewusst geführte Klassenkampf der herrschenden Klassen existiert nicht. Die Kombination aus automatischem Subjekt Kapital plus Fetischisierung führt in die Nähe einer allgemeinen klassenunspezifischen Zivilisationskritik, wie sie etwa im Begriff des Verblendungszusammenhanges bei Adorno vorzufinden ist. Georg Klaua informiert in seinem Beitrag unter anderem über diese Zusammenhänge. Dass Marx den Ausdruck „automatisches Subjekt“

7 Bei der Rede vom automatischen Subjekt lassen sich die ProtagonistInnen von Marxschen Aussagen wie den folgenden keineswegs beirren: „Erstens muß der Lohnarbeiter, wie der Sklave, einen master haben, um ihn arbeiten zu machen und ihn zu governieren“ (MEGA II 4.2, 457). „Nun muß auch der Lohnarbeiter wie der Sklave einen Herrn haben, um ihn arbeiten zu machen und ihn zu regieren“ (MEW 25, 399). So weit zur philologischen Sorgsamkeit der Neuen Marx-Lektüre.

(MEW 23, 169) explizit auf die Form des Kapitals bezieht, „wie es unmittelbar in der Zirkulationssphäre *erscheint*“ (MEW 23, 170; Herv. K.R.), und das „Geheimnis der Plusmacherei“ (MEW 23, 189) in diesen Abschnitten des *Kapital* noch nicht enthüllt ist, scheint da nicht zu beirren. Gesellschaft wird primär aus der Perspektive der Oberfläche der Zirkulation thematisiert, der geldvermittelte Tausch avanciert zum bestimmenden Modus der gesellschaftlichen Synthesis; Tauschabstraktion, Fetisch und Wertgesetz würden als klassenübergreifende und klassenneutrale Faktoren das gesellschaftliche Sein des Kapitalismus bestimmen. Dass in der Formel $G - W - G'$ (also Geld – Ware – mehr Geld) bloß die Erscheinungsform des Kapitals angesprochen wird, dass also das „automatische Subjekt“ (MEW 23, 169) selbst noch durch die Analyse des Klassenverhältnisses entschlüsselt werden muss, bleibt außen vor. Insbesondere in den Beiträgen von Tobias Brügger und Andreas Exner wird diese hier skizzierte Kritik anschaulich und präzise ausgeführt. 15

Diese Exklusion des Klassenkampfes als geschichtsmächtige Triebkraft des Kapitalverhältnisses korrespondiert mit der Neigung der Neuen Marx-Lektüre, die innere Geschichte und Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise systematisch-begrifflich auszublenden. Diese Abkehr von der historischen Erfahrung als primärem Gegenstand des Marxschen Denkens wird teilweise noch eine Stufe weiter bis zur Abwertung von Empirie überhaupt geführt, indem die Unterscheidung Althusser's zwischen Erkenntnisobjekt und Realobjekt modifiziert beibehalten wird. Aber auch in der hegelmарxistischen Variante wird der gesellschaftlich-geschichtlichen Wirklichkeit eine begriffslogische Welt vorangestellt, die den eigentlichen Gegenstand der Marxschen Kapitalanalyse darstellen soll. Leider klingt diese Thematik in einigen Artikeln nur an, aber trotzdem sei es mir gestattet, diesen Aspekt anzuführen.

Ob euch die hier skizzierten Einwände überzeugen, wird die Lektüre der hier gesammelten Aufsätze erweisen. Zwei Beiträge gehen jedoch über die Begründung von Einwänden hinaus und versuchen mit Marxschen Denkmitteln aktuelle gesellschaftliche Fragen und Prozesse zu thematisieren. Christoph Lieber beschäftigt sich mit den Möglichkeiten der emanzipatorischen Transformation des Eigentums, ohne dabei einer allgemeinen Verstaatlichung das Wort zu reden. Roland Atzmüller analysiert die Rolle und Funktion der Qualifizierung der Arbeitskräfte im Fordismus und Neoliberalismus hinsichtlich des Wechselspiels von Unterwerfung der lebendigen Arbeit unter das Kapital und den Widerstand dagegen. Leider ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, Autorinnen für dieses Buchprojekt zu gewinnen. Trotz positiven Rückmeldungen ist die Abfassung von Texten an formalen Umständen wie Zeitmangel und anderen, vordringlicheren Aufgaben gescheitert. Abschließend bleibt noch eine Frage offen:

Warum ist der Neuen Marx-Lektüre (und der Wertkritik) Erfolg beschieden?

Um es ungeschminkt und direkt zu sagen: An der argumentativen Dichte und Überzeugungskraft kann es kaum liegen. Die Neue Marx-Lektüre formuliert ein Angebot. Sie erfüllt die Bedürfnisse nach einer Marxlektüre, die sich – ohne auf den Klassenkampf Bezug nehmen zu müssen – in abstrakter Negation des Bestehenden erschöpft. Als sinnliche Gewissheit sind die ArbeiterInnenbewegung und ihre Kampfparteien Geschichte. Der Status des Proletariats hat sich dermaßen verallgemeinert, dass es in die unterschiedlichsten sozialen Gruppen und Milieus zerfällt und die klassische Arbeiterschaft nur noch einen kleinen Teil darstellt. Deskriptive Soziologie kann nur noch Milieus erkennen und diese mit empirischen Kategorien beschreiben. Dem hat die Neue Marx-Lektüre wenig entgegenzusetzen, außer der lakonischen Bemerkung, dass Klassen wohl existieren, sie aber als Teil des kapita-

listischen Binnenverhältnisses keine gesellschaftlich bestimmende Konfliktstruktur konstituieren. Die Opposition zum Bestehenden erschöpft sich im „leeren Starren aufs Unheil“, so Georg Kluda in seinem Beitrag. Dies lässt die eigene Existenz als politisches Wesen schweben, die Distanz zu Bewegungen, Initiativen oder gar konkretem Engagement ist jederzeit zur Hand. Man geht nicht mit den Herrschenden, aber auch nicht mit HoffnungsträgerInnen der sozialen und politischen Emanzipation. Diese Grundhaltung bestimmt nicht nur die Neue Marx-Lektüre, sondern auch weite Teile der wertkritischen Szene. Eine Ursache für die oftmals schroffe Abgrenzung dieser Strömungen voneinander liegt in der unterschiedlichen sozialen Positionierung dieser Gruppen. Während die AutorInnen der Neuen Marx-Lektüre im universitär-akademischen Feld beheimatet sind oder zumindest versuchen, sich dort zu verankern, entstammen die TheoretikerInnen der Wertkritik durchwegs aus politisch aktivistischen Gruppen ohne akademische Perspektive und Neigung. Neue Marx-Lektüre oder Wertkritik? Der Streit um das Wort steht für das Ringen um Hegemonie in der linksradikalen, sich weitgehend als Szene verstehenden oder organisierenden Sub-Kultur. Und gerade weil Übereinstimmungen unübersehbar sind, bedarf es besonders mitunter scharfer Abgrenzungen. Theoretische Positionen bestimmen auch das Selbstbild jener, die sie vertreten. Wenn eine alles umfassende, klassenübergreifende Fetischisierung der Verhältnisse angenommen wird, dann kann Überwindung des Kapitalverhältnisses auch kaum als Resultat sozialer und politischer Konflikte und Kämpfe gedacht werden. Sondern muss primär aus einem Akt der Einsicht, nämlich als des Durchschauens dieser Fetischverhältnisse, erwachsen. Aber auch hier gilt, dass dies „keineswegs den gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Charaktere der Arbeit“ (MEW 23, 88) verscheucht. Die sympathische Variante besteht darin, die „Abschaffung“ des Kapitalismus zu propagieren. Tatsächlich findet sich dieser Ausdruck öfters in den Schriften der Neuen Marx-Lek-

türe. So mündet ihre praktische Konsequenz nicht selten im Gestus, dem schlechten Sein ein gutes Sollen entgegenzusetzen oder sich als WissenschaftlerInnen überhaupt aus dem Getriebe der Welt zurückzuziehen. Die weniger sympathische Variante mündet in einer elitären Verachtung der „gewöhnlichen“ Menschen; aber für diese wollen wir die Neue Marx-Lektüre nicht verantwortlich machen.

Wien, im Jänner 2015

Literatur

- 18** Backhaus, Hans-Georg (1997): Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Ökonomiekritik. Freiburg
- Haug, Wolfgang Fritz (2013): Das *Kapital* lesen – aber wie? Hamburg
- Heinrich, Michael (1999): Die Wissenschaft vom Wert. 2. überarbeitete Auflage. Münster
- Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Stuttgart
- Heinrich, Michael (2008): Wie das Marxsche Kapital lesen? Hinweise zur Lektüre und Kommentar zum Anfang von „Das Kapital“. Stuttgart
- Heinrich, Michael (2011): Entstehungs- und Auflösungsgeschichte des Marxschen *Kapital*. In: Bonefeld, W./Heinrich, M. (Hg.): Kapital & Kritik. Hamburg, S. 155-193
- Krätke, Michael (Internetquelle): Das Marx-Engels-Problem: Warum Engels das Marxsche Kapital nicht verfälscht hat. http://www.das-kapital-lesen.de/wp-content/uploads/2008/04/kraetke_meproblem.pdf
- Marx, Karl (MEGA II 4.2): Ökonomische Manuskripte 1863-1867. Teil 2. Berlin
- Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Band 1. Berlin
- Marx, Karl (MEW 25): Das Kapital. Band 3. Berlin
- Marx, Karl (MEW 42): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin

Das Kapital lesen: der erste Satz

Oder *Das Kapital* beginnt mit dem Reichtum, nicht mit der Ware²

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘, die einzelne Ware als seine Elementarform“ (MEW 23, 49).³

- 1 Dieser Text wurde von Lars Stubbe aus dem Englischen übersetzt.
- 2 Mein herzlichstes Dankeschön geht an Eric Meyer für seine Unterstützung und seine Anmerkungen während des ganzen Prozesses, in dem ich diesen Artikel schrieb; für ihre Kommentierungen eines früheren Entwurfs danke ich: Eloína Peláez, Lars Stubbe, Marcel Stoetzler, Michael Kasenbacher, Richard Gunn, Vassiliki Kolocotroni, Sergio Tischler, David Harvie, David Harvey, Katerina Nasioka, Alfonso García, Alberto Bonnet, Luciana Ghiotto, Adrián Piva und anderen TeilnehmerInnen der Diskussionsgruppe in Quilmes; mein Dank an Gavin Arnall, der mich dazu ermunterte, eine Version dieses Artikels aus einer von ihm an der Universität Princeton organisierten Konferenz vorzustellen, und all den dort Anwesenden, die mir Vorschläge lieferten; an Bruno Bosteels dafür, dass er mich auf das Werk von León Rozitchner aufmerksam machte; und an Alba Invernizzi, die einen früheren Entwurf ins Spanische übersetzte, um dessen Diskussion zu ermöglichen, und an Néstor López, der dies ermöglichte.
- 3 Auch der erste Satz des Werks *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, das 1859, acht Jahre vor der Erstausgabe des *Kapital*, zum ersten Mal erschien, sollte beachtet werden: „Auf den ersten Blick erscheint der bürgerliche Reichtum als eine ungeheure Warensammlung, die einzelne Ware als sein *elementarisches Dasein*“ (MEW 13, 15).

Einführung

Nur wenige der vielen Kommentierungen von Marx' Werk *Das Kapital* erwähnen überhaupt den ersten Satz des Buches.⁴ Im Allgemeinen wird vertreten, dass die Ware den Ausgangspunkt für Marx' Diskussion bildet. Der erste Satz wird deshalb eher als ein Einstieg betrachtet, anstatt ihm eine eigenständige Bedeutung zuzuschreiben: er führt uns einfach in das wichtige Thema ein, nämlich die Analyse der Ware. Wenn wir jedoch den ersten Satz lesen, sehen wir, dass Marx nicht mit der Ware beginnt, sondern dass er eine ganze Welt voller Fragen von grundlegender politischer und theoretischer Bedeutung eröffnet, noch bevor er überhaupt die

20 Ware erwähnt. Im Folgenden werde ich das Subjekt, das Objekt und das Prädikat des ersten Satzes untersuchen, um diese Welt der Fragen zu erforschen. Es ist nicht mein Anliegen, den „wahren Marx“ zu entdecken, sondern den Text zu analysieren und ihn daraufhin zu befragen, was er dem gegenwärtigen Kampf gegen den Kapitalismus anzubieten hat.

Das Subjekt

Nicht die Ware ist das Subjekt des ersten Satzes. Es ist „der Reichtum“ – „[d]er Reichtum der Gesellschaften, in welcher kapitalistische Produktionsweise herrscht“. Dieser Reichtum „erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘“, aber wir werden uns zuerst auf das Subjekt, den Reichtum, konzentrieren.

Die Bedeutung des ersten Satzes wird genau wegen der in ihm vertretenen Behauptung leicht überlesen. Es ist eben der Umstand, dass uns, die wir in der kapitalistischen Gesellschaft leben, der Reichtum als eine Sammlung von Waren erscheint, der uns diese Erscheinung als gegeben hinnehmen lässt. Wir sind es gewohnt, den Reichtum auf diese Weise zu betrachten. Wenn wir an Reichtum denken, dann denken wir gemeinhin an materiellen

4 Weiter unten erörtere ich einige der Kommentare, die ihn erwähnen.

Reichtum, an die Dinge, die eine Person hat, wahrscheinlich an Geld, das allgemeine Äquivalent der Waren. Wenn wir jemanden als reich bezeichnen, dann meinen wir im Allgemeinen, dass sie oder er sehr viel Geld haben und deshalb über eine gewaltige Anzahl von Waren verfügen können. Anders ausgedrückt führt die Form, in der der Reichtum erscheint, dazu, Reichtum und die ungeheure Warensammlung gleichzusetzen, sie als identisch zu behandeln. Wenn dies zuträfe, dann wäre es in der Tat richtig, den ersten Satz als Auftakt zu behandeln, als einen Satz, dessen Bedeutung nur darin liegt uns zum zentralen Thema, der Ware, zu führen. Die Formulierung „[d]er Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“ fordert uns dazu auf zu fragen, wie der Reichtum in einer Gesellschaft aussehen würde, in der die kapitalistische Produktionsweise nicht herrschte.⁵

21

- 5 Dieser Frage geht folgender Absatz Holloways voraus: „Jedoch ist diese Vorstellung von Reichtum nicht zwingend. Für des Englischen Mächtige lässt sich dies vielleicht einfacher nachvollziehen, wenn wir uns auf den ursprünglich von Marx verwendeten Begriff, ‚Reichtum‘ konzentrieren, der statt mit ‚wealth‘ genauso gut mit ‚richness‘ [Reichtum/Pracht/Großartigkeit/Fülle/Reichhaltigkeit oder ggf. Vielfalt; Anm. Lars Stubbe] hätte übersetzt werden können: Die Fülle/Reichhaltigkeit der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘. Es gibt im Englischen sicher keine scharfe Trennlinie zwischen den Begriffen Fülle/Reichhaltigkeit und Reichtum, aber beim Begriff Fülle/Reichhaltigkeit/Vielfalt fällt uns doch dessen breiteres Bedeutungsspektrum ins Auge: ein prächtiger Wandteppich, eine bereichernde Unterhaltung, ein erfülltes Leben oder eine bereichernde Erfahrung, eine Fülle verschiedener Farben.“ Sind auch im Deutschen die Bedeutungen der Begriffe zumeist enger und spezifischer gefasst, lässt sich hieran doch zumindest die Intention nachvollziehen: Reichtum ist, auch in Marxens Sprachgebrauch, nicht zu reduzieren auf die Gleichsetzung mit Geldbesitz, sondern umfasst auch Bedeutungen, die das Gemeinsame der menschlichen Spezies charakterisieren. Da zudem auch der Begriff Wohlstand heutzutage in erster Linie mit den materiellen Realisierungen des Sozialstaates verknüpft wird und nicht etwa mit Vorstellungen des

In den nur wenig früher verfassten *Grundrissen* beantwortet Marx unsere Frage unmittelbar:

22

„In fact aber, wenn die bornierte bürgerliche Form abgestreift wird, was ist der Reichtum anders, als die im universellen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte etc. der Individuen? Die volle Entwicklung der menschlichen Herrschaft über die Naturkräfte, die der sog. Natur sowohl wie seiner eignen Natur? Das absolute Herausarbeiten seiner schöpferischen Anlagen, ohne andre Voraussetzung als die vorhergegangne historische Entwicklung, die diese Totalität der Entwicklung, d.h. der Entwicklung aller menschlichen Kräfte als solcher, nicht gemessen an einem vorgegebenen Maßstab, zum Selbstzweck macht? Wo er sich nicht reproduziert in einer Bestimmtheit, sondern seine Totalität produziert? Nicht irgendetwas Gewordenes zu bleiben sucht, sondern in der absoluten Bewegung des Werdens ist? In der bürgerlichen Ökonomie – und der Produktionsepoche, der sie entspricht – erscheint diese völlige Herausarbeitung des menschlichen Innern als völlige Entleerung; diese universelle Vergegenständlichung als totale Entfremdung und die Niederreißung aller bestimmten einseitigen Zwecke als Aufopferung des Selbstzwecks unter einen ganz äußeren Zweck“ (MEW 42, 395 f.).

Sobald wir in den *Grundrissen*⁶ diese Beschreibung gelesen haben, leuchtet der erste Satz des *Kapital* in viel lebendigeren Farben. Der

Guten Lebens, des Buen Vivir, wie er in indigenen lateinamerikanischen Communities entwickelt wurde, bietet er sich für eine einfache Gegenüberstellung zum Begriff Reichtum, wie er hier gedacht ist, nicht an. [Anm. Lars Stubbe.]

6 Nach meiner Wahrnehmung sind die *Grundrisse* ein Rohentwurf, der uns hilft, Licht auf die Interpretation des *Kapital* zu werfen. Die Veröffentlichung der *Grundrisse* spielte eine wichtige Rolle dabei, die traditionelle Lesart des *Kapital* infragezustellen. Allerdings bin ich nicht der Meinung,

Reichtum ist „die im universellen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte etc. der Individuen“.⁷ Er ist kollektiv, er ist gesellschaftlich, das Produkt menschlicher Interaktion – die Fülle oder Reichhaltigkeit dessen, was häufig als das „Gemeinschaftliche“, „das Commons“ bezeichnet wird.⁸ Er befindet sich in Bewegung: „Das absolute Herausarbeiten [...] schöpferischen Anlagen [der Menschheit]“, die „absolute Bewegung des Werdens“.⁹ Er ist vielfältig: die „Entwicklung aller menschlichen Kräfte als solcher, [...] zum Selbstzweck“. Reichtum, die Fülle einer mit verschiedenen Traditionen und Lebensstilen gefüllten Straße, die Vielfalt der jahreszeitlichen Veränderungen, der Reichtum einer zum Gesang erhobenen Stimme, sei sie die eines Menschen oder eines Vogels. Der potenziell unbegrenzte Reichtum von Reichtümern: dies ist das, was in unserer Gesell-

dass man einen Widerspruch zwischen den „revolutionären“ *Grundrissen* und dem „weniger revolutionären“ *Kapital* ausmachen kann.

- 7 Es ist offensichtlich, dass Marx hierbei nicht an den Warentausch denkt. In einem sehr hilfreichen Kommentar zu einer früheren Version dieses Artikels hat Richard Gunn hervorgehoben, dass das deutsche Original dem „universellen Austausch“ einen größeren Stellenwert einräumt, und schlägt deshalb vor, den „universellen Austausch“ als gegenseitige Anerkennung aufzufassen und damit entsprechend zu vertreten: „Reichtum IST gegenseitige Anerkennung.“
- 8 Es handelt sich in der Tat um einen gemeinsamen Reichtum („common wealth“). Diese Wortwahl stimmt mit dem Titel des dritten Buches von Hardt und Negris Trilogie überein (2010), aber die Ausformulierung der Idee führt sie in eine andere Richtung: sie stellen den im ersten Satz des Kapitals aufgeworfenen Widerspruch zwischen gemeinschaftlichem Reichtum („common wealth“) und der Warenform nicht in den Mittelpunkt.
- 9 Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. In: MEW Bd. 42, 396.

schaft als „ungeheure Warensammlung“ erscheint.¹⁰ Dieser erste Satz ist kein unverfänglicher Einstieg. Marx eröffnet eine spannungsgeladene Welt. Er lädt unsere Empörung ein, unser Gefühl für die zerstörte Würde.

24 Diese Spannung ist nicht nur im Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat (Reichtum und Waren) manifest, sondern bereits innerhalb des Subjektes des ersten Satzes, „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“. Wir beginnen mit unserem unmittelbaren Ausgangspunkt: die kapitalistische Gesellschaft, eine Gesellschaft, in der die kapitalistische Produktionsweise (vor)herrscht.¹¹ Dies ist die Gesellschaft, in der wir leben, dies ist die Gesellschaft, mit der wir uns auseinandersetzen müssen. Das Subjekt des Satzes ist ein historisch spezifisches Subjekt, aber es ist ein Subjekt, das über seine eigene historische Spezifität hinausdrängt. Die Bestimmung des Subjektes („Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“) ist eine Begrenzung, die auf ihre eigene Überwindung verweist: Die Begrenzung des Reichtums setzt einen Reichtum als gegeben, der nicht so begrenzt ist. Indem das Subjekt derart begrenzt wird, verweisen wir bereits darauf, dass es etwas jenseits seiner Grenzen gibt, einen Reichtum, der, zumindest potenziell, nicht der Reich-

10 Ähnlich formuliert Vaneigem (2012, 14): „Das beste Heilmittel gegen diesen Mangel an Leben, der die Krankheit des Überlebens ist, besteht in der Entdeckung des eigenen Reichtums an Freude, an Erschaffung, an Liebe, an Begehren, trinken davon sich von der Unterdrückung durch die Ware zu befreien.“

11 [Anm.d.Ü.: Holloway weist mit dieser Schreibweise auf den Unterschied zwischen *herrschen* (= to rule) und *vorherrschen* (= to prevail) hin: Der Begriff *vorherrschen* ermöglicht es, an eine friedliche Koexistenz mit anderen Produktionsformen zu denken, wohingegen der Begriff *herrschen* darauf hinweist, dass jegliche andere Produktionsform nur im Antagonismus zur kapitalistischen existieren kann. Letztere Version scheint mir exakter zu sein.]

tum von Gesellschaften ist, in denen die kapitalistische Produktionsweise herrscht. Reichtum ist unpassend: er wird nicht innerhalb der Grenzen „der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“, gehalten, er fließt über. Wie ist dieses Überfließen, dieses Überwinden der dem Reichtum auferlegten Grenzen zu verstehen? Dadurch, dass Marx den Reichtum in diesem Satz als Subjekt und nicht als Objekt des Satzes konstituiert, weist er darauf hin, dass der Reichtum selbst die Quelle der Bewegung über seine eigenen Grenzen hinaus ist. Er kündigt an, dass die Geschichte, die er gleich erzählen wird, die Geschichte des menschlichen Reichtums (die Menschheit in der absoluten Bewegung ihres Werdens) ist, der sich gegen und über die Fesseln, die ihn gefangen halten, hinaus bewegt. In diesen allerersten Worten verdeutlicht Marx, dass in diesem Buch keine Theorie der Herrschaft ausgeführt wird, sondern eine Theorie des Drängens gegen die Herrschaft und tatsächlich gegen alle Begrenzungen.

Der Reichtum, der das Subjekt dieses Satz bildet, ist keine ahistorische oder transhistorische Kategorie, sondern eine Kategorie, die über ihre eigene historische Spezifizierung hinausdrängt. Er steht nicht außerhalb des Prädikats, er ist der Sammlung von Waren nicht äußerlich, sondern er steht in-gegen-und-jenseits davon. Der Reichtum, an den wir mit diesen einführenden Worten herangeführt werden¹², ist nicht der Reichtum eines ahistorischen Humanismus, sondern ein Reichtum, der in historisch spezifischer Revolte gegen seine eigene Begrenzung steht.

12 Massimo De Angelis (2007) spricht von der Bedeutung anderer Werte im Gegensatz zum Wert der Waren, aber er schreibt dieses einer Externalität gegenüber dem kapitalistischen Wert zu. Ich begreife dieses Verhältnis vielmehr als ein inhärent antagonistisches. Die Ware existiert nicht einfach neben anderen Formen des Reichtums: sie ist vielmehr eine beständige Aggression, ein beständiger Antrieb, alle anderen Formen des Reichtums aufzusaugen.

Reichtum, die Reichhaltigkeit der menschlichen Kreativität, steht also als Subjekt, als ruheloses, unbefriedigtes Subjekt. Als stolzes Subjekt, die ersten Worte des ersten Kapitels. Reichtum ist verwegen, Reichtum brüllt. Sicherlich voller Entrüstung, vielleicht mit Macht. Dies stellt einen Großteil des linken Denkens, das Armut und nicht den Reichtum als Ausgangspunkt nimmt, auf den Kopf. Der erste Satz des *Kapital* bringt uns dazu, anders zu denken: Wir kämpfen nicht, weil wir arm sind, sondern weil wir reich sind. Nicht, weil wir arm sind, kämpfen wir gegen den Kapitalismus, sondern weil die „absolute Entfaltung [unserer] kreativen Potentiale“ frustriert ist, weil „die absolute Bewegung unseres Werdens“ angeleint ist. Es ist unser Reichtum, der sein Haupt erhebt und brüllt, dass er seine Fesseln sprengen wird.

Das Prädikat

Reichtum, Reichhaltigkeit erscheint in kapitalistischen Gesellschaften als eine „ungeheure Warensammlung“. Zu Beginn des zweiten Paragraphen teilt uns Marx mit, dass die Ware „zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt“ (MEW 23, 49), ist. Die Ware ist ein uns äußerliches Objekt, ein Ding, das für den Verkauf produziert wurde.

Marx nimmt uns in die Enge eines Kerkers mit. In diesem ersten Satz gibt es einen dramatischen Übergang von einer Welt der Reichhaltigkeit (Menschheit „in der absoluten Bewegung des Werdens“) zu einer aus einer ungeheuren Sammlung uns äußerlicher Objekte zusammengesetzten Welt. Marx nimmt uns an der Hand und führt uns in die furchtbare Welt der Politischen Ökonomie. In dramatischer Form werden wir an den Untertitel des Buches erinnert: Eine Kritik der Politischen Ökonomie. Die Spannung zwischen dem Subjekt und dem Prädikat des ersten Satzes bildet die Grundlage der Kritik. Sobald wir einmal diesen schrecklichen Übergang vom Reichtum zu den Waren durchschritten haben, kann

Marx in seinem zweiten Satz sagen: „Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Ware“ (MEW 23, 49). Aber dies macht die Ware nicht zum Ausgangspunkt von Marx' Analyse. Es ist der Reichtum – jene Reichhaltigkeit, die in-gegen-und-jenseits der Welt der Waren steht –, der den Ausgangspunkt bildet. Erst nachdem wir uns in die enge, dunkle Welt der politischen Ökonomie begeben haben, wird die Ware zum Ausgangspunkt. Wenn wir die Außenwelt, die Welt der Reichhaltigkeit, vergessen, dann vergessen wir uns selbst, unsere Kritik, unsere Opposition, den wirklichen Ausgangspunkt.

Der Übergang im ersten Satz ist eine Verengung, eine Reduzierung der Reichhaltigkeit der Welt der politischen Ökonomie, der Waren. Marx wird häufig vorgeworfen, an dieser Verengung schuld zu sein, einen rein ökonomistischen Blick auf die Welt zu haben, die Reichhaltigkeit des Lebens und die Vielfalt von Unterdrückungsformen außer Betracht zu lassen. Aus dem ersten Satz geht hervor, dass nichts der Wahrheit ferner liegen könnte. Seine Kritik der politischen Ökonomie ist nicht nur eine Kritik der verschiedenen Theorien der Ökonomen, es ist eine Kritik der Ökonomie an sich, eine Kritik der Welt, die die menschliche Reichhaltigkeit auf das Ökonomische reduziert. Dies ist genau der Punkt, um den es am Ende des oben aus den *Grundrissen* zitierten Abschnitts geht: „In der bürgerlichen Ökonomie – und der Produktionsepoche, der sie entspricht – erscheint diese völlige Herausarbeitung des menschlichen Innern als völlige Entleerung, diese universelle Vergegenständlichung als totale Entfremdung und die Niederreiung aller bestimmten einseitigen Zwecke als Aufopferung des Selbstzwecks unter einen ganz äußeren Zweck.“¹³ Nicht Marx reduziert alles auf das Ökonomische, das jenes, das nicht in die Warenlogik passt, ausschließt, sondern es ist die Welt selbst, die dies hervorbringt.

Die Bewegung vom Reichtum zu den Waren ist eine Bewegung hin zu einer Welt, die durch Gesetze gebunden ist, eine Welt

fest gefügter gesellschaftlicher Kohäsion, eine Welt, die als Totalität verstanden werden kann, eine Welt der Synthese. Es gibt keinen inhärenten Grund, warum die Produktion des Reichtums irgendwelchen Gesetzen folgen sollte. Die völlige Herausarbeitung unserer kreativen Potenziale kann in viele verschiedene Richtungen erfolgen, aus unterschiedlichen Motiven, mit verschiedenen Rhythmen. So verhält es sich nicht mit den Waren: Sie werden für den Austausch produziert, und die Notwendigkeit, sie auszutauschen, erlegt die Notwendigkeit auf, sie mit der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit zu produzieren, und dies schafft eine ganze Welt funktionaler Notwendigkeiten, gesellschaftlicher Bestimmungen, die als von jeglicher bewusster Kontrolle unabhängige Gesetze funktionieren. Marx untersucht diese Gesetze im *Kapital*, tut dies jedoch aus einem Blickwinkel heraus, der sich gegen- und-jenseits dieser gesetzesgebundenen Totalität befindet.

Die Bewegung vom Reichtum hin zu den Waren ist also die Bewegung hin zu einer quantifizierbaren und quantifizierten Welt. Der kleine Zusatz zum Prädikat, „die einzelne Ware als seine Elementarform“, wird dabei bedeutsam. Wenn man sich Reichtum als die „absolute Herausarbeitung [menschlicher] kreativer Potenziale“ vorstellt, dann ergibt es überhaupt keinen Sinn, sich diesen als in einzelne Einheiten oder in individuelle Stücke Reichtum unterteilt vorzustellen. Nur wenn dieser Reichtum auf eine Sammlung uns äußerlicher Objekte reduziert wird, ist es möglich von seiner Unterteilung in Einheiten zu sprechen: tatsächlich wird es dadurch nicht nur möglich, sondern die Unterteilung dieses Reichtums in austauschbare Einheiten oder individuelle Waren ist ein essentieller Bestandteil des Übergangs vom Subjekt des Satzes zu seinem Prädikat.¹⁴

14 Ich danke Richard Gunn dafür, dass er mich darauf aufmerksam gemacht hat.

Das Verb

Der Reichtum erscheint als eine ungeheure Warensammlung. Was bedeutet „erscheint als“?

1. Die Erscheinung ist keine falsche Erscheinung: Marx sagt nicht, „der Reichtum scheint eine ungeheure Warensammlung zu sein, aber dies ist ein Fehler, in Wirklichkeit ist es etwas anderes“.¹⁵ Solch eine Interpretation würde die Erscheinung von ihrem Substrat, ihrer Grundlage abtrennen, das heißt, von dem, was als solches erscheint, und das Verhältnis zwischen Letzterem und Ersterem als zufälliges Ergebnis behandeln, wohingegen das Verhältnis zwischen Erscheinung und Substrat für Marx von zentraler Bedeutung ist. Die Erscheinung ist eine wirkliche Erscheinung, eine Erscheinung, welche allgemein gültig ist, eine gewisse Stabilität hat. Es ist keine Erscheinung, die verschwindet, sobald wir einmal hervorheben, dass es sich um einen Fehler handelt. Es ist eine Erscheinung, die von „Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“, hervorgebracht wird.

29

Wir können auf die Stabilität oder Realität dieser Erscheinung hinweisen, indem wir sagen, dass Reichtum in kapitalistischen Gesellschaften *in der Form* einer ungeheuren Warensammlung existiert. In diesem Zusammenhang kann der Begriff „Form“ als „Existenzweise“¹⁶ verstanden werden: die Existenzweise von Reichtum in kapitalistischen Gesellschaften ist eine ungeheure Warensammlung.

2. Die Erscheinung ist also allgemeingültig. Marx sagt nicht: „Der Reichtum dieser Gesellschaften erscheint Adam Smith oder David Ricardo als ungeheure Warensammlung.“ Er sagt ebenfalls nicht: „Der Reichtum erscheint der Bourgeoisie als eine Masse an

15 Siehe Heinrich (2008, 51) zur Diskussion über den Unterschied zwischen „erscheint“ und „scheint“ in diesem Zusammenhang.

16 Siehe Gunn (1992, 14) zum Begriff der Form als Existenzweise.

Waren, aber das Proletariat weiß, dass es nicht so ist“¹⁷, oder: „Der Reichtum wird durch die bürgerliche Ideologie als ungeheure Warensammlung präsentiert.“ Vielmehr sagt er, dass Reichtum in diesen Gesellschaften als Waren erscheint oder in der Form von Waren existiert. Es erscheint so den Mitgliedern dieser Gesellschaft und es erscheint so, weil es so ist, die Erscheinung ist real, Reichtum existiert wirklich in der Form einer ungeheuren Warensammlung. Dies ist wirklich die Art und Weise, in der die Menschen mit dem Reichtum umgehen, dies ist die Kraft, die bestimmt, welcher Reichtum produziert wird und wie. Wir haben bereits dargelegt, dass die Macht dieser wirklichen Erscheinung den Schlüssel zum

30 Verständnis dafür bietet, warum diesem ersten Satz in aller Regel keine tiefere Bedeutung beigemessen wird.

3. Dies bringt uns zu einem für die Lektüre des *Kapital* zentralen Problem. Wenn Reichtum in dieser Form erscheint, was ermöglicht dann Marx, diesen Satz zu schreiben? Der Satz hätte nicht geschrieben werden können, wenn Marx nicht in der Lage gewesen wäre, diese Erscheinung in irgendeiner Weise zu transzendieren. Wie lässt sich dies erklären?

Dass der Grund in der Person des Autors liegt, wäre die offensichtlichste Erklärung. Marx war ein sehr schlauer Mensch, und wir, die wir seine Einsicht teilen, sind auch sehr schlau, deshalb sind wir in der Lage, die Erscheinungen zu brechen. Diese Erklärung ist aus zwei Gründen problematisch. Der erste ist, dass sie konträr zu Marx' eigener Methode liegt. Für ihn ist die Erscheinung eine wirkliche Erscheinung, eine, die über ein wirkliches Substrat, eine wirkliche, in der gegenwärtigen Organisationsform menschlicher Aktivität liegende Grundlage verfügt. Die Grenzen des Denkens von Smith und Ricardo sind zum Beispiel nicht Ergebnis von Fehlern oder Mangel an Intelligenz, sondern Ergebnis

17 Dies ist das zentrale Thema in Lukács' immer noch wundervollem, aber problematischem Buch *Geschichte und Klassenbewußtsein* (1923).

der Tatsache, dass ihre Füße und Köpfe in den gesellschaftlichen Verhältnissen des Kapitalismus verortet waren.

Sie haben nicht bloß den Standpunkt der Bourgeoisie ergriffen, sondern ihre Ideen wurden durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, denen sie angehörten, ermöglicht und auch begrenzt. Das zweite Problem mit dieser Art der Erklärung ist, dass sie zu einer persönlichen Trennung führt – zwischen denen, die verstehen, dass Reichtum mehr bedeutet als Produktion, Besitz und Konsumtion von Waren, und den Massen, die in einer Welt der Erscheinungen gefangen sind. In diesem Fall liegt es in der Verantwortung der erleuchteten Wenigen, den Massen Erleuchtung (oder Bewusstsein) zu bringen. Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts zeigen jedoch, dass solch eine Vorstellung desaströse Folgen haben kann. 31

Damit Marx diesen Satz verfassen kann und wir ihn mit anderen teilen können, ist mehr als bloße Schläue, mehr als eine personalisierte Erklärung für dessen Entstehung erforderlich. Damit Marx die Erscheinung transzendieren kann und seinen Standpunkt jenseits von ihr einnehmen kann (wie er es in seinem ersten Satz tut), muss es eine nicht innerhalb der Erscheinung enthaltene Nicht-Erscheinung geben, ein Überfließen, ein Unpassendes, einen Rest. Damit Marx gedanklich über die Erscheinung hinausgehen kann, muss es in der Praxis einen Bruch mit der Erscheinung geben. Es ist die wirkliche Nicht-Erscheinung, die es uns erlaubt, den Blickwinkel einzunehmen, aus dem heraus wir sagen können, dass „Reichtum als Waren“ erscheint. Wenn wir diese Äußerung tätigen, sagen wir im selben Augenblick unvermeidlicherweise: „Aber diese Äußerung ist nicht die volle Wahrheit, denn das Einzige, das uns erlaubt, diese Äußerung zu tätigen, ist die Tatsache, dass es gleichfalls zutrifft, dass Reichtum nicht als Waren existiert, dass Reichtum in-gegen-und-jenseits-von Waren existiert.“ In dem Satz schwingt notwendigerweise ein unausgesprochener Unterstrom mit, eine Nicht-Erscheinung. Die Erscheinung schließt das,

was nicht erscheint, eine unsichtbare oder latente Grundlage, aus unserer Sicht aus, und es ist die wirkliche Existenz dieser Grundlage, dessen, „was nicht in Erscheinung tritt“, was es uns erlaubt, den ersten Satz zu verstehen und als unseren anzunehmen. Wir könnten sagen, dass die Hälfte des ersten Satzes mit unsichtbarer Tinte geschrieben wurde.

Hier leben wir Lesende des *Kapital* und hier wollen wir leben: in der Welt, die nicht in der Erscheinung des Reichtums als Waren aufgeht. Wenn wir uns die Bewegung vom Reichtum zu Waren als den Übergang in einen Kerker der Dinge vorstellen, dann befinden wir, die Lesenden des *Kapital*, uns auf der Seite des Reichtums, unsere Hacken in die Erde bohrend, schreiend, dass wir nicht in den Kerker gezogen werden möchten, dass wir nicht in der verzauberten Welt der Erscheinungen aufgehen möchten, die uns in Gänze zu verschlingen droht. Klar: warum sonst sollten wir das *Kapital* lesen?

Sobald wir einmal die Frage gestellt haben, wie diese Äußerung möglich ist (und es fällt schwer zu sehen, wie sie vermieden werden könnte), ändert sich das *Kapital* in Gänze. Von einer Geschichte, die beschreibt, wie die Sachen zusammenpassen, wird es zu einer Geschichte des Unpassendseins. Und dann stellen wir fest, dass unsere Freude beim Lesen daher kommt, dass wir auch Unpassende sind: wir leben in-gegen-und-jenseits dieses Systems, das wir zu verstehen versuchen.

4. Der erste Satz kann nur verfasst werden, weil das Verhältnis zwischen Reichtum und Waren nicht auf Identität beruht. Reichtum geht nicht rückstandslos in der Ware auf: es ist dieser Rückstand, der das Schreiben (und das Lesen) des Satzes möglich macht.

Das Verb „erscheint als“ ist kein Verweis auf Identität. Der Begriff „erscheint als“ wird von Marx nicht verwendet, um, grob gesprochen (wie wir es häufig tun), zu sagen: „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht,

ist eine ‚ungeheure Warensammlung‘.“ Nichtsdestotrotz drückt das Verb einen Prozess der Identifizierung aus. In dieser Gesellschaft wird der Reichtum als eine Sammlung von Waren identifiziert. Es gibt einen Prozess des Identifizierens, aber der Prozess ist nicht abgeschlossen, denn er sieht sich mit einer Bewegung in die entgegengesetzte Richtung konfrontiert, einem Widerstand. Anders ausgedrückt ist das Verhältnis zwischen Erscheinung und Nicht-Erscheinung ein antagonistisches. Es gibt einen lebendigen Antagonismus zwischen dem Hineinziehen des Reichtums in die Warenform und den Kräften, die gegen-und-jenseits dieses Prozesses drängen. Auf der einen Seite die Bewegung des „Erscheinen als“, des Formens, Identifizierens; auf der anderen die Bewegung des Anti-Identifizierens, des Überfließens, des Nicht-Passend-Seins. Die Erscheinung, die Ware, stellt sich als nicht-antagonistisch dar, aber dahinter verbirgt sich der ihr zugrunde liegende Antagonismus. Der Reichtum dieser Gesellschaften erscheint als eine ungeheure Warensammlung: diese Erscheinung ist ein aktives Erscheinen, ein aktives Formieren oder Identifizieren, das sich aus dem Umstand ableitet, dass es gleichermaßen wahr ist, dass Reichtum nicht als eine Warensammlung erscheint, dass es über die Grenzen dieser Erscheinung fließt.

Das, was als *fait accompli*¹⁸ erscheint (die Existenz von Reichtum in der Warenform), ist ein lebendiger Antagonismus. Wenn wir uns den Übergang vom Subjekt zum Prädikat des Satzes als ein Hineinziehen des Reichtums in den Kerker der Ware vorstellen, dann sagt uns das Überfließen, dass die Tür des Kerkers noch nicht schep-pernd ins Schloss gefallen ist, dass das Hineinziehen noch anhält.

Weit davon entfernt, eine vollendete Tatsache zu sein, ist die Warenform ein beständiger Angriff auf ihre Grundlage, ein beständiger Kampf darum, sie in die Warenform zu zwingen und sie darin zu begrenzen, und dieser Angriff sieht sich einem beständigen

18 Frz. Für: vollendete Tatsache (Anm.d.Ü).

Drängen in die entgegengesetzte Richtung gegenüber, da das menschliche Schaffen des Reichtums sich dieser Begrenzung widersetzt und nach anderen Formen der Vergesellschaftung drängt.¹⁹ Damit dieser Satz Sinn ergibt, müssen sowohl „Reichtum“ als auch „Ware“ eher als Verben denn als Substantive aufgefasst werden. Die Ware ist in Wirklichkeit eine Bewegung des Kommodifizierens und Reichtum ist eine Bewegung des Reichtum-Schaffens oder des Bereicherns, eine Bewegung gegen-und-jenseits der Warenform, ein Kommunizieren. Genauer gesagt bedeutet der Übergang vom Anfang bis zum Ende dieses ersten Satzes einen Übergang von einem aktiven Bereichern („Herausarbeitung ... kreativer Potenziale“) zu einem Substantiv, das nicht nur das Bereichern verbirgt, sondern auch seine eigene Dynamik als eine Bewegung der Kommodifizierung. Die Erscheinung, auf die sich der Ausdruck „erscheint als“ bezieht, ist beständig umkämpft.

Also eröffnet der Ausdruck „erscheint als“ einen Raum der Hoffnung. Wir leben in einer Welt, in der wir mit dem Reichtum in der Form von Waren oder Geld, dem allgemeinen Äquivalent der Waren, konfrontiert sind. Wenn der erste Satz des *Kapital* uns sagt, dass es sich hierbei um eine Erscheinung handelt, sagt er uns, dass es wahr ist, aber auch, dass es unwahr ist, dass Reichtum mehr ist als dies, dass es einen Reichtum gibt, der jenseits seiner Form drängt. Wenn die Existenz des Reichtums als Waren eine Welt der Fremdbestimmung, eine Welt aufzeigt, in der die Entwicklung des Reichtums der menschlichen Fähigkeiten durch den Wert der Waren bestimmt ist, dann macht uns das einfache „erscheint als“ auf die ge-

19 Das Schlachtfeld des geistigen Eigentums ist gegenwärtig ganz offensichtlich. Allgemeiner ausgedrückt ist die Kommodifizierung der Reichhaltigkeit (oder die Einhegung der Allmende, wie sie auch häufig bezeichnet wird) eine erschreckend blutige Schlacht, die den Kern heutiger menschlicher Erfahrung ausmacht.

genwärtige Realität eines Drängens zur Selbstbestimmung aufmerksam²⁰ (die Vorbedingung für das Verfassen des ersten Satzes).

In diesen Eröffnungsworten wird die Krise als Thema gesetzt. Der Ausdruck „erscheint als“ sagt uns, dass die furchterregende Existenz des Reichtums in der Form von Waren nicht (oder nicht notwendigerweise) auf ewig bestimmt sein muss. Es gibt eine Nicht-Ewigkeit, eine Instabilität in der Existenzform des Reichtums. Bereits in diesem ersten Satz ist das Läuten der Totenglocke des Kapitalismus, die explizit erst ca. 700 Seiten später angeführt wird, zu hören. Vom Standpunkt des Kapitals aus betrachtet stellt der Ausdruck „erscheint als“ eine Bedrohung dar. „Was ist dieses ‚erscheint als?‘“, schreien die Kapitalisten, „Reichtum *ist* Geld und Waren, und mehr gibt es dazu nicht zu sagen.“ Im Ausdruck „erscheint als“ liegt eine Drohung, etwas jenseits ihres Horizontes, ihrer Kontrolle.

Das, was jenseits ihrer Kontrolle liegt, ist das, was latent ist, der Reichtum, der nicht „[als] erscheint“, der nicht in die Warenform fällt oder nicht vollständig in ihr aufgeht. Dies ist die Bedrohung. Offensichtlich birgt der erste Satz keine vollentwickelte Krisentheorie, aber er weist uns in eine bestimmte Richtung. Er weist uns auf eine Krisentendenz hin, die sich aus *dem, das nicht erscheint*, ableitet, die uns den Standpunkt vermittelt, von dem aus wir die Wörter „erscheint als“ aussprechen können. Reichtum, die Reichhaltigkeit menschlicher Kreativität, ist die Krise ihrer eigenen Begrenzung – der Reichtum, der aus seiner eigenen Begrenzung überfließt, der sich weigert, begrenzt zu werden, drängt jenseits zu einer anderen Art der gesellschaftlichen Kooperation, hin zu einer freien Assoziation der Erschaffenden.²¹

20 Ich danke meinem Freund Sergio Tischler für diese Formulierung.

21 Marx bezeichnet dies auch als „Produktionskräfte“, ein Begriff, der von der nachfolgenden Tradition des Marxismus in einen Ausdruck der Erstarrung verändert wurde, der aber besser als der Antrieb der Menschheit zur „absoluten Bewegung des Werdens“ verstanden werden sollte.

Die von dem Ausdruck „erscheint als“ angekündigte Krise ist eine Krise der Transformation des Reichtums in Waren. Reichtum erscheint jetzt als ungeheure Warensammlung, aber dies wird er nicht ewig tun. Er wird dies nicht ewig tun, weil die Behauptung bereits ihre eigene Unwahrheit beinhaltet. Es ist bereits wahr, dass es in der Bewegung der Kommodifizierung/Totalisierung/Synthese/Schließung des Reichtums ein Bewegen in die entgegengesetzte Richtung gibt, eine Enttotalisierung²², ein Auseinanderreißen, eine Entkommodifizierung, ein Bereichern, ein Kommunisieren, das die Krise der Warenform konstituiert. Es ist die letztere Form, die später im *Kapital* als „gesellschaftliche Produktionskräfte“ auftaucht.

5. „Erscheint als“ positioniert uns im Zentrum all dieser Entwicklungen, in der Mitte des Schlachtfeldes. Es gibt kein Versteck.

Wir lesen den Satz dreimal. Beim ersten Lesen ist es wahrscheinlich (wie wir es gesehen haben), dass wir einfach drüber hinweggehen, dass wir den Satz als wenig bedeutungsvoll behandeln. Wir lesen, dass „der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, [...] als eine ‚ungeheure Warensammlung‘ [erscheint]“, denken, „natürlich tut er das“, und fahren fort, um die Ware zu analysieren. Anders ausgedrückt, fallen wir auf die Erscheinungen herein, die wir zu kritisieren glauben. Schlimmer noch: Indem wir dem ersten Satz keine Bedeutung beimessen, partizipieren wir wirklich an der Erscheinung von Reichtum als Ware.

Wenn wir den Satz ein zweites Mal lesen, schreien wir vor Entrüstung. Wir verstehen das Grauen dessen, was Marx sagt: dass der unbegrenzte Reichtum des menschlichen Werdens in die Form einer ungeheuren Warensammlung gezwungen wird. Marx hat uns direkt zur Vorstellung von Wissenschaft als Kritik geführt. Noch bevor irgendetwas über die Ware gesagt wurde, hat er sie als

22 S. Tischler zur Frage der Enttotalisierung (2014).

Objekt der Kritik konstituiert. Indem er uns sagt, dass Reichtum als Ware erscheint, fordert er uns dazu auf, diese Erscheinung zu kritisieren, zu versuchen zu verstehen, wo dies herkommt, welche Beziehung zu den Kräften besteht, die es [den Reichtum in Form von Waren; Anmerkung K.R.] hervorbringen. Marx sagt tatsächlich: „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware.“ Im selben Atemzug setzt er den Reichtum als Standpunkt der Kritik: der Reichtum, der als Warensammlung erscheint und nicht erscheint, der Reichtum, der jenseits seiner gegenwärtigen Existenzform drängt. Kritik ist also die Selbstentdeckung dessen, was durch die Erscheinung verborgen ist. 37

Wenn wir den Satz ein drittes Mal lesen, schreien wir erneut: nicht nur mit Empörung gegen die Welt, sondern mit gegen uns selbst gerichtetem Entsetzen. Wie war es uns möglich, den Satz ein erstes Mal zu lesen, ohne zu schreien? Wie konnten wir das Entsetzen über die Transformation menschlicher Reichtümer in eine ungeheure Warensammlung einfach so hinnehmen? Wie konnten wir gegenüber dem Leiden, das der Satz wiedergibt, so unsensibel sein? Wir können nicht anders, als uns zu fragen, ob dies die Unsensibilität ist, die Auschwitz ermöglichte²³, die es verhindert, Guantanamo zu schließen, und die all den Hunger und all die Zerstörung der Welt ermöglicht. Und wir wissen, die Antwort lautet: ja.

Kritik wird zur Selbstkritik. Aber es handelt sich nicht nur um eine persönliche Selbstkritik, denn wir wissen, dass dieses Lesen-ohne-Schreien das allgemeine Verständnis des ersten Satzes des *Kapital* wiedergibt. Eben genau weil der Satz „erscheint als“ sich

23 Dies ist einfach nur eine Wiederholung von Adornos Diktum: „Auschwitz bestätigt das Philosophem von der reinen Identität als dem Tod“ (Adorno 1966, 355).

nicht auf eine falsche, sondern auf eine richtige Erscheinung bezieht, stellt er nicht nur für die kapitalistische Gesellschaft, sondern auch für uns selbst eine Herausforderung dar. Da die Erscheinung in dieser Gesellschaft über eine allgemeine Validität verfügt, leben wir auch in ihr, egal wie schlau oder revolutionär wir uns gerne sähen. Unser Leben innerhalb der Erscheinung drückt sich in der Lektüre des ersten Satzes aus. Die Kritik wird also nicht nur gegen die Existenz des Reichtums in der Warenform gerichtet, sondern auch gegen unsere eigene Art des Denkens (und tatsächlich auch gegen unsere eigene Existenzform). Die Aussage, dass der Standpunkt unserer Kritik der Reichtum ist, der jenseits der Warenform drängt, befreit uns nicht von den Erscheinungen, die durch diese Form hervorgebracht werden. Um wissenschaftlich zu denken, müssen wir uns gegen uns selbst wenden. Wenn wir sagen, „der Reichtum in diesen Gesellschaften erscheint als Waren“, erkennen wir an, dass wir innerhalb dieser Erscheinungen leben, und stellen uns gleichzeitig gegen-und-jenseits dieser Erscheinungen, als Kritik der Erscheinungen. Wir anerkennen, dass unsere Anwesenheit in dieser Gesellschaft uns als selbst-antagonistisch konstituiert, als schizophrän im allgemeinen Sinne des „Selbst-Gesplatteten“. Aus diesem Grund ist jegliche Vorstellung revolutionärer Reinheit oder theoretischer Korrektheit absurd.

Aber es sind nicht nur wir. Auch Sie, Herr Marx. Es muss so sein. Marx lebte ebenfalls in dieser Welt der Erscheinungen, in der die Existenz menschlichen Reichtums als Warensammlung einfach hingenommen wird. So, wie er das Entsetzen über das, was geschieht, hervorhebt, gibt es gleichzeitig Momente, in denen er es als gegeben hinzunehmen scheint, Momente, in denen er sich auf die Welt der Formen (Ware – Geld – Kapital) zu konzentrieren scheint und sein Stehen-gegen-und-jenseits dessen vergisst, was, angefangen mit den ersten Worten des Buches, seiner Analyse ihren kritischen Zugang gibt. Es ist unmöglich, das *Kapital* zu lesen,

ohne mit der Frage konfrontiert zu sein: „welcher Marx, welche Lektüre“?

Die Eröffnungsworte (das „erscheint als“) künden von einer Spannung, die unvermeidlich sowohl Marx als auch uns alle durchläuft. Selbstverständlich gibt es zwei Marxe, so wie es ebenfalls von uns jeweils zwei gibt, aber die Spannung besteht nicht zwischen dem jungen und dem alten Marx (wie Althusser behauptete), sondern zwischen einer Spannung, die sich aus dem Antagonismus zwischen der Erscheinung und ihrer Grundlage ableitet. Hätte Marx seinen ersten Satz ausgepackt, hätte er vielleicht geschrieben:

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘, und da diese Erscheinung nicht einfach ein Fehler ist, sondern durch das Wesen dieser Gesellschaften hervorgebracht wird, folgt daraus, dass es unmöglich ist, diesen Erscheinungen vollständig zu entfliehen, solange es den Kapitalismus weiterhin gibt. Wenn wir also diese Erscheinungen kritisieren, was wir dadurch tun, dass wir sie einfach als Erscheinungen aufzeigen, weisen wir auch auf eine in uns bestehende Spannung zwischen unserer Existenz innerhalb dieser Erscheinungen und unserer Kritik der Erscheinungen als Erscheinungen hin. Erwartet also nicht, einen wahren Marx oder die richtige Lesart zu finden, wenn ihr dieses Buch lest: nehmt den Text vielmehr als eine Anregung, die Teil eurer eigenen widersprüchlichen Existenz werden kann.“

Er hätte dies vielleicht schreiben können, er tat es aber nicht.

Resonanzen

Die hier entwickelte Argumentation ist ganz einfach: Marx' *Kapital* beginnt mit dem Reichtum, nicht mit der Ware, und die theoretischen und politischen Implikationen dieser Unterscheidung sind enorm.

1. Hier wird entgegengesetzt zu den Hauptströmungen der Kommentare zum *Kapital* argumentiert. Relativ wenige Kommentierungen erwähnen den ersten Satz überhaupt, und von denen, die es tun, zieht keiner die Schlussfolgerungen, die hier vorgeschlagen werden. Es ist nicht meine Absicht, die anderen KommentatorInnen zu kritisieren, aber kurze Anmerkungen zu den drei einflussreichsten und herausragendsten Kommentierungen werden helfen, die Unterscheidungsmerkmale der hier vorgelegten Argumentation hervorzuheben.

40 David Harveys *Marx*’ „*Kapital*“ lesen zitiert den ersten Satz auf der ersten Seite des ersten Kapitels (Harvey 2011, 26) und macht auf die Bedeutung des Begriffs „erscheint als“ aufmerksam, der „darauf [... hinweist], dass hinter der oberflächlichen Erscheinung noch etwas anderes vor sich geht“ (ebd.). Er interpretiert den ersten Satz dahingehend, dass „Marx ausschließlich die kapitalistische Produktionsweise behandelt“ (ebd.)²⁴, was sich ziemlich von der hier vorgeschlagenen Interpretation unterscheidet, nämlich dass sich die Bedeutung des ersten Satzes aus dem Umstand ableitet, dass Marx seinen Blick nicht auf den Kapitalismus begrenzt, sondern darüber hinaus drängt. In Einklang damit widmet Harvey der Frage des Reichtums keine Aufmerksamkeit und bewegt sich unmittelbar auf das Ende des Satzes, die Ware, zu. Zehn Seiten später fasst er seine Sicht auf den Anfang des *Kapital* so zusammen: „Bisher ist der Gedankengang in etwa folgender: Marx erklärt, er wolle entschlüsseln, wie die kapitalistische Produktionsweise funktioniert. Er beginnt mit dem Begriff der Ware ...“ (ebd., 37).

24 Ich weiche hier von der deutschen Übersetzung ab, da das vorliegende Original folgendes Zitat vermerkt: „[...] Marx is exclusively concerned with the capitalist mode of production“ (Harvey 2010, 15). Dies wurde im Deutschen folgendermaßen wiedergegeben: „Es geht ihm nicht um antike Produktionsweisen, sozialistische Produktionsweisen oder gar Mischformen, sondern um die kapitalistische Produktionsweise in ihrer ziemlich reinen Form“ (Harvey 2011, 26). [Anm.d.Ü.]

Michael Heinrichs beeindruckend klare Einführung in das *Kapital – Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung* (Heinrich 2004)²⁵ – zitiert den ersten Satz zu Beginn seines Kapitels über „Wert, Arbeit, Geld“ und geht dann unmittelbar weiter zur Ware, wobei er darauf aufmerksam macht, dass die Ware nur im Kapitalismus die typische Form des Reichtums ist. In einem weiteren Buch *Wie das Marxsche „Kapital“ lesen? Leseanleitung und Kommentar zum Anfang des „Kapital“* (Heinrich 2008, 50-54) widmet derselbe Autor einen ganzen Abschnitt mehrerer Seiten dem ersten Absatz des *Kapital*. Nachdem er hervorgehoben hat (so wie wir es hier getan haben), dass „[v]iele Leser und Leserinnen [...] sich bei diesem Absatz nicht lange aufhalten“ werden wollen (ebd., 50), macht er auf die Bedeutung des Ausdrucks „erscheint als“ aufmerksam, indem er ihn sowohl von „ist“ als auch von „scheint“ unterscheidet. Er hebt hervor, dass hier eine implizite Kritik an Adam Smiths *Der Wohlstand der Nationen* enthalten ist. „Smith spricht vom Reichtum ganz unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsform, was ihm später erleichtert, kapitalistische Verhältnisse als ‚natürliche‘ zu charakterisieren“ (ebd., 52). Danach fährt er mit einer Erörterung der Ware fort, wobei er die Bedeutung dieses ersten Absatzes auf eine Einführung in das zentrale Thema reduziert: „Im Grunde sagt der erste Absatz nur aus, dass Marx seine Darstellung mit der Ware beginnt und dass er glaubt, dafür gute Gründe zu haben“ (ebd., 53). Weder kommt hier das zentrale Thema unseres Artikels, nämlich die Spannung zwischen Reichtum und Ware, zur Sprache noch wird die Frage aufgeworfen, was es Marx erlaubte, diese Äußerung zu tun. Heinrich führt

41

25 Heinrichs Buch wurde von meinem Freund Werner Bonefeld (im Klappentext) als „die beste und umfassendste Einführung in das Marxsche *Kapital*, die es gibt“, gepriesen. Ich habe keinen Anlass, diese Beschreibung infragezustellen, denn die Ausführungen über das *Kapital* sind extrem klar, aber ich teile die Interpretation, die Heinrich vorlegt, nicht.

die Implikationen seines Verständnisses der Ware und der Werttheorie aus: „Mit der Werttheorie will Marx eine bestimmte gesellschaftliche Struktur aufdecken, der die Individuen folgen *müssen, egal was sie sich dabei denken*“ (Heinrich 2004, 44; kursiv im Original).

Harry Cleavers wichtiges Buch „*Das Kapital*“ *politisch lesen* (1979/2011) steht der hier entwickelten Interpretation näher. Er versteht die Logik der Warenform nicht als unausweichliche Struktur, sondern als Kampf: „Es gibt sicherlich gewisse Regelmäßigkeiten oder ‚Gesetze‘ des Warentausches, ebenso wie es eine Logik in der Warenform selbst gibt, aber diese Logik und diese

42 Gesetze sind nur diejenigen, deren Durchsetzung dem Kapital gelingt. Was Marx uns im *Kapital* zeigt, sind die vom Kapital festgelegten ‚Spielregeln‘“ (Cleaver 2011, 165). Obgleich er die Warenform als Kampf versteht, bleibt Cleaver jedoch der traditionellen Auffassung verhaftet, dass das *Kapital* mit der Ware beginnt. Er zitiert den ersten und den zweiten Satz (Cleaver 1979, 175) und fährt dann fort: „Er beginnt mit der Ware, weil sie die elementare Form des Reichtums in der kapitalistischen Gesellschaft ist. Wenn wir den Rest des *Kapitals* lesen, entdecken wir, warum der gesamte Reichtum in der bürgerlichen Gesellschaft die Warenform annimmt“ (Cleaver 2011, 175). Obgleich also Cleaver die Bedeutung der Sichtweise betont, die Kategorien Wert, Geld, Kapital und so weiter als Kategorien des Kampfes zu sehen, bleibt doch der Kampf gegen diese Formen der Analyse des *Kapital* rein äußerlich. Im Gegensatz dazu wird hier entwickelt, dass bereits die Eröffnungsworte „der Reichtum“ als Ankündigung des anti-kapitalistischen Kampfes angesehen werden müssen. Der Kampf ist kein Ergebnis des Aktivismus, der von außerhalb der Herrschaft kommt, sondern ist vielmehr bereits in die Herrschaftsbeziehung selbst eingeschrieben und wohnt unserer Alltagserfah-

rung inne. Die Kategorien selbst erzählen ihre Geschichte der Revolte.²⁶

Es würde unserer Argumentation nicht helfen, dieser Diskussion noch weitere Autoren hinzuzufügen. Andere Kommentatoren des *Kapital* nehmen die hier vorgelegte Perspektive nicht ein. Soweit mir bekannt, stellt niemand die Frage danach, was es Marx erlaubt hat, die von ihm analysierten Erscheinungen zu durchbrechen, und niemand stellt das Verhältnis zwischen Reichtum und Ware als eines des aktiven Kampfes dar. Die praktisch universelle Position ist, dass Marx mit der Ware beginnt²⁷, und die allgemeine Sicht scheint die von Harvey artikuliert zu sein, nämlich: „Marx erklärt, er wolle entschlüsseln, wie die kapitalistische Produktionsweise funktioniert“ (Harvey 2011, 37). Da diese Gesetzmäßigkeiten unabhängig vom menschlichen Willen funktionieren, scheint daraus zu folgen, dass, wie Heinrich es ausdrückt, ihnen „die Individuen folgen *müssen, egal was sie sich dabei denken*“ (Heinrich 2004, 44; kursiv im Original).

43

2. Es ist nicht das Ziel, die *richtige* Lesart von Marx herauszufinden oder zu entdecken, was er *wirklich* gemeint hat. Es ist von sekundärem Interesse, ob Marx sich aller Implikationen dessen, was er schrieb, bewusst war. Viel wichtiger ist, dass wir über einen Text sprechen, der einen ungeheuren Einfluss auf die For-

26 Siehe meinen Kommentar zu Cleavers Ablehnung der konkreten Arbeit als Kategorie des Kampfes in Holloway (2002, 217 f.).

27 Die herausragende Ausnahme, die einzige, die ich finden konnte, ist ein Kapitel von León Rozitchner über Kooperation und den produktiven Körper bei Marx und Freud, wo er betont, dass Marx das *Kapital* nicht mit der Ware, sondern mit dem Reichtum beginnt, und er bei dem Begriff des Reichtums explizit auf den Abschnitt der *Grundrisse* verweist, der hier zitiert wird (MEW 42, 395 f.). Er entwickelt daraus jedoch nicht den Antagonismus im Verhältnis zwischen Reichtum und Ware, der hier betont wurde. Ich danke Bruno Bosteels aufs Herzlichste dafür, dass er mich auf Rozitchners Arbeit aufmerksam gemacht hat.

mung antikapitalistischen Kampfes ausgeübt hat. Da sich die Formen des Kampfes ändern, müssen wir seine anhaltende Bedeutung beständig hinterfragen und die Antwort auf diese Frage ist untrennbar mit dessen Interpretation verbunden. Es gibt keine ahistorische oder gar unpolitische Möglichkeit, das *Kapital* zu lesen.

44 Zwischen der traditionellen Lesart des *Kapital* (die annimmt, dass Marx mit der Ware beginnt und dass sich das Buch darum dreht, die „Gesetzmäßigkeiten“ des Systems zu erklären) und einem Begriff revolutionärer Veränderung, der die Revolution in der Zukunft verortet und sie mit der Übernahme der Staatsmacht und dem Ersatz eines Systems durch ein anderes assoziiert, hat es eine symbiotische Beziehung gegeben. Diese Sichtweise der Revolution ist durch die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts und die Dringlichkeiten der Gegenwart in großen Misskredit geraten. In nur wenigen Ländern gibt es eine Partei, die auch nur entfernt über die Aussicht verfügt, die „zukünftige Revolution“ anzuführen.

Das zentrale Thema ist Schließung. Wenn wir mit der Ware beginnen, stellen wir uns bereits *innerhalb* des Systems, das wir kritisieren. Was sich daran anschließt, kann als machtvolle Analyse des Gefängnisses angesehen werden, innerhalb dessen wir gefangen sind. Dieses Gefängnis ist durch eine hochgradig strukturierte Kette gesellschaftlicher Formen konstituiert. Beginnend mit der Warenform (die Warenform als Form gesellschaftlicher Verhältnisse) führt uns Marx zu immer entwickelteren Formen der Totalität gesellschaftlicher Verhältnisse, die sich voneinander ableiten: die Wertform aus der Warenform, die Geldform aus der Wertform, die Kapitalform aus der Geldform und so weiter.²⁸ Marx gibt sich große Mühe (insbesondere in seinen Kritiken an Proudhon), die Koppelungen zwischen den Formen zu erklären, wie etwa, dass es

28 Die von Autoren wie Reichelt, Backhaus, Postone und Heinrich vorgelegte Neue Marx-Lektüre ist wahrscheinlich die differenzierteste Entwicklung dieses Ansatzes. Siehe Bonefeld (2014).

wenig Sinn ergibt, von einer Gesellschaft zu träumen, die auf dem Warentausch basiert, aber nicht über Geld verfügt, oder von einer Gesellschaft mit Geld, aber ohne Kapital. Die unterschiedlichen Formen hängen eng miteinander zusammen, um eine Totalität zu bilden. Wenn wir da aufhören, dann haben wir eine Analyse, die darauf hindeutet, dass die einzige Art, diese Totalität zu brechen, darin besteht, es als Ganzes zu tun, dass Versuche, bestimmte Aspekte zu brechen, aufgrund der integrierenden Macht des Ganzen von vornherein zum Scheitern verurteilt sind.

Wenn wir das *Kapital* als exakte Analyse eines geschlossenen Systems auffassen, kann uns das in zwei Richtungen führen. Die erste führt hin zur Partei, die die zukünftige Revolution anführen wird: die einzige Art und Weise, die Totalität als Ganzes zu brechen, besteht im Aufbau einer starken, vereinten revolutionären Partei. Alternativ, und ich denke, dass dies in den letzten Jahren die dominante Tendenz war, löst sich die Lesart des *Kapital* zunehmend von jeder Erwägung der Revolution: Da die Revolution total sein muss, es aber keine Partei gibt, die die Perspektive hat, sie auszuführen, wird die Lektüre des *Kapital* einfach deswegen als wichtig angesehen, um zu verstehen, wie das System funktioniert. Eine exakte Lesart des *Kapital* kann sehr leicht mit einem apolitischen Pessimismus einhergehen, der von der tatsächlichen Bewegung des antikapitalistischen Kampfes sehr weit entfernt ist. Die Lektüre des *Kapital* und der antikapitalistische Kampf treiben einfach auseinander.

Der Widerspruch zur traditionellen Sichtweise, dass Marx mit der Ware beginnt, ist nicht nur politischer Natur. Er ist textlicher Natur. Es stimmt ganz einfach nicht, dass Marx mit der Ware beginnt: er beginnt mit dem Reichtum. Es handelt sich nicht darum, ihn dazu zu zwingen, dass er das sagt, was wir von ihm möchten. Dort steht es schwarz auf weiß. Marx beginnt mit dem Reichtum.

Marx beginnt nicht damit, dass er uns in das System versetzt, das wir kritisieren. Im Gegenteil, er beginnt mit einem Reichtum (Reichhaltigkeit), der nicht restlos in der Warenform aufgeht. Be-

vor er uns überhaupt in das engstzende Gewebe kapitalistischer gesellschaftlicher Formen bringt, stellt er uns eine Kategorie vor, die unpassend ist, und bezieht seinen Standpunkt auf ihr. Dies schwächt die Stärke der Ableitung der gesellschaftlichen Formen nicht, aber es lässt uns diese Formen als Prozesse verstehen, als Form-Prozesse, als Formierungsprozesse.²⁹ Die kapitalistische Totalität ist also ein Prozess der Totalisierung, ein beständiger Kampf, die reine Unruhe des Lebens³⁰ der Logik des Kapitals zu unterwerfen, jegliche menschliche Aktivität in eine enge gesellschaftliche Kohäsion einzubinden. Was wie ein eng gewebtes Gefängnis der Kapitallogik erscheint, muss vielmehr als machtvolle und kohärente Angriffsdynamik verstanden werden, aber ein Angriff, der seine eigene Krise in sich trägt, ein Angriff, den wir nur deshalb verstehen können, weil er nicht vollständig effektiv ist. Alle gesellschaftlichen Formen sind Prozesse des Formierens eines aufsässigen Inhalts und diese Inhalte *passen* sich einfach *nicht* ihren jeweiligen Formen an: Reichtum passt sich nicht der Warenform an, Gebrauchswert passt sich nicht der Wertform an, konkrete Arbeit passt sich nicht der abstrakten Arbeit an, die Fähigkeit zu arbeiten passt sich nicht der Ware Arbeitskraft an, die Produktionskräfte passen sich nicht der Kapitalform an und so weiter.³¹ Diese Formen sind so viele Prokrustesbetten, aber Prokrustesbetten, die inhärent fehlerhaft sind, die unfähig sind, ihre Inhalte vollständig zu formen.³² In jedem der Fälle fließt der Inhalt über die Form hin-

29 Siehe Sohn-Rethel (1972), Holloway (1979/1991, 2002, 2010) zu Formen als Form-Prozessen.

30 Siehe Hegel zur „reinen Unruhe des Lebens“ (Hegel 1966, 27).

31 Und, so könnte man hinzufügen: „Unsere Träume passen nicht in eure Wahlurnen.“

32 Ich nehme zur Kenntnis, dass Michael Perelmann (2011) die Metapher des Prokrustesbetts zur Beschreibung der ökonomischen Institutionen und Praxen einsetzt, die Menschen dazu zwingen, die Disziplin des Marktes zu akzeptieren. Entscheidend ist jedoch, dass Marx uns dieses Pro-

weg, existiert er nicht nur in, sondern auch gegen und jenseits seiner Form.

Das Kapital, beginnend mit seinen Eröffnungsworten, ist eine Erzählung, die die Kräfte des Unpassendseins gegen die Kräfte einer unterdrückerischen gesellschaftlichen Kohäsion in Stellung bringt. Es beginnt mit der Würde der Rebellion, nicht mit dem Horror der Herrschaft. Reichtum, menschliche Kreativität, unsere absolute Bewegung des Werdens: dies ist sein Thema. Marx führt uns in eine Welt des Unpassenden, in der unsere Kreativität eingeschlossen ist, aber niemals vollständig eingeschlossen ist, innerhalb der Gesetze kapitalistischer Entwicklung, in der die gesellschaftlichen Formen, die uns in Ketten legen würden, ihre eigene Krise in sich tragen. Das Buch eröffnet eine Erkundung der Möglichkeiten und der Schwierigkeiten des Denkens und Erschaffens einer Revolution durch vielfältige Revolten dessen, was nicht in die kapitalistischen Formen passt, die vielzählige Perforation dieser Formen. Die Party ist vorbei, die zukünftige Revolution tot, das Brechen des Kapitals hier und jetzt mittels einer Million Risse ist eine verzweifelte Notwendigkeit und geschieht bereits. Deswegen ist so wichtig, das *Kapital* zu lesen. Beginnend mit dem ersten Satz. 47

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1966): *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main
- Bonefeld, Werner (2014): *Critical Theory and the Critique of Political Economy*. London
- Cleaver, Harry (1979): *Reading Capital Politically*. Austin (2. Aufl. 2000)
- Cleaver, Harry (2011): „Das Kapital“ politisch lesen. Eine alternative Interpretation des Marxschen Hauptwerks. Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Renate Nahar. Wien
- De Angelis, Massimo (2007): *The Beginning of History: Value Struggles and Global Capital*. London

krustesbett (die Warenform) vermittelt durch dessen eigene Krise (der Reichtum, der nicht passt) vorstellt.

- Gunn, Richard (1992): Against Historical Materialism: Marxism as a First-order Discourse. In: Bonefeld, Werner/Gunn, Richard/Psychopedis, Kosmas (Hg.): Open Marxism. Vol. 2: Theory and Practice. London, S. 1-45
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2010): Common Wealth. Das Ende des Eigentums. Frankfurt am Main
- Harvey, David (2010): A Companion to Marx's Capital. London
- Harvey, David (2011): Marx' „Kapital“ lesen. Ein Begleiter für Fortgeschrittene und Einsteiger. Aus dem Amerikanischen von Christian Frings. Hamburg
- Hegel, Georg W. F. (1966): Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main
- Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Stuttgart
- Heinrich, Michael (2004/2012): Introduction to the Three Volumes of Karl Marx's Capital. New York
- Heinrich, Michael (2008): Wie das Marxsche „Kapital“ lesen? Leseanleitung und Kommentar zum Anfang des „Kapital“. Stuttgart
- Holloway, John (1980/1991): The State and Everyday Struggle. In: Clarke, S. (Hg.) (1991): The State Debate. London, S. 225-259
- Holloway, John (2002/2010): Change the World Without Taking Power. London (New edition 2005)
- Holloway, John (2002): Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen. Münster
- Holloway, John (2010): Crack Capitalism. London
- Lukács, Georg (1923): Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Berlin
- Marx, Karl (MEW 13): Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Berlin, S. 3-160
- Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Bd. 1. Berlin
- Marx, Karl (MEW 42): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin
- Perelmann, Michael (2011): The Invisible Handcuffs of Capitalism. New York
- Rozitcher, León (2003): Freud y los Problemas del Poder. Buenos Aires
- Sohn-Rethel, Alfred (1972): Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis. Revidierte und ergänzte Ausgabe. Frankfurt am Main
- Tischler, Sergio (2014): Detotalization and Subject. On zapatismo and critical theory. In: South Atlantic Quarterly, no. 113:2
- Vaneigem, Raoul (2012): Lettre à mes Enfants et aux Enfants du Monde à Venir. Paris
- Wright, Steve (2005): Den Himmel stürmen. Eine Theoriegeschichte des Ope-
raismus. Berlin – Hamburg

„All das ist nicht mysteriös“

Wider die Verrätselung der Marxschen Geldtheorie

„Es handelt sich bei allen derartigen Ableitungen nur darum, von der Aufgabe, deren Lösung man nicht gewachsen ist, abzuleiten“ (MEW 19, 367).

49

Die Theorie von Karl Marx artikuliert ihre Kritik der bisherigen politischen Ökonomie nicht von einem externen Standpunkt aus, sondern aus der Perspektive einer eigenen politischen Ökonomie, einer Theorie der Wirtschaft.¹ Wirtschaft hat es naturgemäß mit Geld zu tun. Geld ist dasjenige der Wirtschaft, was auf der Oberfläche der Gesellschaft erscheint; der „Geld-Schein“ ist höchst real. Normalbürger wissen, was es damit auf sich hat: ohne Geld kann man nichts kaufen, deshalb wollen alle möglichst viel davon haben. Durch Geldzahlungen ist ein Netz gespannt, welches sich über die ganze Gesellschaft erstreckt – und weit über eine Gesellschaft hinaus.² Wirtschaftssoziologische Theorien nehmen das Geld darum als das Wesen („Leitmedium“) der Wirtschaft. Damit

- 1 Marx tut das von anspruchsvollen ethischen, anthropologischen und gesellschaftstheoretischen Überlegungen aus, aber diese Voraussetzungen verraten wenig über die Inhalte der ökonomischen Theorie. Vielmehr müssen ethische Gehalte mit der durch die Theorie begriffenen ökonomischen Wirklichkeit in Einklang gebracht werden, damit politisches Handeln etwas bewirken kann (vgl. Henning 2015a). – Es handelt sich im Folgenden um einen leicht überarbeiteten Wiederabdruck eines Unterkapitels aus Henning (2005/2014).
- 2 Garson (2001) folgte einmal dem Geld, das sie anlegte, über die ganze Welt.

ist nichts erklärt, sondern das Offensichtliche, das zu Tage liegende, *noch einmal* ausgesprochen.³ Verglichen damit ist die Theorie von Marx überaus originell:⁴ Marx wies in den Bewegungen des Geldes Gesetze nach, die auf etwas verweisen, das nicht selbst wieder Geld ist. In der soziologischen Beschreibung als „Geldwirtschaft“ (Simmel) dagegen liegt eine tautologische Verkürzung der Sozialtheorie auf Deskription, ein Pochen „auf den Schein wider das Gesetz der Erscheinung“ (MEW 23, 325). Funktional kann man darin auch eine Verweigerung gegenüber Erklärungsversuchen sehen.⁵ Das entspricht dem Selbstverständnis dieser Soziologie: als „formale“ meinte sie, die „Inhalte“ vernachlässigen zu können, und schob diese an die Ökonomie ab.⁶ (Diesen Formalismus hat die ‚Wertformanalyse‘ geerbt, doch glaubte sie plötzlich, allein damit die orthodoxe ökonomische Theorie kritisieren zu können. Hier hat die Faszination für das Formale schließlich den Blick auf Gehalte verstellt.)

Doch auch in der Ökonomie bringt die Frage, was Geld denn *sei*, Verlegenheit hervor.⁷ Damit fällt die Marxsche Geldtheorie

3 Ob als Symbol und „Interaktionsmedium“ wie Simmel (1900) oder als „symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium“ wie Habermas (1981bII, 395 ff.) und Luhmann (1998, 348 ff.). Natürlich ist Geld ein Zeichen, die Frage ist nur, wofür.

4 Daher kommt mir die Annäherung von Marx und Luhmann bei Pahl (2008) seltsam äußerlich vor.

5 Simmels Beschreibungen sind originell (Busch 2000), erklären aber wenig. Versuche dazu (etwa durch den „Stil“, der hinter dem Geld wie der modernen Mentalität stehe) gleichen metaphysischen Setzungen.

6 „Sowohl Geometrie wie Soziologie überlassen die Erforschung der Inhalte, die sich in ihren Formen darstellen, [...] andern Wissenschaften“ (Simmel 1908, 18). So erst recht die Philosophie des Geldes (1900). Mit der Absage an die Logik und die „Beobachtung“ verzichtet auch Luhmann auf Erklärung (1998, 69, 905).

7 Ehrlicher (1991, 52) räumt ein, dass es „unter Nationalökonomern seit gut 100 Jahren keine Diskussion mehr darüber gibt, was Geld ist“ (nach Busch 2000, 115; ähnlich Hahn 1982).

durch die disziplinären Grenzen hindurch. Selbst vielen Globalisierungskritikern, die sich vage der Marxschen Theorien entsinnen, scheint es ausgemacht, dass die Finanzsphäre sich „entkoppelt“ und alle anderen unter ihre Herrschaft gebracht habe. Dies hieße für die Theorie allerdings, dass das Geld und seine Bewegungen aus sich selbst erklärt werden müssten (eben in einer *Philosophie* des Geldes), um anschließend alles weitere „geldtheoretisch“ zu erklären – ein spekulatives Unterfangen, dessen Fragwürdigkeit am Tage liegt.⁸ Hinsichtlich des Geldes bietet das dem Marxismus die Möglichkeit, sich gegenüber beiden, bürgerlicher Soziologie wie Ökonomie, zu profilieren. Doch der deutschsprachige Marxismus tat sich mit dieser Frage *noch* schwerer als jene. Schon Ausflüge in die faktisch bestehende Soziologie oder Ökonomie galten meist als tollkühn. Wie sollte man da zu Marx kommen, der zu beiden nochmals quer steht?⁹ Die Beschäftigung mit dem angeblichen „Geldrätsel“ bei Marx trieb daher seltsamste Blüten.

Die zwei „Rätsel“ des Geldes sind, wie etwas an sich Wertloses wie Papier einen so hohen Wert für uns haben kann; und warum, wer es hat, noch immer mehr davon bekommt. Der Allweltsspruch „Geld ist eine Konvention“ ist zwar plausibel, erklärt aber nichts. Wenn ‚wir‘ das Geld untereinander verabredet hätten, was bestimmt dann seinen Kurs, und wer hat die geldvermittelten Krisen gewollt (Inflation, Deflation, Wechselkursschwankungen, Börsenkrachs, Finanzkrisen etc.)? Die Wertformanalyse – ein später Ausläufer der Adornitischen Verkrümelung ins Philosophische, die mit Hans-Georg Backhaus (1969) anhub und noch von Ingo

8 Obwohl es dennoch versucht wird (nach einer Idee von Gesell etwa bei Creutz 1993 oder Lietaer 2002).

9 Dieser Auszug aus der entzauberten Welt der Empirie (Stichwort „Positivismus“) in das sichere Terrain der Sozialphilosophie, die in der jüngeren Kritischen Theorie dann immer normativistischer wurde, bis sie die Verbindung zu Marx ganz gekappt hat, ist das Thema des Buches (Henning 2005/2014).

Elbe (2008, 73 ff.) als *das* intellektuelle Ereignis des westlichen Marxismus gefeiert wurde – wollte das Marxsche „Geldrätsel“ (MEW 23, 62) als ein *philosophisches* gelöst haben. Geht man es allerdings so an, kann man nur feststellen, dass dies kaum möglich ist. Wie beim Tausendfüßler wird nun plötzlich zum Rätsel, was handlungspraktisch gar nicht mysteriös ist. Daher führte diese fälschlich philosophisierte Fragestellung irgendwann – durchaus folgerichtig – zum Abschied von Marx. Backhaus' Aufsatz von 1969, der Initiation von über 30 Jahren Monolog, erhebt bereits zahlreiche Anschuldigungen an prä-Backhausianische Marxisten wie an Marx selbst¹⁰; neun Jahre später geht es dann offen um 52 „Destruktion“ (1978, 7)¹¹.

Die Probleme, denen sich man sich hier ausgesetzt sieht, verschwinden jedoch, wenn man sich von der spekulativen Betrachtungsweise löst, die hier philosophische ‚Beweise‘ sucht.¹² Weil

- 10 Es fallen Worte wie „grob vereinfacht“, „gänzlich entstellt“, „Verständnislosigkeit“, „mangelhafte Rezeption“, „Unzulänglichkeit der Darstellung“, „ignorieren“, „gänzlich unvermittelt“, „mangelhafte Vermittlung“, „nicht mehr begreifbar“ etc. (Backhaus 1969). Die Fragestellung wird im Text immer unklarer; kontinuierlich sind nur die Verunglimpfungen anderer (kritisch Kittsteiner 1980, 14 ff.; Kallscheuer 1986; Y. Hahn 1999, 110 ff.). Schon in der Art dieser Rezeption lag von Anfang an ein „Abschied“ von Marx (siehe Helms 1969).
- 11 Nachdem Backhaus dargelegt hat, warum er sich neun Jahre lang nur der Sekundärliteratur widmen konnte, übernimmt er aus ihr sekundäre Marxwiderlegungen. Er schreibt den verschiedenen Marxismen Widersprüche zu und projiziert diese auf Marx selbst (1978, 28, 33). So treten Theorien der „modernen Makroökonomie“ (78) an die Stelle. Das einzige Rätsel ist, warum dies als Marxismus auftrat.
- 12 Bei Backhaus „setzt“ sich die Ware „als Geld“; und er affirmiert Lenins Diktum, man müsse die ganze Logik Hegels durchstudiert haben, um das *Kapital* zu verstehen (vgl. Reichelt 1970; Krahl 1971, 31 ff.). Daher vermisst er einen „notwendige[n] Übergang“ (Backhaus 1969, 131), wie man ihn bei Hegel vermuten würde. Die Ausflüge in die Philosophie, die

Marx das Geld als „Form“ von *etwas* behandelt, wovon es eben nur *eine* Form ist, gibt Marx vorab, bevor er die spezifischen Zusammenhänge erläutert, in einer Betrachtung der „Wertform“ (MEW 23, 62 ff.) einen Vorblick auf den Plot der Geschichte, die nun folgt. Der Zusammenhang wird in den ersten Kapiteln zunächst einführend gegeben. Dieser Vorblick ist nicht „philosophisch“ zu lesen, als habe man es mit einer Hegelschen Selbstbewegung des Begriffs zu tun, wo aus einem Prinzip alles Weitere mit Notwendigkeit „abzuleiten“ ist¹³, sondern Marx erläutert, wie er *im Folgenden* das Geld behandelt. Mit dieser hermeneutischen Grundregel (die man schon bei Steinvorth 1977 und noch bei Jameson 2011 findet) verschwinden die Probleme, die die transzendental-deduktive Lesart der Wertformanalyse in diese Partien projizierte. Wie ich zeigen möchte, ist Marx' Behandlung des Geldes durchaus konsistent und vermag bestehende Fragen zu lösen, anstatt neue Fragen aufzugeben.

Noch die verrätselnde Rede von der „prämonetären Werttheorie“ (Heinrich 2001b) hingegen übersieht, dass vor wie nach Marx Strömungen in der Wirtschaftstheorie vorherrschten, die dem Geld selbst eine zentrale Rolle zuschrieben: für die Merkantilisten wie für Keynesianer und Monetaristen „zählte“ vor allem das Geld

Backhaus später unternimmt (etwa zu Simmel, Alfred Ammon und Bruno Liebrucks), machen das Geld nicht leichter verständlich, zeigen aber an, dass er es exogen versteht. Noch Heinrich moniert, die Geldform sei nicht korrekt „abgeleitet“ (2001a, 223 f., 236 u.ö.). Er selbst schiebt sie in die „Handlungs[!]theorie“ (den Tausch, 231; vgl. Y. Hahn 1999, 125), wo allerdings schon der Tauschwert sitzt.

13 „Marxists who attempt to directly apply the abstract categories of Volume I of Capital are in a sense reverting to a ricardian methodology. Marx is careful to point out that a basic flaw in Ricardo's method is that he ‚jumps‘ directly from the abstract (value) to the concrete (prices of production, rent, taxes) without tracing the intermediate connections. It takes Marx three volumes to make that connection!“ (Shaikh 1977, 137).

(als Gold oder optimale Geldmenge). Ein „Geldrätsel“ entsteht erst, wenn das Geld gegenüber anderen wirtschaftlichen Phänomenen als Erstes, als Explanans gesetzt wird, das aus sich selbst zu begreifen sei. (Und tatsächlich nimmt Backhaus „die Kategorie Geld als das logisch Erste der ökonomischen Theorie“, 1978, 71; 2002, 114). Denn so wird es an die (theoretische) Spekulation abgeschoben. Ein Merkmal dafür ist der *exogene* Charakter des Geldes, wie er für Ansätze seit Keynes typisch ist. Die monetaristische Theorie Milton Friedmans lässt es gar von einem Hubschrauber abwerfen (Fiehler 2000, 126).

54 Immerhin gibt es eine Tradition, für die das Geld kaum eine Rolle spielt: die Neoklassik. Doch sie ist für Marx gerade *nicht* maßgeblich. Wer nun in einer Logik des „alles oder nichts“ unterstellt, dass Marx nur „prämonetär“ (neoklassisch) oder „monetär“ (keynesianisch) habe denken können, stempelt Marx entweder auf Kosten seiner Arbeitswertlehre zum Finanzwirten oder aber zum „prämonetären“ und damit abzulehnenden Theoretiker. Die implizite Übernahme unzeitgemäßer Paradigmen, die sich in dieser misslichen Alternative zeigt, bewirkt ein sukzessives Auflösen Marxscher Theoreme auch bei Michael Heinrich, der damit weiterführt, was Backhaus begann.¹⁴

Marx' Position hinsichtlich des Geldes liegt jedoch nicht *zwischen* beiden Positionen, sondern jenseits von ihnen, und das keineswegs aufgrund einer Synthese oder einer Unentschiedenheit. Zwar behandelt Marx das Geld als wichtigen Faktor der kapitalistischen Wirtschaft – angesichts der Menge von Seiten, die er dem

¹⁴ Heinrich (2001a) diagnostiziert bei Marx einen unvollständigen Bruch mit der Klassik. Dabei lässt er *selbst* den Ansatz von Marx verdunsten, indem er ihn auf zwei andere Schulen verteilt: zwischen Klassik und Keynes. Den Bruch gibt es daher eher bei Heinrich: nämlich mit Marx. Weder die Arbeitswerttheorie noch der Fall der Profitrate halten seinen „Rekonstruktionen“ stand. Das ist deswegen schade, weil Heinrich wie Backhaus wenig *anderes* tun als Marx rekonstruierend zu destruieren. Eigene Theorien sucht man vergeblich.

Geld widmet, ist das eine banale Feststellung.¹⁵ Seine Werttheorie ist also „monetär“, insofern sie das Geld berücksichtigt und seine Bewegungen zu erklären beansprucht. Sie ist es aber nicht, insofern das Geld nicht als *selbstherrlich* begriffen wird. Es ist nach Marx weder isoliert als autochthoner Faktor (exogenes Geld) zu verstehen, der den Rest der Wirtschaft erklären könnte, noch vermag es langfristig Steuerungsfunktionen im Sinne von Keynes zu übernehmen. Mit Brunoff (1976, 123) gesprochen: „nowhere in Capital does the theory of money expand into a monetary theory of the economy: it remains purely a theory of the monetary economy“.

Geld ist für Marx eine Form von etwas, das nicht selbst wieder Geld ist, d.h., es ist *endogen*, aus etwas anderem zu erklären. Genau das ist der Sinn der Unterscheidung verschiedener „Formen“. Dafür ein Beispiel: In der Rede vom „Kapital“ unterscheidet Marx zwischen Waren, Geld, Maschinen und Rohstoffen sowie Arbeitskraft (vgl. MEW 42, 92, 441 etc.). Er übersetzt damit, wie ein Unternehmer bilanziert: verkäufliches Warenkapital (im Lager), unverarbeitete Rohmaterialien (zirkulierendes fixes Kapital) und Produktionsanlagen (konstantes fixes Kapital) sowie gezahlte Lohnkosten (variables Kapital) erscheinen alle in der Rechnung. Obwohl es ganz verschiedene Dinge sind, ist es ihnen gemeinsam, *als* Kapital zu fungieren. Aus der Sicht des Kapitalisten sind sie Kapital, nur in verschiedener Form. Anders wäre der Rede vom „Kreislauf“ des Kapitals kaum ein Sinn abzugewinnen. Die Kapital-„Substanz“ ist dabei nichts *jenseits* der Formen, sondern das ihnen Gemeinsame. Marx' Formbegriff lässt sich nicht, wie bei Lask oder Luhmann, zu einer „Form der Form“ aufstocken, sondern das in Form Gebrachte kann als Form des jeweils andern begriffen werden – sofern das et-

15 Backhaus (1969 ff.) will das nach Rubin (1926) als Erster gesehen haben (Heinrich 2001b, 158 und Elbe 2008, 73 gestehen ihm das zu) – eine überaus seltsame Einschätzung (siehe z.B. Fritsch 1954; Mandel 1962, 72 ff. u.a.).

was *klarer* machen kann: Geld lässt sich als Form des Kapitals verstehen, Kapital als Form des Geldes oder der Arbeit; Geld, Ware und Kapital als Formen des Wertes usw. Nur so sind Zusammenhänge wie der zu begreifen (und um solche materialen Aussagen geht es), dass ein Fall im Preis der Lebensmittel den Preis der Arbeitskraft senken und damit den Mehrwert steigen lassen kann.

56 *Eine* dieser Formen des Kapitals ist nun das Geld (MEW 23, 161), jedenfalls sofern es sich um Geld im Kapitalismus handelt. Marx' Bestimmungen tragen einen historischen Index, dessen Voraussetzungen stets mitreflektiert werden. Das ist eine Errungenschaft Hegels.¹⁶ Um aber die Hegelianische Denkfalle zu vermeiden, die das Denken zur *Ursache* macht, sind wir die Sache von hinten angegangen: die Bestimmung des Geldes als eine Form des Kapitals ist schon spezifisch. Sie hat den Vorteil, dass sie leicht zu verstehen ist. Zunächst und vor allem aber ist Geld eine Form des Wertes. Dies scheint schwieriger zu verstehen zu sein. Dabei ist der Wert nur das Einfachere: werden Geld *und* Kapital als Formen des Wertes begriffen, sind sie auf etwas Einfaches zurückgeführt – eine grundlegende wissenschaftliche Operation, über die sich nur Philosophen wundern können. Über dieses Einfache, den Wert, lassen sich nun Aussagen treffen wie die, dass die Höhe des im Tausch relevanten Wertes einer Ware, an dem sich ihre Preisform orientiert, bestimmt (nicht: determiniert) ist durch die Menge der für ihre Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeit (nicht die tatsächliche Arbeit, sondern die, die dem Produktivitätsstandard

16 „Das Geheimnis des Wertausdrucks, die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten, weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind, kann nur entziffert werden, sobald der Begriff der menschlichen Gleichheit bereits die Festigkeit eines Volksvorurteils besitzt. Das ist aber erst möglich in einer Gesellschaft, worin die Warenform die allgemeine Form des Arbeitsprodukts, also auch das Verhältnis der Menschen zueinander als Warenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältnis ist“ (MEW 23, 74; cf. MEW 42, 119, 152).

einer Zeit entspricht). Doch dieses Einfache sollte allerdings nicht fälschlich philosophisiert werden – das wäre, „als ob neben und außer Löwen, Tigern, Hasen [...] auch noch *das Thier* existierte“ (MEGA II.4, 37), also neben Geld, Ware, Arbeitskraft usw. auch noch „der Wert“. Dieser existiert nicht für sich, sondern nur in Form der anderen (etwa in Form des Preises). Dennoch lässt sich z.B. sagen, dass seine Größe von der Menge an verkörperter abstrakter Arbeit bestimmt wird. Das ist nicht geheimnisvoller als zu sagen: Bakterien und Pflanzen sind Formen des Lebens, aber ‚das‘ Leben existiert nicht für sich. Trotzdem kann man über das Leben Aussagen treffen – etwa, dass Stoffwechsel sein Wesensmerkmal ist, dass Elefanten länger leben als Eidechsen etc.

Die Suche nach der Deduktion der Wertform ist also ein typisches Scheinproblem: die Philosophisierung ist nicht philosophisch *genug*, sie bleibt auf halbem Wege stecken. Schon Ludwig Wittgenstein spürte dem Schein nach, der aus unbegriffener Sprache resultiert: Wo ist neben Wasserdampf, Eis und flüssigem Wasser noch das Wasser *an sich*? Wo ist neben den Spielern der Mannschaftsgeist? Hier spielt die Sprache den Philosophen einen Streich, wenn sie glaubt, jedem Wort ein eigenes Bedeutungsding zuweisen zu müssen. Nicht jedes Wort ‚bedeutet‘ auf eine referentielle Weise.¹⁷ In einer „Selbstverständigung“ (MEW 13, 7) benannte Marx die Gefahr der hegelianischen Darstellungsweise klar:

„Es wird später nötig sein, [...] die idealistische Manier der Darstellung zu korrigieren, die den Schein hervorbringt, als handle es sich nur um Begriffsbestimmungen und die Dialektik dieser Begriffe. Also vor allem die Phrase: das Produkt (oder Tätigkeit) wird Ware; die Ware Tauschwert, der Tauschwert Geld“ (MEW 42, 85 f.).

17 Die Einsicht, dass Philosophie oft Scheinprobleme wälzt, ist Wittgenstein in Gesprächen mit dem Neoricardianer Piero Sraffa, einem Freund Gramscis, aufgegangen (Henning 2014).

Genau einer solchen „Phrase“ sitzt nun die „monetäre Werttheorie“ auf: Sie nimmt die Hegelsche Ausdrucksweise, die Marx aufgreift (in den *Grundrissen* und der ersten Auflage des *Kapital* stärker als in der zweiten Auflage), für bare Münze und fragt sich nun, wie die „außer der Welt hockende“ Substanz sich in ihre Form inkarnieren kann (MEW 19, 378, vgl. Backhaus 1969, 131). Das übersetzt die neoklassische Zurückweisung der Transformation von Werten in Preise ins philosophisch-Unfassbare (Backhaus 1978, Fn. 28; 1997, 168). Doch der Inhalt *ist* immer schon in Form – der Wert drückt sich in Preisen aus; nur ändern sich diese Formen. „All das ist nicht mysteriös“ (MEW 23, 72), sondern wird täglich vollzogen, schon wenn man morgens zum Bäcker geht (G – W).

Wenn die Vorüberlegung im *Kapital* (MEW 23, 49-84) darauf vorbereitet, was im weiteren Verlauf methodisch geschieht, dann ist sie keineswegs „dunkel und unerklärbar“ (Backhaus 1969, 132), sondern ein Musterbeispiel methodologischer Reflektiertheit: Wenn Marx in der Folge Dinge aufeinander bezieht, so gibt er hier vorbereitend an, *warum* man sie aufeinander beziehen kann. Es muss eine gemeinsame Grundlage geben, um Verschiedenes vergleichen zu können. Dies ist für Marx die abstrakte Arbeit. Diese „Werts substanz“ (MEW 13, 53) ist keine naturhafte, sondern eine „gesellschaftliche“ (MEW 23, 52).¹⁸ Auf ihrer Grundlage lassen sich auch komplexere Termini, etwa die Zusammensetzung des Kapitals, auf Arbeitswertausdrücke bringen.¹⁹ Mit Hegel könnte man bei dem Verhältnis der Formen zueinander von

18 Eine naturalistische Lesart wäre daher verfehlt. Es „geht kein Atom Naturstoff in ihre Wertgegenständlichkeit ein“ (MEW 23, 62). Dennoch muss Arbeit geleistet werden, sie hat daher auch einen „physiologischen Sinn“ (MEW 23, 61). Bereits dies ist Heinrich zu ‚substantialistisch‘ (2001b, 159).

19 Die technische Zusammensetzung (Verhältnis Maschinen/Arbeiter) bringt Marx in eine Preisform (Verhältnis fixe Kosten/Lohnkosten; MEW 23, 640 ff.) und eine Wertform (Verhältnis tote/lebendige Arbeit), denn die ursächliche Kraft lässt sich an der Wertform am besten theoretisch entziffern.

„Identität und Differenz“ reden: obwohl sie verschieden sind, sind sie darin gleich, Verkörperungen von Wert zu sein – wie die Blüte nicht die Frucht ‚ist‘, aber doch eine Verkörperung derselben Pflanze. Aber der „Übergang“ zwischen ihnen ist kein apriorischer, begrifflich „notwendiger“, sondern ein *realer* (ein „Regelzusammenhang“, Steinvorth 1977, 12, 25). Er vollzieht sich täglich, kann aber auch jederzeit gestört werden, und zwar exogen wie endogen (MEW 23, 117). Das Verständnis der Krise setzt also das des normalen Fungierens voraus. Die Theorie dieses Fungierens steckt aber nicht schon in den „Kategorien“, sondern erst in den mit ihrer Hilfe formulierten Gesetzen.²⁰

Die Fassung speziell des Geldes als einer Form des Wertes kann seine Rolle in Bezug auf andere Formen klären. Sie ist die eines Mittlers (MEW 40, 563 ff.). Das erlaubt die Unterscheidung verschiedener Funktionen des Geldes. Die Abstraktion vom Geld zurück auf den Wert²¹ dient vor allem der übersichtlichen Darstellung: verschiedene Äußerungen über das Geld beziehen sich nämlich auf *verschiedene* Funktionen desselben. Das ist gegenüber herkömmlichen Theorien von hoher Tragweite, etwa noch hinsichtlich des IWF-Credos vom „komparativen Kostenvorteil“ durch Freihandel (s.u.). Was ist nun näher unter Marx' Rede von der „Geldform“ und den „Geldfunktionen“ zu verstehen? Um den Anlass zu verfehlten Philosophisierungen zu vermeiden, kann die Geldform in den Geldfunktionen aufgewiesen werden, statt umgekehrt die Funktionen aus den Formen „abzuleiten“.

- 20 Marx kündigte eine Kritik der „Kategorien“ der Nationalökonomie an (MEW 29, 550), doch das heißt nicht, sein Projekt würde im Formulieren anderer, etwa „normativ gehaltvollerer“ Begriffe (oder einer bloßen Kritik der alten) aufgehen. Nur wer meint: „Marx [...] holt die Wirklichkeit in den Begriff hinein“ (Reichelt 2002, 180), kann bei Begriffen stehenbleiben.
- 21 Sie wird in der Darstellung, die vom Tauschwert auf das Geld zugeht, wieder umgedreht. Das macht Philosophen Schwierigkeiten, doch die bestehen nur darin, dass es so einfach ist (MEW 32, 11; MEGA II.4, 28).

Marx unterscheidet zwischen den Funktionen des Geldes als Maß der Werte, Standard der Preise, Zirkulationsmittel, Zahlungsmittel, Weltgeld, Wertaufbewahrung und als Kapital. Später kommen Funktionen des Kredits hinzu. Schauen wir uns diese der Reihe nach an.

Die basalste Funktion, die das Geld erfüllt, ist es, „Maß der Werte“ zu sein (MEW 13, 49 ff.; MEW 23, 109 ff.; MEW 42, 99, 119 ff., 681 ff.). Zwei Waren vergleichen sich, sobald der Tausch einmal etabliert ist, erst über den gemeinsamen Bezug auf Geld. Dabei kann dieses Geld selbst eine Ware sein. Die Aussage, dass die Wertgröße der Waren durch die in ihnen vergegenständlichte abstrakte Arbeit bestimmt wird²², führt bei Marx nicht dazu, dass sich die Waren *direkt* in Arbeit messen, sondern sie beziehen sich trotz Arbeitswertlehre nur aufeinander vermittelt des Geldes. „Die Ware ist Tauschwert, aber sie hat einen Preis“ (MEW 42, 121, cf. 185 f.).²³ Dahinter steht weder ein Widerspruch, noch eine transzendental-logische Notwendigkeit, sondern es ergibt sich „naturwüchsig“ (MEW 42, 98). Diese Praxis ist zwar historisch entstanden, aber damit noch lange nicht kontingent („Dieselbe Geschichte spielt täglich vor unsren Augen“, MEW 23, 161). An Beispielen lässt sich zeigen, dass Waren nicht oder nicht lange direkt getauscht werden, sondern sich alsbald aufeinander über ein Drit-

22 „Der Wert der Ware aber stellt menschliche Arbeit schlechthin dar, Ver-
ausgabung menschlicher Arbeit überhaupt“ (MEW 23, 59). Wenn Hein-
rich dies als „Arbeitsmengentheorie“ (2001b, 157) diskreditiert, reißt er
Ware und Geld auseinander. So wird das Geld wieder zum Rätsel.

23 Auf die Abwehr der Arbeitsgeld-Utopie eines Proudhon kam Marx in den
Grundrissen häufiger zu sprechen als im *Kapital* (vgl. Rakowitz 2000). Die
Kritik bestand darin, dass entweder nur die konkrete vergegenständlichte
Arbeit gemessen werden könne, was langfristig unökonomisch sei, oder
aber eine Instanz vonnöten sei, die den Kurs des Arbeitsgeldes jeweils fest-
legen müsse – was entgegen den anarchistischen Ambitionen der Stun-
denzettler Züge eines Despotismus erfordere (MEW 42, 89, 93 u.ö.).

tes beziehen. Als in Argentinien die Geldzirkulation zusammenbrach, bildeten sich wieder „prämonetäre“ Tauschmärkte. Hier entwickelte sich rasch etwas Drittes (Wertmarken z.B.) zum Wertmaß – und schon ist neues Geld entstanden (immerhin eines, das sich – wie der Freithaler – von der Dynamik internationaler Finanzströme zu emanzipieren versucht). Das neoklassische „numéraire“ benennt diese Funktion und ist somit nicht falsch, sondern nur unvollständig (vgl. Heinrich 2001a, 68 ff., 251).

In Vorstudien benutzte Marx für diesen Gedanken Hegelianische Wendungen (der Tauschwert der Waren tritt aus sich selbst und geht in sein Anderes über u.ä., MEW 42, 75 ff.). Dahinter steht eine basale Feststellung (die man künstlich verrätseln kann, aber das geht mit allen Dingen und deutet weniger auf ein Problem in der Sache als auf eine philosophische Grille auf Seiten des Betrachters hin): Das Rätselhafte des Geldes ist von seinem Stoff, seiner Substanz unabhängig, denn es zeigt sich schon in seiner krudesten Form, anhand einer Geldware wie etwa des Salzes. Gerade die heuristische Voraussetzung des Geldes als einer Ware gewährleistet es, *nicht* nach der jeweiligen stofflichen Beschaffenheit des Geldes (Gold, Papierscheine, digital-virtuell etc.) zu schielen und so mit jedem Stoff eine neue Logik des Geldes hervorzuzaubern. Erst *das* wäre der eigentliche Substantialismus in der Geldtheorie. Wenn Marx sagt: „Ich setze überall in dieser Schrift, *der Vereinfachung halber*, Gold als die Geldware voraus“ (MEW 23, 109; Hvg. C.H.; cf. 132; MEW 13, 49), dann lässt sich diese Voraussetzung wieder aufheben, wenn der Grundmechanismus, zu dessen Darstellung sie dient, einmal verstanden ist. Wer Marx auf eine Goldwährung festlegt, *unterläuft* diese klare Didaktik. Entgegen Marxens Leseanweisung vernetwendigt Heinrich sie, wenn er Marx „grundsätzlich“ eine Bindung an eine Geldware als „Defekt“ zuschreibt (Heinrich 2001b, 161). Die Marxkritik, die darin, dass das Geld als Maß des Warenwertes anfangs selbst eine Ware ist, eine Beschränkung sieht, stellt die Sache also auf den Kopf. Das

Rätselhafte liegt bereits im Tauschwert selbst, den das Geld (in welcher Materialität auch immer) nur *repräsentiert*.

„Eigenschaften, die als besondere Eigenschaften des Geldes aufgezählt werden, sind Eigenschaften der Ware als Tauschwert [...] Tauschwert der Ware, als besondere Existenz neben der Ware selbst, ist Geld“ (MEW 42, 77).

Gerade um diesen Zusammenhang zu sehen, um sich also nicht mehr vom Geldrätsel „blenden“ zu lassen (MEW 23, 108), bestimmte Marx das Geld als „Form“ des Wertes.

62 Die weitere Funktion des Geldes, nicht nur qualitatives Maß der Werte, sondern auch quantitativer „Maßstab der Preise“ zu sein (MEW 13, 54; MEW 42, 120; MEW 23, 112), weist mit der Unterscheidung von Wert und Preis voraus auf die Ausführungen im dritten Band des *Kapital*. Schon am Anfang des ersten Bandes ist jedoch klar, dass sich Werte stets als Preise darstellen müssen – Preis „ist der Geldname der in der Ware vergegenständlichten Arbeit“ (MEW 23, 116). Dabei unterstellt Marx zunächst, erneut aus darstellungstechnischen Gründen, dass sich Waren zu ihren Werten austauschen. Doch gibt er von Anbeginn zu erkennen, dass dies im Einzelnen durchaus nicht der Fall sein muss, ja de facto *fast nie* der Fall ist (MEW 23, 117). Was heißt nun Maßstab der Preise? Zwei Waren spiegeln ihren Wert nicht nur im Medium des Geldes gegeneinander (etwa: zwei Äpfel sind so viel Salz wert wie eine Birne), sondern sie tun dies anhand von *Einheiten* (ein Apfel ist 10 Gramm Salz wert, eine Birne 20 Gramm). So dient das Geld auch als Maß der Preise: „Am Maß der Werte messen sich die Waren als Werte, der Maßstab der Preise mißt dagegen Goldquanta an einem Goldquantum“ (MEW 23, 113). Um diese Funktion auszuüben, muss es keineswegs in der Hand der Tauschenden vorhanden sein, die Messung ist „ideell“, etwa wie ein Preisschild.²⁴

24 „Da der Ausdruck der Warenwerte in Gold ideell ist, ist zu dieser Operation auch nur vorgestelltes oder ideelles Gold anwendbar. Jeder Waren-

Die Verselbständigung dieser Funktion des Geldes führt zur Entstehung von „Münzen“, institutionell geprägter Formen des Geldes (MEW 13, 87 ff.). Dies verleitet zu der perspektivischen Täuschung, der Staat oder sonstige geldprägende Institutionen *erzeugten* das Geld. Tatsächlich *bemächtigt* er sich lediglich dieser schon bestehenden Funktionen. Hier lauert die Falle eines Idealismus, einem Schluss von Form und Inhalt, in der ein Ort zur Ursache wird (im Bewusstsein = durch das Bewusstsein, im Tausch = durch den Tausch, in Form des Staates = vom Staat; vgl. Stephan 1974.). Marx redet bereits auf dieser greifbaren Ebene vom „Zeichencharakter“ des Geldes, speziell der Münze: „Relativ wertlose

63

hüter weiß, daß er seine Waren noch lange nicht vergoldet, wenn er ihrem Wert die Form des Preises oder vorgestellte Goldform gibt, und daß er kein Quentchen wirkliches Gold braucht, um Millionen Warenwerte in Gold zu schätzen“ (MEW 23, 110; MEW 13, 59 ff.; MEW 42, 77, 122). Doch obwohl „nur vorgestelltes Geld zur Funktion des Wertmaßes dient, hängt der Preis ganz vom realen Geldmaterial ab“ (MEW 23, 111). Vorausgesetzt ist entwickelte Arbeitsteilung und eine Produktion für den Markt. Wenn Helmut Reichelt nach drei Jahrzehnten die „Geldform“ erneut problematisiert, dann geht er mehr auf Hegel und Simmel als auf Marx zurück (2002, 145). Daher interessiert er sich vor allem dafür, was die Tauschenden „im Bewusstsein“ vollziehen (152). Das entspricht bei Marx der Funktion des Geldes als Maß der Werte, die Reichelt totalisiert: Sie ist „ideell“, setzt nur „im Kopf“ (MEW 42, 77, 122) die Ware in Geld um. Dabei wird aber keineswegs Wert „konstituiert“ (156), sondern lediglich die Wertgröße *geschätzt*. Diese Schätzung bezieht sich auf einen Wert, der schon gegeben ist. Reichelt jedoch will die realen Voraussetzungen als Setzungen im Sinne Fichtes „rekonstruieren“ („Setzungsakt“, 159). Da Reichelt Marx' Aussagen wie Backhaus als „schlechthin unbegreiflich“ und „völlig unzureichend“ hinstellt (146 f.), übernimmt er Vorstellungen anderer Autoren. So wird plötzlich alles erkenntnistheoretisch zu Prozessen „im Bewusstsein“, die sich „logisch unbewusst“ (157) vollziehen (Bewusstsein hieß bei Marx noch „bewusstes Sein“ – die unbewussten logischen „Setzungen“ drehen Marx in einen schlechten Idealismus zurück). Damit gibt auch Reichelt die Arbeitswertlehre unnötig auf (147).

Dinge, wie Papier, können also als Symbole des Goldgeldes funktionieren“ (MEW 13, 93). Darin steckt bereits eine weitere Möglichkeit der Störung, denn das Zeichen kann immer auch falsch anzeigen: der Name der Einheit der Geldsubstanz muss nicht mit dem Namen des sich herausbildenden Geldes übereinstimmen (etwa: ein Pfund Gold nicht mit dem englischen „Pfund“).²⁵ Münzfälschungen und sonstige Erschütterungen des Geldsystems durch Schwankungen des Goldpreises oder Inflation sind hier anzusiedeln. Das liegt daran, dass die Waren einen Wert haben, der sich in Geld nur *ausdrückt*. Dieser Ausdruck ist keineswegs genau. Wenn Heinrich (2001b, 159) meint, dass „die Produkte erst im Tausch zu Waren werden“ (ähnlich Hahn 1999, 129; Reichelt 2002, 151), unterläuft er genau diesen Umstand, dass die Waren, die ja eigens für den Tausch produziert werden, bereits wertvoll in ihn hineingehen: „Um in der Zirkulation als Preise zu erscheinen, sind die Waren der Zirkulation als Tauschwerte vorausgesetzt“ (MEW 13, 51). Dass die Gefahr besteht, ihn nicht zu realisieren, heißt nicht, dass sie ihn nicht haben.

Das Geld unterliegt in dieser Funktion einer Beschränkung: es „gilt“ nur innerhalb je einer Volkswirtschaft. Im Marxschen Bild ist dies wieder nur *eine* Funktion des Geldes. Illusionen über die

25 „Bei aller metallischen Zirkulation bilden daher die vorgefundenen Namen des Gewichtsmaßstabs auch die ursprünglichen Namen des [...] Maßstabs der Preise“ (MEW 23, 112). „Die Geldnamen der Metallgewichte trennen sich nach und nach von ihren ursprünglichen Gewichtsamen“ (114). Ändert der Staat den Kurs (ein Pfund Gold sei nicht mehr ein, sondern zwei Pfund Sterling wert), so hat er nicht den Reichtum vermehrt, sondern den Geldnamen verändert („Es ist bloß andre Namensgebung“, MEW 42, 124): Eine Ware kostet jetzt in Geld doppelt so viel wie zuvor, tauscht sich aber gegen andere Waren noch genauso aus: „Was sich geändert, ist Einteilung und Namengebung“ (MEW 23, 115).

ökonomische Potenz des Staates²⁶ hängen von einem zu hermetischen Verständnis dieser Grenze ab. Das Geld erhält „als Münze lokalen und politischen Charakter, spricht verschiedene Landessprachen und trägt verschiedene Nationaluniform“ (MEW 13, 87).

„Die Einmischung des Staats [...] scheint das ökonomische Gesetz aufzuheben. [...] Indes ist diese Macht des Staats bloßer Schein. Er mag beliebige Quantität Papierzettel mit beliebigen Münznamen in die Zirkulation hineinschleudern, aber mit diesem mechanischen Akt hört seine Kontrolle auf. Von der Zirkulation ergriffen, fällt das Wertzeichen [...] ihren immanenten Gesetzen anheim“ (MEW 13, 98).

Ausgehend von dieser greifbaren Gestalt des Geldes kommt Marx auf die Funktion, die das Geld in der einfachen Zirkulation erfüllt. Hier muss es nun tatsächlich besessen werden. Die Formel $W - G - W$ gibt diese Funktion wieder: Geld ist hier *Zirkulationsmittel* (MEW 42, 124 ff., 696 ff.; MEW 13, 69 ff.; MEW 23, 118 ff.). Der Händler will seine Ware nicht nur in Geld messen, sondern wirklich verkaufen. Der Schuster bekommt für seine Schuhe Geld. Davon kauft er Brötchen und Milch. Zweck des Geldes ist es hier, ausgegeben zu werden. Am Ende steht der Konsum. Geld vermittelt den Tausch zwischen Schuhen und Lebensmitteln, es erscheint hier als Übergangsform (Hegel würde sagen: es ist nur im Verschwinden). Vorausgesetzt dafür ist eine entwickelte Teilung der Arbeit und damit die Vergleichbarkeit der Arbeitsprodukte untereinander. Wenn der Schuster Schuhe herstellt, vertraut er darauf, dass jemand anders *keine* Schuhe herstellt und ihm dafür Geld gibt, sowie darauf, dass er für sein Geld Brötchen bekommt, also jemand *diese* für den Markt herstellt usw.

Auf diesem direkten Tausch einer Ware gegen Geld (purchase) beruht die Quantitätstheorie des Geldes, nach der die Menge des

26 Etwa Knapp (1905), vgl. Lipietz (1985), Altvater (1991, 1997) sowie Reichelt (2002, 187).

Geldes die Preise der Waren bestimmt: Gibt es viel Geld und wenig Waren, seien diese teuer, bei wenig Geld und vielen Waren dagegen billig. Marx korrigiert sie schon auf dieser Ebene: Da das Geld den Wert der Ware nur ausdrückt, hat die *Ware* den Primat. Zwei Waren lassen sich notfalls auch ohne Geld tauschen, doch Geld ohne zu kaufende Ware ist nichts wert. Geld kann man nicht essen, wie schon die Cree sagten. Folglich bestimmt nicht die Menge des Geldes den Preis der Waren, sondern umgekehrt: der im Preis *ausgedrückte* Wert der Waren, den sie bereits haben, erheischt zu seiner Zirkulation eine bestimmte Menge Geld. („Die Voraussetzung der Geldzirkulation ist die Warencirkulation, und zwar zirkuliert das Geld Waren, die Preise haben“, MEW 13, 84; cf. MEW 42, 125; MEW 23, 131.) Das ist nicht dasselbe, sondern zeigt eine Abkünstigkeit an, die für Betrachtungen des Finanzsektors zentral ist (vgl. Shaikh 1997).

Die Formel der einfachen Warencirkulation $W - G - W$ sieht zwar einfach aus.²⁷ Doch in ihr ist erheblich mehr enthalten als in der *unmittelbaren* Gleichsetzung von Kauf und Verkauf in Says Gesetz, auf dem die neoklassische Gleichgewichtstheorie aufrucht.²⁸ Darin, dass Kauf und Verkauf zeitlich auseinandertreten, drückt sich eine weitere Möglichkeit der Krisen aus. Waren können unverkäuflich bleiben, Geld kann keine Ware finden (MEW 23, 128; cf. MEW 13, 77; MEW 42, 128; Y. Hahn 1999, 130 ff.). Die Einsicht, dass die

27 Ihr entspricht zwar kein historisches Stadium (Rakowitz 2000), aber deswegen nicht nichts, sondern etwa die Struktur des einfachen Handwerks, das zwar für den Markt produziert, aber wenig mehr als die Arbeitskräfte reproduziert – also zunächst ohne Akkumulation. So etwas gibt es in traditionellen Gesellschaften nicht selten.

28 „Das metaphysische Gleichgewicht der Käufe und Verkäufe beschränkt sich darauf, daß jeder Kauf ein Verkauf und jeder Verkauf ein Kauf ist, was kein sonderlicher Trost für die Warenhüter, die es nicht zum Verkauf, also auch nicht zum Kauf bringen“ (MEW 13, 78). Zum Gleichgewicht auch Y. Hahn (1999, 14 ff.).

Bewegungen des Geldes einen Einfluss haben (der als „Nichtneutralität“ des Geldes gefasst wird, cf. Hahn 1999, 17 ff., 40 ff.), ist schon hier zu lokalisieren. Geschäfte mit Währungsspekulationen beruhen auf dem zeitlichen Auseinandertreten von Kauf und Verkauf: Steigt der Kurs einer Währung, in der jemand sein Geld erhält, nach dem Abschluss des Vertrages, aber vor Auslieferung der Ware, macht er einen Zusatzgewinn. Er kann jedoch genauso gut Verlust machen. Daher haben sich ganze Geschäftssparten auf die Minimierung solcher Risiken oder die Ausschöpfung der möglichen Gewinne durch den „Geldhandel“ spezialisiert (Huffs Schmid 1999, 31 ff.). Der Gedanke ist einfach, es bedarf dafür keiner ‚neuen‘ Logik:

„Die Trennung zwischen Verkauf und Kauf macht mit dem eigentlichen Handel eine Masse Scheintransaktionen vor dem definitiven Austausch zwischen Warenproduzenten und Warenkonsumenten möglich. Sie befähigt so eine Masse Parasiten, sich in den Produktionsprozess einzudrängen und die Scheidung auszubeuten“ (MEW 13, 79).

67

Mit der Zahlungsverzögerung ist bereits eine Art des Kredits erfasst, der Handelskredit (Luhmann 1998, 348), der zur nächsten Funktion überleitet. Werden solche Geldzirkulationen zur Regelmäßigkeit²⁹, wird das Geld als *Zahlungsmittel* gebraucht (MEW 13, 115 ff.; MEW 23, 148 ff.). Diese weitere Differenzierung sieht nur auf den ersten Blick haarspalterisch aus – tatsächlich beruht auf ihr ein Teil des Bankensektors. Der Schuster beziehe nun regelmäßig Leder von einem Lieferanten und übergebe diesem dafür einen Teil seiner gefertigten Schuhe zum Vertrieb. Zwischen ihnen zirkulieren also Waren. Bezieht der Schuster für 800 \$ Leder und liefert Schuhe im

29 „Im Umlauf des Zirkulationsmittels wird der Zusammenhang zwischen Verkäufern und Käufern nicht nur ausgedrückt. Der Zusammenhang selbst entsteht erst in und mit dem Geldumlauf. Dagegen drückt die Bewegung des Zahlungsmittels einen schon [...] fertig vorhandenen gesellschaftlichen Zusammenhang aus“ (MEW 23, 151).

Wert von 1.000 \$, so beläuft sich der Wert der zirkulierenden Waren auf 1.800 \$. Die beiden können jedoch, um die zwischen ihnen ausstehenden Zahlungen zu tätigen, deren Werte gegeneinander aufrechnen. Geld in seiner Funktion als *Zahlungsmittel* zirkuliert dann nur im Wert von 200 \$.³⁰ „Der Charakter von Gläubiger oder Schuldner entspringt hier aus der einfachen Warenzirkulation“ (MEW 23, 149). Daraus erhellt, dass – sogar ungeachtet der Umschlagsgeschwindigkeit des Geldes – mit wenig Geld viele Waren zirkulieren können, die reine Menge zirkulierenden Geldes also nur einen beschränkten Einfluss auf die Preise hat. Das widerstreitet der Quantitätstheorie des Geldes. Diese Ausglei-
 68 chung der Zahlungsbilanz kann Personen übertragen werden, die sich auf dieses Geschäft spezialisieren – den Banken. Darauf beruht das „Kreditgeld“:

„Das Kreditgeld entspringt [...] der Funktion des Geldes als Zahlungsmittel, indem Schuldzertifikate für die verkauften Waren [...] wieder zur Übertragung der Schuldforderungen zirkulieren“ (MEW 23, 153 f.; cf. MEW 25, 413 ff.).

Ähnliches tritt im internationalen Handel auf (Brunoff 1976, 99 ff.; Itoh/Lapavitsas 1999). Der Effekt der Verzögerung wird durch die Digitalisierung keineswegs aufgehoben (so Altvater 1997). Nehmen wir an, A kann per Knopfdruck sofort einen Kredit von 1 Mio. \$ zu 10% aufnehmen, mit dem er in etwas investiert, was einen potentiellen Profit von 200.000 \$ erbringt (nach Zinsen 100.000 \$). Bank B kann nun im selben Moment mit den Schuldscheinen handeln, während A seinen Besitz weiterverkauft (beides wären Derivate). Der Bezug auf den potentiellen Profit ist damit zwar undurchsichtiger geworden, aber nicht verschwunden. Die Erwirtschaftung des Profits braucht Zeit (Ankauf der Produktionsmittel, Produktion der Waren, Auslieferung, Verkauf, Rückfluss des

30 Das setzt ein Vertrauen voraus, welches erst mit der Regelmäßigkeit solcher Zahlungen erwartbar ist. Diesen Ursprung kann man an Namen wie „bankers trust“ ablesen.

Geldes). Wird nicht der erwartete, sondern ein geringerer Profit eingefahren (etwa 20.000 \$), so hat A große Schwierigkeiten, B den Kredit zurückzuzahlen. Dieser Effekt kann zwar durch den Derivat Handel in größere Zusammenhänge eingespeist werden (nicht mehr A hat das Problem mit B, sondern C, der A's Besitz gekauft hat, mit D, der B's Schuldschein besitzt – was sich auf diverse Personen aufteilen kann). Doch dadurch verschwindet nicht das Problem, es wird nur schwieriger, es wahrzunehmen. Es liegt jetzt auf anderen Schultern. Selbst wenn C und D die Derivate noch mit Gewinn weiterverkauft haben – die Struktur einer „Blase“ –, heißt das nur, dass jetzt E und F am Zug sind und dafür zahlen müssen. Die Form kann den Inhalt zwar modifizieren (eine Krise verschleppen, die Spuren verwischen o.ä.), aber nicht verschwinden lassen. Dieser Schein verdankt sich dem in den Marxismus hineingerutschten neoklassischen Paradigma, welches die Produktion immer schon ausgeblendet hat. Sie ist nicht „heute“ durch technische Neuerungen verschwunden, sondern war in dieser Optik noch nie da.

In den bisherigen Geldfunktionen waren immer auch Unsicherheiten möglich. Denkbar wurden bis jetzt Münzfälschungen und andere Schwankungen des Geldnamens, Handelskrisen und in deren Folge De- oder Inflationen, zuletzt wurden Komplikationen durch den Zahlungsaufschub, Verluste durch Wechselkurschwankungen zwischen Kauf und Verkauf oder der Bankrott einer Bank denkbar.³¹ Die Funktion des Geldes als „Weltgeld“ (MEW 23, 156 ff.; MEW 13, 125 ff.; cf. MEW 42, 153 f.) ist bereits eine *Reaktion* darauf. Man kann sich folgende Hierarchie von Geldformen denken, die eine zunehmende Sicherheit aufweisen:³² Real

31 „Die innere Abhängigkeit, die äußere Selbständigkeit treiben es bis zu einem Punkt, wo der innere Zusammenhang gewaltsam, durch eine Krise, wiederhergestellt wird“ (MEW 25, 316).

32 Das Beispiel entstammt einer Vorlesung von Anwar Shaikh im November 2002.

greifbares Geld kann verloren gehen, gestohlen oder vernichtet werden (durch Brand, Ausgabe neuer Scheine etc.). Bringt man es auf die Bank, so kann diese ausgeraubt werden oder bankrott gehen, vor allem aber ist das Guthaben dort an die Schwankungen der Währung gebunden. Fällt der Kurs, kann ein Vermögen schnell zerrinnen. Mehr Sicherheit kann ein Konto bringen, das in Dollar geführt wird – wie es etwa in Argentinien viele Menschen besaßen. Doch das Einfrieren dieser Konten im Zuge der Finanzkrise hat gezeigt, das selbst dies nicht immer Sicherheit bietet. Der nächste Schritt wäre ein Dollarkonto in den USA – dies wäre „Weltgeld“. Doch auch hier lassen sich unschwer Situationen denken, die das Geld einer Entwertung aussetzen. Dieses Szenario zeigt die *Funktion*, die das Geld als „Weltgeld“ anstrebt: Sicherheit, und zwar vor allem im internationalen Zahlungsverkehr:

„Als internationales Geld endlich vollziehn die edeln Metalle wieder ihre ursprüngliche Funktion als Tauschmittel, die, wie der Warenaustausch selbst, nicht im Innern der naturwuchsigem Gemeinwesen, sondern an den Beruhungspunkten verschiedener Gemeinwesen entsprang“ (MEW 13, 125 f.).

Als „von der Goldsubstanz selbst losgelöstes Wertzeichen“ (MEW 13, 95) bedarf auch heutige Währung noch der Konvertibilität in eine andere – sei es in das „Weltgeld“ Dollar, sei es notfalls in die Bankdeckung in Gold. Solche „Geldware“ wird besonders in Krisen nachgefragt. Es ist ein Funktions-, kein Substanzbegriff, und zwar einer, der eine langfristige Dimension hat. Nicht gesagt ist hingegen, dass diese Funktion immer schon *erfüllt* ist. Marx deckt schon in seinen Grundbestimmungen Möglichkeiten von Krisen auf. Es ist daher wenig sinnvoll, die Gültigkeit seiner Theorie ausgerechnet durch Geldkrisen in Frage stellen zu wollen – etwa wenn Heinrich (2001b, 161) meint, mit „dem Zusammenbruch des Währungssystems von Bretton Woods in den frühem 1970er Jahren“ habe sich die Situation gegenüber Marx „grundsätzlich“ gewandelt. Im Gegenteil: Marx beschreibt ja gerade diese ständige

Unsicherheit. Ein internationaler Goldstandard wurde erst 1865 international etabliert (und erst 1871, nach der Niederschrift des *Kapital*, an die Deutsche Goldmark gebunden; vgl. Eichengreen 1996, 16 f.). Er war die zeitweilige Antwort auf eine Frage, die weiterhin besteht und die Marx theoretisch erfasst hat. Auch Marx wusste, dass „das Geld als Gold und Silber, soweit es nur als Zirkulations-Tauschmittel ist, durch jedes andere Zeichen [...] ersetzt werden kann, [...] weil das materielle Geld als bloßes Tauschmittel selbst symbolisch ist“ (MEW 42, 142). Nur gibt es bei Marx andere Geldfunktionen, etwa Weltgeld, in denen Gold durchaus eine Rolle spielen kann. Der sich aufgeklärt wählende postmoderne Anti-Essentialismus, der sich auf alles bei Marx wirft, was nach „Substanz“ klingt (Geldware, abstrakte Arbeit etc.), wird dem systematischen Sinn dieser Termini nicht gerecht. 71

Dass das Gold diese Funktion lange Zeit erfüllt hat und zum Teil immer noch erfüllt, ist sachlich nachvollziehbar, nicht aber „begrifflich notwendig“. ³³ Dass es die Funktion des Geldes als „Weltgeld“ *gibt* und geben muss, zeigen die Bemühungen, innerhalb größerer Wirtschaftsgebiete einheitliche Währungen zu schaffen – neben dem Dollar, der schon länger solche Funktionen ausübt, etwa Euro, Asean oder Golddinar. Weltgeld ist das, was bleibt, „when the music stops“ (Chick 2001, 228; nach Hicks). Die anhaltende Popularität des Goldes erklärt sich daraus, dass Wirtschafts- und Finanzkrisen auch ganze Regionen erschüttern können. Es ist relativ sicher oder zumindest aus *anderen* Gründen unsicher als Geld in Landeswährung und dennoch, anders als Grundbesitz, jederzeit und über-

33 Gold ist nach wie vor eine verlässliche Form des Geldes, die keinen Wechselkurschwankungen ausgesetzt ist (wohl aber Preisschwankungen) und daher als inflationssicher gilt. Die USA mussten die Goldbindung des Dollar aufgeben, weil ihre Zentralbank die Golddeckung des Dollar nicht mehr *garantieren* konnte. Der Dollar selbst ist jedoch nach wie vor „Weltgeld“: noch immer kann man mit ihm an vielen Orten der Welt bezahlen.

all austauschbar. Daran hat sich wenig geändert, auch wenn philosophische Tagesmoden immer neue Geld-Stadien ausrufen.

Sofern es der Sinn dieses Geldes ist, *nicht* ausgegeben zu werden, nennt Marx es „Schatz“ (MEW 13, 104 ff.; MEW 42, 156 f.; MEW 23, 144 ff.; Keynes kannte für das „hoarding“ nur psychologische Motive, 1936, 208). Entstanden ist diese Funktion aus der vorkapitalistischen Variante des Schatzbildners, der das Geld um seiner selbst willen der Zirkulation entzog:

72

„Die Aneignung des Reichtums in seiner allgemeinen Form bedingt also die Entsagung auf den Reichtum in seiner stofflichen Wirklichkeit. [...] Der Schatzbildner verachtet die weltlichen, zeitlichen und vergänglichen Genüsse, um dem ewigen Schatz nachzujagen, den weder die Motten noch der Rost fressen, der ganz himmlisch und ganz irdisch ist“ (MEW 13, 107; cf. MEW 23, 147, und Engels, MEW 1, 503).

Diese Ansammlung von Reichtümern um ihrer selbst willen war für Marx eine Ausgangsbedingung für die Entwicklung des Kapitalismus: „Die Vorepoche der Entwicklung der modernen industriellen Gesellschaft wird eröffnet mit der allgemeinen Geldgier, sowohl der Individuen wie der Staaten“ (MEW 42, 151). Im Kapitalismus übernimmt der Schatz allerdings eine andere Funktion, nämlich die eines Puffers: wenn die Preissumme der Waren die zur Zirkulation benötigte Geldmenge bestimmt (unter Berücksichtigung der Umschlagszeit) und nicht umgekehrt, kann ‚überflüssiges‘ Geld in die Schatzbildung eingehen. Da sich im Kapitalismus, der eine Produktion auf Verdacht ist, die verkäufliche Warenmenge stets verändert, ist eine hohe Flexibilität der Zirkulation nötig. Überraschend zusätzlich nötiges Geld schmilzt den Schatz ein, überflüssiges füllt ihn an. Wie viele Waren losgeschlagen werden, ist nie vorher klar, sondern muss antizipiert werden. Nicht nur die Waren, auch das Geld bildet daher Vorräte. „Man hat gesehn, wie mit den beständigen Schwankungen der Warenzirkulation in Umfang, Preisen und Geschwindigkeit die Umlaufmasse des Geldes

rastlos ebbt und flutet. Sie muß also der Kontraktion und Expansion fähig sein“ (MEW 23, 148). Dies ist ein weiterer Aspekt, den die Quantitätstheorie des Geldes übergeht: überschüssiges Geld wird, statt auf den Markt geworfen zu werden und so die Preise zu erhöhen (und sich selbst zu entwerten), eher ins Ausland gehen, um Luxusgüter zu erwerben oder angelegt zu werden, oder es wird eben gehortet. Es geht so der Binnenzirkulation – und damit auch der Quantitätstheorie (vgl. Campbell 2005).

Etwas, das erst durch die Ansammlung großer Mengen ungenutzten Geldes möglich wird, in der Quantitätstheorie des Geldes allerdings nicht zu denken ist, ist schließlich die Verwandlung des Geldes in Kapital (MEW 23, 161 ff.; MEW 42, 165 ff.). Schon vor der Ausdifferenzierung der Gesellschaft in kapitalbesitzende und arbeitende Klassen gibt es eine Ungleichverteilung des Reichtums, die deren stete Reproduktion und Verschärfung im Kapitalismus historisch erst ermöglichte (die „ursprüngliche Akkumulation“, MEW 23, 741 ff.). Hiermit ist die Geldtheorie schon abgeschlossen. („Das Geld kommt in allen späteren Verhältnissen wieder vor, aber dann fungiert es eben nicht mehr als bloßes Geld“ MEW 42, 176). Sie leitet über zur Theorie des *Kapital*. Der Übergang ist stilistisch meisterhaft, da das Kapital schon in der einfachen Zirkulation enthalten ist, nur eben „verkehrt“. Die Zirkulation der Waren ($W - G - W$) endet mit dem Konsum und benötigt daher stets neuen ‚Input‘.³⁴ Insofern setzt die einfache Zirkulation auf längere Sicht mindestens einfache Reproduktion voraus. Doch jeder einzelne Akt hat eine perspektivische Gegenseite ($W - G$ entspricht von der Seite des Käufers $G - W$, $G - W$ von der Seite des Verkäufers $W - G$). *Derselbe Prozess* lässt sich also auch umgekehrt

34 Das Geld wird vom Warenkäufer ausgegeben, es „verschwindet“; auch die Waren fallen aus der Zirkulation heraus, da sie früher oder später „aufgegessen“ werden. (Im Englischen wird der Ausdruck „eat“ auch benutzt, wenn etwas zerstört wird, z.B.: „the machine ate my card“.)

betrachten ($G - W - G$): nun ist nicht das Geld das Verschwindende, sondern die Ware, aber nicht weil sie gegessen, sondern weil sie verkauft wird. Nicht Geld zirkuliert hier Ware, sondern Ware Geld. Geld ist kein Mittel mehr, sondern Zweck. In der Form, wie es hier auftritt, *ist es* schon Kapital – Handelskapital.³⁵

74 Aus dem Blickwinkel einer Geldtheorie bleibt die erweiterte Formel des Kapitals ($G - W - G'$: aus Geld wird *mehr* Geld) jedoch rätselhaft. Die Frage bleibt, wo dieses „mehr“ eigentlich herkommt. Termini wie Enthaltsamkeit, waiting, „Risikoprämie“ oder die Feststellung, aus Geld werde mehr Geld, *wiederholen* nur die Frage in Form einer Mystifizierung. Mag das einzelne Handelskapital auch einen Mehrwert ($\Delta G = G' - G$) aus Raub ziehen, gesamtwirtschaftlich betrachtet muss dem Gewinn auf der einen Seite auf der anderen Seite ein *Verlust* entsprechen (was nicht hindert, dass eine ganze Nation eine andere berauben kann). Mit „Geldtheorie“ kommt man hier also nicht weiter. Zwar können im Handel mit vorkapitalistischen Gesellschaften Waren unter Wert erworben und daheim mit hohem Gewinn losgeschlagen werden, da diese im Tausch (etwa gegen Glasperlen) andere Wertmaßstäbe anwenden, als im Land der Käufer gelten (darauf beruhten Theorien des „unequal exchange“, Emmanuel 1972, Shaikh 1979). Handelskapital im Kapitalismus dagegen kann nicht vom Raub leben; selbst wenn es „rauben“ würde, muss das Geraubte irgendwo herkommen. Wäre es frei zugänglich, würde es niemand kaufen. Marx erklärt den Mehrwert, den ein einzelner Händler erwirtschaftet, damit, dass Wert aus der Produktion in den Handel transferiert wird (MEW 25, 278 ff.). Der Verbraucher bezieht die Ware, deren Pro-

35 Der Übergang zwischen *Perspektiven* bei Marx und Kant bereitet kein theoretisches Problem, wohl aber der Übergang zwischen *Seinsbereichen*, zu denen Perspektiven in verunglückten Rezeptionen geraten. Die monetäre Werttheorie hat so ein „Übergangsproblem“ (Hahn 1999, 49) zwischen Lebens-(Handlungs-)Welt und System.

duktionspreis bei 80 Werteinheiten liege, nicht für 100 Werteinheiten direkt beim Produzenten, sondern dieser verkauft sie für 90 an den Händler und erst dieser für 100 an den Verbraucher. Der Mehrwert wird zwischen beiden geteilt. Dass der Handel diesen Anteil des Mehrwerts nicht erzeugt, sondern nur aneignet, zeigt sich darin, dass Hersteller bemüht sind, den Zwischenhandel auszuschalten (etwa durch Direktvertrieb über das Internet).

„Geldtheorie“ ist für Marx’ *eigene* Theorien also eher eine Propädeutik: sie soll primär Missverständnisse über die Natur des Geldes abwehren. Zu Marx’ Geldtheorie ist damit eigentlich das Wichtigste gesagt. Gegenüber *anderen* ökonomischen Theorien ist Marx’ Bestimmung des Geldes allerdings brisant. Dies lässt sich an drei Grundbausteinen der Schulbuchökonomie zeigen, die mit Marx’ Verständnis des Geldes nicht möglich sind.³⁶ Mit Marx lassen sich diese „monetären“ Thesen kritisieren. Es handelt sich dabei um Aussagen über den Außenhandel (den komparativen Kostenvorteil), die Inflation (die Phillipskurve) und die Selbstvermehrung des Geldes (den Multiplikator).

Die erste These besagt, dass ein wirtschaftlich schlechtergestelltes Land aus dem Handel mit einem bessergestellten profitieren kann. Dies stellt eine Rechtfertigung des *Freihandels* dar, einer der Basiszüge des neoliberalen Weltbildes (auch wenn sich mächtige Nationen daran nur so lange halten, wie es zu *ihrem* Vorteil ist, und sonst Protektionen einsetzen; cf. Henning 2015b). Zur Erläuterung wird oft Ricardos Modell benutzt (1817, 82 ff.): Land A und Land B produzieren Tuch und Wein, Land B allerdings zum

36 Statt mit Marx solche Theoreme zu kritisieren, rekonstruierten beunruhigte deutsche Marxanhänger seine Theorie „monetär“. Mit einem solchen Hybrid lassen sich andere allerdings schlecht kritisieren; kritisiert wird am Ende stets Marx. So vollzogen deutsche Marxisten mit Verspätung, was angelsächsische Linkskeynesianer schon in den 1950er Jahren vollbrachten: den Abschied von Marx.

Stückpreis von 45 und 40 Einheiten Weltgeld (Gold, GE), das schlechtergestellte Land A zum Preis von 50 und 60 GE:

Tabelle: Der komparative Kostenvorteil

| | Land A | Land B |
|-------------------------|--------|--------|
| Tuch (Produktionspreis) | 50 | 45 |
| Wein (Produktionspreis) | 60 | 40 |

76 Land A wird hier *beide* Waren importieren. Daher fließt in umgekehrter Richtung Geld nach Land B. Nach der Quantitätstheorie des Geldes führt dies dazu, dass in Land B die Preise steigen, während sie in Land A fallen. Es gibt in diesem Bild eine Tendenz zum Ausgleich. Komparativ heißt dieses Bild deswegen, weil weiter angenommen wird, dass Land A trotz seiner schlechteren Ausgangsposition anfangen kann, eine Ware nach Land B zu exportieren, sobald sich der *kleinere* Preisunterschied durch die Preisverschiebungen umgedreht hat ($45/50 = 10\%$ Unterschied bei Tuch gegenüber $40/60 = 33,3\%$ bei Wein). Land A wird also früher oder später Tuch nach Land B exportieren, da es hier einen „komparativen Kostenvorteil“ hat.³⁷ Jedes einzelne Land hat darüber hinaus seinen Gesamtnutzen maximiert, da es jeweils ein Gut billiger bezieht, als es dies selbst produzieren kann – ein harmonisches Bild des Außenhandels.

Setzt man hier aber das *Marxsche* Verständnis des Geldes an, ändert sich das Bild schlagartig: Land A hat in dieser Deutung keinen relativen Vorteil, sondern einen *absoluten Nachteil*: es produziert beide Waren zu schlechteren Bedingungen, zudem verliert es durch den Import Gold. Der Zuwachs an Gold im ohnehin schon

37 Dies zeigt zudem, warum neben dem Freihandel auch Geldentwertungen so oft von IWF und Weltbank verschrieben wurden (Blum 2000, 431 f.; Stiglitz 2002).

besserstehenden Land B muss nach Marx nicht die Preise erhöhen, indem es in die Zirkulation geworfen wird, sondern kann dort auch andere Geldfunktionen übernehmen: Es wird zur Schatzbildung kommen.³⁸ Diese hat zwei Effekte: entweder, in der Hand der Produzenten, kann der „Schatz“ die Produktivität erhöhen, indem er in zusätzliches fixes Kapital investiert wird. Dadurch wird der Preisunterschied zu Land A nicht verringert, sondern *ausgebaut*. Land B kann jetzt noch billiger produzieren. Oder das Geld wird von den Banken gehortet. Dies würde den Zins senken und so zu *weiteren* Investitionen in Land B verleiten. Auch so verschärft sich die Ausgangssituation. Nimmt man weiter an, dass Land A durch den entstehenden Produktivitätsrückstand bei gleichzeitigem Verlust an Weltgeld (d.h. von Kaufkraft auf dem Weltmarkt, also Devisen, was zu einem *Steigen* der Zinsen in Land A führt) Versuche macht, dem entgegenzutreten, während in Land B Geld bei niedrigen Zinsen ‚überflüssig‘ ist, so ist unschwer auszumalen, dass der Geldmarkt *weitere* Flüsse aus Land A nach Land B ermöglicht: indem nämlich Land A bei Land B zu hohen Zinsen Geld (Weltgeld) aufnimmt. Diese muss es natürlich in Weltgeld zurückzahlen, obwohl gerade dies immer knapper wird. Dieses Szenario nimmt die Schuldenkrise des Südens und die Ungleichheiten der Globalisierung vorweg. Die Theorie des komparativen Kostenvorteils wird aus Sicht von Marx als eine ideologische Beschönigung der ungleichen Entwicklung erkennbar.³⁹

38 Es könnte auch die Nachfrage nach Luxusgütern und so die Produktion erhöhen.

39 Zu diesem Argument MEW 25, 562 ff.; MEW 42, 762; Girschner (1999, 133 ff.), Shaikh (1979, 1980b und 1997) sowie Y. Hahn (1999, 140, Fn. 61). Das Argument ist unabhängig von fixen oder flexiblen Wechselkursen, da „fix“ je nur meint: fix innerhalb bestimmter Grenzen (zeitlich wie finanziell). Periodische Angleichungen der fixen Kurse sind nur eine andere Form der Flexibilität.

Ähnliche Implikationen hat Marx' Geldtheorie für die wunderbare Geldvermehrung in der Keynes'schen Theorie. Keynes glaubte das Level des wirtschaftlichen Gleichgewichtes, das er wie die Neoklassiker voraussetzte, zu einer höheren Auslastung von Arbeit und Kapital heben zu können, indem zusätzliches Geld auf den Markt geworfen wird. Dieses würde die Nachfrage steigern, dadurch die Produktion stimulieren und so zu einem Gleichgewicht auf höherer Auslastungsebene führen. Doch woher kommt dieses zusätzliche Geld? Keynes' Antwort definierte nur das Problem fort: durch unbegrenzten Bankkredit zu fixen Zinssätzen. Er unterstellte die Möglichkeit einer *politischen* Regulierung dieser Größe. Geld ist hier im Wortsinne exogen, der Wachstumsanstieg ist schuldenfinanziert.⁴⁰

Diesem Manko begegnet Keynes mit der Annahme des „Multiplikators“. Er besagt, dass dasselbe Geld, indem es durch mehrere Hände geht, viele Waren umschlagen kann, also das Vielfache seines eigenen Wertes „schafft“, und so zuletzt die Schulden wieder einspielen kann.⁴¹ Doch wie verhalten sich die beiden Sum-

40 Die Gesamtnachfrage besteht aus der Nachfrage in Abteilungen I und II, nach Konsum- und Investitionsgütern ($D = C + I$; demand = consumption + investment). Die überschüssige Nachfrage, die das Wachstum anschieben soll, ist die Differenz zwischen Nachfrage und Angebot ($E = D - Y$; excess demand = demand – supply). Die Formel $E = (C + I) - Y$ kann umgestellt werden in $E = I - (Y - C)$. Da Angebot minus Konsumption zugleich als Ersparnis definiert ist ($Y - C = S$; supply – consumption = savings), so ergibt sich $E = I - S$. Das heißt, dass die überschüssige Nachfrage schuldenfinanziert sein muss, da die Ersparnisse (S) bereits definitorisch von den Investitionen abgezogen sind. Das ist in jeder Periode der Fall, so dass sich die Schulden akkumulieren. Zu diesem Argument ausführlicher Shaikh (1979, 33, 1989, 71 und 1992).

41 Bei einer Sparquote von 25% soll ein externer Input von 100 Einheiten einen Nachfragezuwachs nicht nur von 100, sondern von $100 + (75 + 56,25 + 42,2 + 31,7 + 23,7 \dots = 300)$, also von 400 ergeben (100 mal $1\frac{1}{4}$). Die jeweils gesparten Summen ($0 + 25 + 43,75 + 57,8 + 68,3 + 76,3 \dots = 400$)

men zueinander? Keynes hat den Zusammenhang zwischen der Schuldenfinanzierung und der Zinsentwicklung vernachlässigt. Wenn die zusätzliche Nachfrage über Schulden finanziert ist und *nicht* auf Ersparnisse zugreifen kann, führt das zu einer Verknappung der Geldreserven und damit zu einem Steigen des Zinssatzes, der den Schuldenberg anwachsen lässt. Die künstlich gesteigerte Nachfrage kann zwar anfangs ein zusätzliches Wachstum induzieren, dieses wird aber durch die ebenso wachsende Belastung durch Schulden und hohe Zinsen wieder gedämpft und auf den ‚normalen‘ Wachstumspfad gebracht (*ohne* Überschussnachfrage). Mikroökonomisch wird ein Unternehmen durch die steigende Nachfrage gelockt, aber durch die steigende Zinsrate von Investitionen abgehalten: ein Rückkoppelungseffekt, der sich langfristig ausgleichen kann. Makroökonomisch steht einer einmaligen Hebung des Gleichgewichtslevels eine progressiv steigende Schuldenlast gegenüber. Marx denkt Wachstum als *intern* finanziert. Kommt es zu einer überschüssigen Nachfrage, wird diese in die Dynamik des Systems eingespeist, ohne dass dies sein Verhalten ändern muss (Majer 1991, 87). In Marx' erweiterter Reproduktion kommen Investitionen nicht aus Bankkrediten, sondern aus den Ersparnissen der Kapitalisten, die über den Geldmarkt zugänglich gemacht werden. Einer höheren Investition steht darum ein fehlender Konsum seitens der Kapitalisten gegenüber. Sie induziert langfristig keine überschüssige Gesamtnachfrage ($E = O$) und damit auch keinen Multiplikator, sondern nur eine Verschiebung zwischen den Abteilungen. Marx setzt psychologische Größen (Sparquote, Investitionsneigung) nicht wie Keynes „autonom“,

79

sollen die Schulden wieder einfahren (Keynes 1936, 115; Bhaduri 1988, 46 ff.; Majer 1991, 97 f.). In der Zwischenzeit akkumulieren sich aber auch die Schulden – und erhöhen sich durch den steigenden Zins weiter. In den Krisen der 1970er Jahre scheiterten die Versuche, die Konjunktur durch Staatsinterventionen zu beleben.

sondern koppelt sie zurück an das Gesamtsystem (Shaikh 1989). Wird das Geld also endogen begriffen, bewirkt eine staatlich induzierte überschüssige Nachfrage langfristig *keine* Wachstumsstimulierung. Nicht zufällig endete die keynesianische Politik in einer Schuldenkrise.

80 Aber auch die monetaristische Kritik an Keynes, zusätzliche Staatsausgaben führten nur zur Inflation, kann von Marx aus kritisiert werden. Abgesehen von der Quantitätstheorie des Geldes, die dieser Annahme zugrunde liegt, ist der Zusammenhang der Inflation mit der Arbeitslosigkeit, den die sog. „Phillipskurve“ suggeriert (nach Phillips 1958), zu bezweifeln. Keynesianer wie Monetaristen nehmen an, dass eine Inflation auftritt, wenn eine überschüssige Nachfrage nicht mehr durch Mengenanpassung befriedigt werden kann, so dass eine Preisanpassung erfolgt. Wenn *alle* Preise steigen, sinkt der Geldwert. Nicht mehr befriedigt werden kann die höhere Nachfrage dann, wenn die „Produktionsfaktoren“, vor allem der Faktor Arbeit, voll ausgelastet sind. Je näher man also einer Vollbeschäftigung kommt, desto wahrscheinlicher wird die Inflation. Liegt eine Inflation vor, kann sie umgekehrt auf „zu hohe“ Löhne geschoben werden.

Auch wenn diese Annahme durch das *gleichzeitige* Vorliegen von Inflation und Arbeitslosigkeit in den 1970er Jahren erschüttert wurde, wird sie in der herkömmlichen Theorie meist nach wie vor zugrunde gelegt (Bhaduri 1988, 196 ff.; Majer 1991, 203 ff.). Wird das Geld wie hier als autonom eingeführt, verstellt das die Sicht auf dahinterstehende Strukturen. Begreift man es mit Marx als endogen, als Form von etwas *anderem*, wird deutlich, dass Arbeitslosigkeit und Inflation einander nicht verursachen, sondern eine gemeinsame Ursache haben. Denn das Wirtschaftswachstum, von dem *beide* abhängen, ist nach Marx von der Profitrate begrenzt. Das erklärt etwa die Situation, dass Arbeitslosigkeit auch durch Zinssenkungen nicht aufgesogen wird, wenn die Profitrate zu niedrig ist (Shaikh 1997).

Diese Zeilen wollten andeuten, dass es bei Marx eine konsistente Theorie des Geldes gibt, die sich gravierend von den konventionellen Geldtheorien unterscheidet, aber in der deutschsprachigen Marxdiskussion kaum zum Tragen kam. Bei Marx sind sozialtheoretische Topoi Thema der politischen Ökonomie, wie hier am Beispiel der Ungleichheit zwischen wirtschaftlichen Regionen gezeigt wurde. Deutlich wurde zudem, warum der Keynesianismus, der die wissenschaftliche Grundlage für die normative Sozialphilosophie darstellt, indem er „ethische“ Regelungsmöglichkeiten des Wirtschaftsablaufs für möglich erklärt, nicht konsistent ist. In Grundannahmen der neoklassischen Ökonomie sind bereits bestimmte Werturteile enthalten, etwa indem ein direkter Zusammenhang zwischen Lohnhöhe und Inflation suggeriert wird, der die Verantwortung für Inflationen klar dem Faktor *Arbeit* beilegt. Darum kritisiert Marx Vorstellungen vom Geld als fetischhaft (nicht: das Geld, denn es ist keineswegs bloßer Schein), wenn sie versäumen, es aus seinen komplexen Zusammenhängen zu begreifen, sondern es als *causa sui* – und zudem als Ursache für weitere Dinge – auffassen. Darin lag eine Parallele zur Kritik an fetischhaften Vorstellungen der Religion oder des Staates. Wenn marxistische Theorien diese konstruktive Leistung nicht mehr zu sehen vermögen, sondern Geld bei Marx ihrerseits zum *Rätsel* erklären, geben sie den Anspruch, anderen Theorien kritisieren zu können, unnötigerweise preis.

81

Literatur

- Altvater, Elmar (1991): Die Zukunft des Marktes. Ein Essay über die Regulation von Geld und Natur nach dem Scheitern des ‚real existierenden Sozialismus‘. Münster
- Altvater, Elmar (1997): Geld, Globalisierung, hegemoniale Regulierung. In: Becker, S. et al. (Hg.): Jenseits der Nationalökonomie? Weltwirtschaft und Nationalstaat zwischen Globalisierung und Regionalisierung. Hamburg, S. 96-122

- Backhaus, Hans-Georg (1969): Zur Dialektik der Wertform in Alfred Schmidt (Hg.): Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt am Main, S. 128-152
- Backhaus, Hans-Georg (1974): Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie 1. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie I. Frankfurt am Main, S. 52-77
- Backhaus, Hans-Georg (1978): Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie 3. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie II. Frankfurt am Main, S. 16-117
- Backhaus, Hans-Georg (1997): Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik. Freiburg
- Backhaus, Hans-Georg (2002): Der widersprüchliche und monströse Kern der nationalalökonomischen Begriffsbildung. In: Fetscher/Schmidt 2002, S. 111-141
- Backhaus, Hans-Georg/Reichelt, Helmut (1995): Wie ist der Wertbegriff in der Ökonomie zu konzipieren? In: Beiträge zur Marx/Engels-Forschung. Engels' Druckfassung versus Marx' Manuskript. Hamburg, S. 60-94
- Bhaduri, Amit (1988): Makroökonomie. Die Dynamik der Warenproduktion. Marburg
- Blum, Ulrich (2000): Volkswirtschaftslehre. Studienhandbuch. München – Wien
- Brunoff, Suzanne de (1976): Marx on Money. New York
- Busch, Ulrich (2000): Georg Simmels Geldverständnis in der Tradition von Karl Marx. In: Backhaus, Jürgen/Stadermann, H.-J. (Hg.): Georg Simmels Philosophie des Geldes. Einhundert Jahre danach. Marburg, S. 113-142
- Campbell, Martha (2005): Marx's Explanation of Money's Functions: Overturning the Quantity Theory. In: Moseley, Fred (Hg.): Marx's Theory of Money: Modern Appraisals. Basingstoke, S. 143-159
- Chick, Victoria (2001): Über Geld und Geldtheorien. In: Prokla 123, S. 227-243
- Ehrlicher, Werner et al. (1991): Was ist Geld? Eine Podiumsdiskussion. Wangen
- Eichengreen, Barry (1996): Globalizing Capital. A History of the Monetary System, Princeton
- Elbe, Ingo (2008): Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965. Berlin
- Emmanuel, A. (1972): Unequal Exchange. A Study of the Imperialism Trade. New York

- Fetscher, Iring/Schmidt, Alfred (Hg.) (2002): Emanzipation als Versöhnung. Zu Adornos Kritik der ‚Warentausch‘-Gesellschaft und Perspektiven der Transformation. Ljubljana
- Fiehler, Fritz (2000): Die Gesellschaft der Vermögensbesitzer. Über Geld, Chicago und Milton Friedman. Hamburg
- Fritsch, Bruno (1968): Die Geld- und Kredittheorie von Karl Marx (1954). Frankfurt am Main
- Garson, Barbara (2001): Money makes the world go around. New York
- Girschner, Christian (1999): Politische Ökonomie und Weltmarkt. Allgemeine Weltmarktdynamik in der marxischen Kritik der politischen Ökonomie. Köln
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt am Main
- Hahn, Frank (1982): Money and Inflation. Oxford
- Hahn, Young Bin (1999): Die Geldtheorie von Marx und Keynes. Ein Vergleich in Bezug auf den Krisenbegriff in der Geldwirtschaft. Digitale Dissertation, FU Berlin
- Heinrich, Michael (2001a): Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition (1991). Münster
- Heinrich, Michael (2001b): Monetäre Werttheorie. Geld und Krise bei Marx. In: *Prokla* 123,2, S. 151-172
- Henning, Christoph (2005): Philosophie nach Marx. 100 Jahre Marxrezeption und die normative Sozialphilosophie der Gegenwart in der Kritik. Bielefeld. Englisch: Philosophy after Marx. 100 Years of Misreadings and the Normative Turn in Political Philosophy. Boston – Leiden 2014
- Henning, Christoph (2014): Wittgenstein, Marx und die politische Philosophie. In: Demuth, Constanze/Schneiderei, Nele (Hg.): Interexistenzialität und Unverfügbarkeit. Leben in einer menschlichen Welt. Festschrift für Thomas Rentsch. Freiburg
- Henning, Christoph (2015a): Political Economy with Perfectionist Premises: Three Types of Criticism in Marx. Erscheint in: Thompson, Michael (Hg.): Constructing Marxist Ethics: Critique, Normativity, Practice. Boston – Leiden
- Henning, Christoph (2015b): Free Trade Zones/Export Processing Zones. Erscheint in Cook, Daniel/Ryan, Michael (Hg.): Encyclopedia of Consumption and Consumption Studies. Blackwell-Wiley
- Huffschnid, Jörg (1999): Politische Ökonomie der Finanzmärkte. Hamburg

- Itoh, Makoto/Lapavistas, Costas (1999): *Political Economy of Money and Finance*. London
- Jameson, Fredric (2011): *Representing Capital: A Reading of Volume I*. London 2011
- Kallscheuer, Otto (1991): *Phantom Marxismus. Rückblick auf den materialistischen Glauben (1977)*. In: Ders.: *Glaubensfragen. Über Karl Marx und andere Tote*. Frankfurt am Main, S. 41-60
- Keynes, John M. (1964): *The General Theory of Employment, Interest and Money* (1936). New York
- Kittsteiner, Heinz-Dieter (1980): *Naturabsicht und unsichtbare Hand. Zur Kritik des geschichtsphilosophischen Denkens*. Frankfurt am Main
- Knapp, Georg Friedrich (1921): *Staatliche Theorie des Geldes* (1905). München – Leipzig
- Krahl, Hans Joachim (1971): *Konstitution und Klassenkampf. Zur historischen Dialektik von bürgerlicher Emanzipation und proletarischer Revolution*, Frankfurt am Main
- Lietaer, Bernard (2000): *Das Geld der Zukunft. Über die zerstörerische Wirkung unseres Geldsystems und Alternativen hierzu*. Riemann
- Lipietz, Alain (1985): *The Enchanted World. Inflation, Credit and the World Crisis*. London
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt am Main
- Majer, Helge (1991): *Makroökonomik: Theorie und Politik. Eine anwendungsbezogene Einführung*. München – Wien
- Mandel, Ernest (1970): *Marxist Economic Theory* (1962). 2 Bde. New York
- Marx, Karl (MEW 13): *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*, S. 3-160
- Marx, Karl (MEW 19): *Randglossen zu Adolph Wagners Lehrbuch der politischen Ökonomie*, S. 355-383
- Marx, Karl (MEW 23): *Das Kapital*. Band 1
- Marx, Karl (MEW 25): *Das Kapital*. Band 3
- Marx, Karl (MEW 40): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, S. 465-569
- Marx, Karl (MEW 42): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*
- Pahl, Hanno (2008): *Das Geld in der modernen Wirtschaft. Marx und Luhmann im Vergleich*. Frankfurt am Main
- Phillips, A. W. (1958): *The relation between unemployment and the rate of change in the money wage rates in the United Kingdom 1861-1957*. In: *Economica* 11, S. 283-299
- Rakowitz, Nadja (2000): *Einfache Warenproduktion. Ideal und Ideologie*. Freiburg

- Reichelt, Helmut (1970): Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx. Frankfurt am Main
- Reichelt, Helmut (2002): Die Marxsche Kritik ökonomischer Kategorien. Überlegungen zum Problem der Geltung in der dialektischen Darstellungsmethode im ‚Kapital‘. In: Fetscher/Schmidt 2002, S. 142-189
- Ricardo, David (1992): The Principles of Political Economy and Taxation (1817). London
- Rubin, Issak I. (1972): Studien zur Werttheorie (1926). Frankfurt am Main
- Shaikh, Anwar (1977): Marx' Theory of Value and the ‚Transformation Problem‘. In: Schwartz, Jesse (Hg.): The Subtle Anatomy of Capitalism. Santa Monica
- Shaikh, Anwar (1980): Foreign Trade and the Law of Value. In: Science and Society, Fall 1979, S. 281-302/Spring 1980, S. 27-57
- Shaikh, Anwar (1980b): On the Laws of International Exchange. In: Nell, E. J. (Hg.): Growth, Profits, and Property: Essays in the Revival of Political Economy. Cambridge, S. 204-235
- Shaikh, Anwar (1989): Accumulation, Finance and Effective Demand in Marx, Keynes, and Kalecki. In: Semmler, W. (Hg.): Financial Dynamics and Business Cycles. New Perspectives. New York, S. 65-86
- Shaikh, Anwar (1992): A Dynamic Approach to Effective Demand. In: Papadimitrou, Dimitri (Hg.): Profits, Deficits, and Instability. New York, S. 271 ff.
- Shaikh, Anwar (1997): The Stock Market and the Corporate Sector: A Profit-Based Approach. In: Arestis, Philip et al. (Hg.): Markets, Unemployment, and Economic Policy. London – New York, S. 389-404
- Simmel, Georg (1999): Philosophie des Geldes (1900). Gesamtausgabe. Bd. 6. Frankfurt am Main
- Simmel, G. (1999): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (1908). Gesamtausgabe Bd. 16. Frankfurt am Main
- Steinvorth, Ulrich (1977): Eine analytische Interpretation der Marxschen Dialektik. Meisenheim
- Stephan, Cora (1974): Geld- und Staatstheorie in Hilferdings ‚Finanzkapital‘. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 2. Frankfurt am Main 1974, S. III-154
- Stiglitz, Joseph (2002): Die Schatten der Globalisierung, Berlin

GEORG KLAUDA

Von der Arbeiterbewegung zur Kritischen Theorie

Zur Urgeschichte des Marxismus ohne Klassen

86

2008 veröffentlichten Gerhard Hanloser und Karl Reitter mit *Der bewegte Marx* auf gerade einmal 64 Seiten eine programmatische Kritik an einem bestimmten, in Deutschland aber mittlerweile hegemonialen Umgang mit der Kritik der politischen Ökonomie, den sie als „Zirkulationsmarxismus“ bezeichneten. Darunter fassten sie eine Lektürestategie, die das Marxsche *Kapital* von seinen ersten drei Kapiteln her als, im Wesentlichen, eine Kritik an der Warenform liest. Statt von der kapitalistischen Gesellschaft ist in solchen theoretischen Kreisen daher bevorzugt auch von der „warenproduzierenden Moderne“ oder der „Vergesellschaftung unter den Wert“ die Rede.¹

Ich möchte für diesen Ansatz alternativ den Begriff „Marxismus ohne Klassen“ vorschlagen, ist eines seiner wesentlichen Merkmale und die entscheidende politische Stellungnahme doch die Tatsache, dass Klassen, so sie überhaupt zum Gegenstand werden, hier nur als abgeleitete Phänomene gelten, als unterschiedliche „Warenbesitzerkategorien“ (Kurz/Lohoff 1989), die alle gleichermaßen der abstrakten, selbstzweckhaften Verwertung des Werts unterliegen. Mit Bezug auf das Marxsche Kapitel über den Warenfetisch wird der Kapitalismus als Verdinglichung gesellschaftlicher Verhältnisse begriffen, die den Menschen im Geld als

1 Vgl. Hanloser/Reitter (2008). Für weitere Kritiken siehe Behre/Rakowitz (2001) und F, Köln (2002).

eine ihnen fremde Macht gegenüberreten. Die Folgerung ist eine Verabschiedung des Klassenkampfes, der als bloß immanente Bewegungs- und Entwicklungsform des Kapitals betrachtet wird. Gemeint ist damit, dass der von der Arbeiterklasse mit der Bourgeoisie ausgetragene Kampf um den Preis der Ware Arbeitskraft und die Länge des Arbeitstags nirgends dazu geeignet sei, die kategoriale Logik dieses „Systems“ zu sprengen, weil er als reines Binnenverhältnis dessen Logik bruchlos affirmiere.

Gegen den vorgeblich immer schon „immanenten“ Charakter der alten Arbeiterbewegung wird die Haltung einer negatorischen Kritik gestellt. Da dies eine ziemlich schwache Position ist, wenn es darum geht, diese Gesellschaft zu überwinden, stellt der eine Zweig des Zirkulationsmarxismus auf die immanente historische Schranke des modernen warenproduzierenden Systems in Form einer „finalen Krise“ ab (vgl. Ortlieb 2009), während der andere die Existenz einer solchen Schranke ebenso kategorisch bestreitet (vgl. Initiative Sozialistisches Forum 2000: 63 f.) und mit emphatischer Bezugnahme auf die Kritische Theorie die Position des einsamen Kritikers präferiert. Da das leere Starren aufs Unheil auf Dauer aber offensichtlich doch zu unbequem ist, beobachtet man hier seit gut zehn Jahren auch etwas, das man eine publikumswirksame Identifikation mit dem Aggressor nennen könnte: Innerhalb der antimilitaristischen Linken provoziert man als radikaler Claqueur der imperialistischen Weltordnungskriege (zur Kritik vgl. Kurz 2003) und ruft zudem mit offener Referenz auf Stimmen der neuen Rechten (Redaktion Bahamas 2011, 4) zur Verteidigung des Abendlands gegen dessen angeblich drohende Aufhebung durch die „orientalische“ Barbarei, diesmal nicht mehr in Gestalt der Russen und Chinesen, sondern eines essentialistisch gefassten „Islams“ auf.

Wie sehr eine Kritik, die überhaupt kein Schlupfloch mehr gewährt, dazu geeignet ist, in den Dienst ihres Gegenteils zu treten, zeigt schon das Beispiel der hierfür in Anspruch genommenen

Kritischen Theorie. 1956 diskutierten Horkheimer und Adorno am Frankfurter Institut für Sozialforschung über die Idee, ein Manifest analog dem Marx'schen auf der Höhe der Zeit zu formulieren. Was die einen als Beleg lesen, dass die beiden ihren marxistischen Wurzeln noch in den 1950ern unverbrüchlich die Treue gehalten hätten, zeigt sich bei näherer Betrachtung eher als ein Protokoll antikommunistischer Raserei. Den Bolschewismus zeichnet Adorno dort rundheraus in der Art einer „gelben Gefahr“ und stellt ihm den kapitalistischen Westen in der Sprache des europäischen Kolonialismus als eine von Barbaren bedrohte Insel der „Zivilisation“ gegenüber: „Ich habe das Gefühl, als ob die orientalische Welt unterm Banner des Marxismus die abendländische Zivilisation ablösen würde. [...] Europa werden sie wohl dabei einmal schlucken.“ Horkheimer assistiert, indem er die dräuende Gefahr aus dem Osten in ethnisierenden Begriffen zeichnet: „Wenn man die Russen verteidigt, so ist das genau so, als wenn man die einströmenden Germanen gegenüber der Sklavenwirtschaft für etwas Höheres gehalten hätte.“ Der Vergleich mit der antiken Sklaverei erweist sich dabei eher als Lapsus denn als Zugeständnis, erfahren wir doch voran, „daß die europäisch-amerikanische Zivilisation das Höchste ist, was die Geschichte bis jetzt hervorgebracht hat an Wohlergehen und Gerechtigkeit“. Kritik an der zur westlichen Zivilisation geadelten bürgerlichen Gesellschaft diene folglich gar nicht ihrer Überwindung, sondern ihrer Aufbe-wahrung „in einem höheren Zustand“. Diese Intention sei jedoch nur zu verwirklichen, indem man dabei ganz unnachsichtig gegen sie bleibe. „Man darf nicht zur Verteidigung der westlichen Welt aufrufen“, so Adorno. Und Horkheimer erklärend: „Man darf nicht dazu aufrufen, weil man sie damit kaputt machen würde“ (Horkheimer/Adorno 1987b, 46).

Die Studien zum autoritären Charakter als negative Revolutionstheorie?

Hanloser und Reitter lassen ihre Genealogie des Zirkulationsmarxismus zwar zu Recht bei der Kritischen Theorie der sog. Frankfurter Schule beginnen, schrecken aber davor zurück, sie ganz dort einzureihen. Es handle sich bei Horkheimer und Adorno nur um „geliehene Gründungsväter des Zirkulationsmarxismus“. Einige ihrer Marx-Bezüge lüden zwar durchaus zu dieser Lesart ein. Doch seien die Erkenntnisse der Kritischen Theorie für das Verständnis der gescheiterten Revolution weiterhin „fundamental“ (Hanloser/Reitter 2008, 14). Ich möchte im Folgenden ausgehend von dieser These eine Kritik an der Kritischen Theorie formulieren, die sich dem Gesamturteil von Hanloser und Reitter zwar anschließt, die Frankfurter Schule dabei aber nicht in der gleichen Weise aus ihrer theoretischen Verantwortung entlässt.²

89

Um das Ausbleiben der proletarischen Revolution zu erklären, so heißt es in diesem Zusammenhang oft, habe das Frankfurter Institut für Sozialforschung den Marxismus um zentrale Erkenntnisse der Psychoanalyse erweitert und gezeigt, dass die Verinnerlichung gesellschaftlicher Autorität zur Ausbildung eines spezifischen Sozialcharakters führe, der sich der Herrschaft nicht nur aus freien Stücken unterwirft, sondern die einmal gegen sie gerichtete Aggression umlenkt und auf ihre Feinde und Kritiker verschiebt. Erich Fromm, der diese These in Anlehnung an die Vorarbeiten von Wilhelm Reich in den Diskussionszusammenhang der Frankfurter Schule einführte, leitet die psychische Verfasstheit

- 2 In dieser Betrachtung gänzlich ausgespart bleibt der nach dem Krieg nicht mehr nach Frankfurt zurückgekehrte Herbert Marcuse. Zwar ist seine – die Rolle der Arbeiterklasse einschränkende und sie durch andere „historische Subjekte“ ersetzende – Randgruppentheorie für die Geschichte der Neuen Linken von allerhöchstem Belang gewesen. Zum hier im Vordergrund stehenden Zirkulationsmarxismus finden sich jedoch kaum irgendwelche relevanten Anknüpfungs- und theoretischen Bezugspunkte.

der Menschen dabei in Verkehrgung von Ursache und Zweck aus ihrer angenommenen Funktion für die Gesellschaft ab:

„Eine Fügsamkeit, die nur auf der Angst vor realen Zwangsmitteln beruhte, würde einen Apparat erfordern, dessen Grösse auf die Dauer zu kostspielig wäre; sie würde die Qualität der Arbeitsleistung der nur aus äusserer Furcht Gehorchenden in einer Weise lähmen, die für die Produktion in der modernen Gesellschaft zumindest unerträglich ist [...] Die hierbei entstehende Schwierigkeit wird teilweise durch die Über-Ich-Bildung gelöst. [...] Die Autoritäten als die Vertreter der äusseren Gewalt werden verinnerlicht, und das Individuum handelt ihren Geboten und Verboten entsprechend nun nicht mehr allein aus Furcht vor äusseren Strafen, sondern aus Furcht vor der psychischen Instanz, die es in sich selbst aufgerichtet hat“ (Fromm 1987, S. 84).

90

Das erste Problem an dieser Konstruktion ist, dass man die Gründe, die sich Personen zurechtlegen, um sich dem Bestehenden zu fügen, in einen Bereich verschiebt, der eigentlich nicht mehr ansprechbar ist: ihr Sosein als Menschen.³ Es wird ihnen abgesprochen, sich bewusst und rational zu sich selbst und ihren eigenen Denkleistungen zu verhalten. Das Argument, die Menschen wären aufgrund ihrer psychischen Verfasstheit ohnehin nicht mehr in der Lage, die Kritik zu teilen, legitimiert nicht nur, sich über sie zu stellen, um sie von oben herab wie ein Ding zu besprechen.⁴ Aufklärung ergibt dann auch gar keinen Sinn mehr. Auf der anderen

3 Vgl. die ausführliche Kritik daran in: Verein zur Förderung des marxistischen Pressewesens e.V. (2000).

4 Ironischerweise setzt die *Dialektik der Aufklärung* in einer Passage selbst zur radikalen Kritik jener Form des intuitiven Schließens auf das „Unbewusste“ an, der sie aber gleichzeitig einen nicht gerade geringen Teil ihrer Argumente entnimmt: „Der Rekurs auf Psychologie, um den anderen zu verstehen, ist unverschämt, zur Erklärung der eigenen Motive sentimental“ (Horkheimer/Adorno 1987a, 278).

Seite macht sich die Rassifizierung autoritätsgebundenen Verhaltens zum Charaktertyp auch blind gegenüber den eigenen autoritären Momenten. So droht dieses Denken, in dem zu münden, was es dem anderen als seine Eigenart vorhält: dem Ausfall der Selbstreflexion.⁵ Dass die Kritische Theorie – etwa in ihrer verschiedentlich an Fromm und Adorno herausgestellten Homophobie (s. Halle 1996) – selbst autoritäre Momente, Verschiebungen der Aggression vom Aggressor auf den Angegriffenen enthält, scheint so überhaupt nicht mehr denkbar.

Das zweite und grundsätzlichere Problem besteht darin, dass in der Konstruktion „Herrschaft wird als Über-Ich-Instanz verinnerlicht und trifft auf tätige Unterwerfung“ auch der Charakter der kapitalistischen Produktionsweise als *System der Freiheit* verkannt wird. Die Kritische Theorie ist formenblind gegenüber dem versachlichten Charakter moderner Herrschaft, der gerade keine unmittelbare Unterwerfung unter einen Herrn erfordert. Der Arbeiter wird von niemandem persönlich gezwungen und muss sich keinem fügen. Nur das eigene Bedürfnis, die Angst um die schiere Existenz, nötigt ihn zum Dienst am fremden Eigentum. Verkannt wird die Spezifik kapitalistischer Herrschaft, die sich dem Arbeiter gegenüber als stummer Zwang der Verhältnisse und nicht als Pflicht zur Anerkennung von Autoritäten präsentiert. Um die Verinnerlichung der gesellschaftlichen Gewalt zu erklären, die darin besteht, zum Unternehmer seiner eigenen Arbeitskraft – d.h., zu seinem eigenen Antreiber – zu werden, ist Freud eben gar nicht vonnöten. Der alte Marx reicht hier vollkommen hin:

„Dem Sklaven gegenüber wird diese Arbeit productiver, weil intensiver, indem der Sklave nur unter dem Antrieb äusserer Furcht, aber nicht für *seine Existenz* arbeitet, die ihm nicht gehört und doch *garantirt* ist; der freie Arbeiter dagegen ge-

5 Für eine Kritik an den *Studien zum autoritären Charakter* aus rassismuskritischer Perspektive siehe Terkessidis (1998).

trieben von seinen wants. Das Bewußtsein (oder vielmehr die *Vorstellung*) der freien Selbstbestimmung, der Freiheit, macht den einen zu einem viel besseren Arbeiter als den anderen, und das damit verbundene feeling (Bewusstsein) of *responsibility*; da er, wie jeder Warenverkäufer, responsibel ist für die Waare, die er liefert und sie in gewisser Qualität liefern muß, soll er nicht von andern Waarenverkäufern derselben Species aus dem Feld geschlagen werden“ (MEGA II 4.1, 101 f).

92 Überhaupt scheint der Verteidigung der Kritischen Theorie als negative Revolutionstheorie ein grundsätzliches Missverständnis zugrunde zu liegen. Man liest die Frankfurter Schule als einen Versuch, Antworten auf die historische Krise des Marxismus zu finden: seine Entledigung durch die Sozialdemokratie auf der einen und seine Verwandlung in eine parteiförmige Herrschaftsideologie auf der anderen Seite. In der Tat entstand das Institut für Sozialforschung 1924 aus der Marxistischen Arbeitswoche und stellte sich zunächst als Versuch dar, mit den Geldern des Mäzens Felix Weil eine institutionelle Basis für unabhängige marxistische Forschung zu schaffen, die an den Universitäten keine Chance auf Unterschlupf hatte. Geleitet wurde es bis 1929 von dem Austromarxisten Carl Grünberg, der dort u.a. das Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung beheimatete und mit dem Marx-Engels-Institut in Moskau bei der Herausgabe der Marx-Engels-Gesamtausgabe zusammenarbeitete. Mit dem Schlaganfall von Grünberg und der Übernahme des Instituts durch Max Horkheimer 1931 änderte sich der Charakter jedoch grundlegend. Felix Weil stiftete für Horkheimer einen Lehrstuhl für Sozialphilosophie an der Frankfurter Uni, und die Arbeit war von da an darauf ausgerichtet, Anschluss an die akademischen Einzelwissenschaften, Soziologie, Psychologie, Politikwissenschaften, Geschichte, Literatur- und Kulturwissenschaften, zu finden sowie diese interdisziplinär zusammenzuführen und sozialphilosophisch zu durchdringen. Vom Marxismus als einem unidisziplinären Programm außerhalb der

bürgerlichen Wissenschaften bleibt dabei nicht viel mehr als ein paar Stichworte und eine verhaltene politische Sympathie.

Genau das zeigt sich in solchen Werken wie den *Studien über Autorität und Familie*, die statt von Klassenverhältnissen zu reden denn auch lieber auf unbelastete Begriffe wie Autorität und Masse zurückgreifen. Im Exil blühte zwar noch einmal kurz die marxistische Terminologie der Zweiten Internationale auf, weil in den USA die fremde Sprache vor allzu kritischen Nachfragen schützte. Doch mit Kriegsende war dieser kurze Flirt im Wesentlichen schon wieder vorbei. Sichtbar wird dies vor allem an der Revision der 1944 erschienenen *Philosophischen Fragmente*, die 1947 aus Anlass ihrer Drucklegung im Querido Verlag – diesmal unter dem Titel *Dialektik der Aufklärung* – systematisch um verräterische Begriffe wie Monopol, Kapital und Klassengesellschaft bereinigt wurden (vgl. Reijen/Bransen 1987, 456 f.). Im Folgenden eine kleine, aber durchaus repräsentative Auswahl:

93

„Verschwiegen wird dabei, daß der Boden, auf dem die Technik Macht über die Gesellschaft gewinnt, die Macht des Kapitals [1947, des ökonomisch Stärksten] über die Gesellschaft ist“ (Horkheimer/Adorno 1987a, 145).

„[...] das Bild jener Gesellschaft, in der nicht länger Wut sich reproduziert und nach Eigenschaften sucht, an denen sie sie sich bestätigen kann. Das wäre die klassenlose Gesellschaft. [1947 gestrichen]“ (Horkheimer/Adorno 1987a, 198).

„Die Verfolgung der Juden, wie Verfolgung überhaupt, ist von der Klassengesellschaft [1947, solcher Ordnung] nicht zu trennen“ (Horkheimer/Adorno 1987a, 199).

Diese Ersetzung gelang jedoch auch deshalb so einfach, gleichsam mit nur ein paar Federstrichen, weil sie tatsächlich bloß die Oberfläche der *Dialektik der Aufklärung* berührte. Im Kern hatte das Buch von Anfang an ein anderes Anliegen, nämlich eine Kritik dessen zu leisten, was Weber die „abendländische Rationalität“ und das aus ihr erwachsende „stahlharte Gehäuse der Hörigkeit“

(vgl. Weber 2000, 16, 153 f.; Weber 1980, 835) nannte. Und ähnlich wie dessen Zeitgenosse Georg Simmel den ehrgeizigen Anspruch formuliert, „dem historischen Materialismus ein Stockwerk unterzubauen“ (Simmel 1900, 13), ihm also eine philosophisch tiefere Dimension zu verleihen, entdeckt auch die *Dialektik der Aufklärung* am Fundament des europäischen Kapitalismus nicht sowohl das soziale Herrschaftsverhältnis als vielmehr einen metaphysischen Seinsentwurf; eine charakteristische Stellung der Seele zur Welt. Herrschaft selbst wird nicht länger *primär* als eine Klassenrelation, sondern als die Verwandlung von „Natur in bloße Objektivität“ (Horkheimer/Adorno 1987a, 31) begriffen. Hierfür steht das strapazierte Konzept der „Aufklärung“, das über den reinen Epochenbegriff hinaus einen Typus „rationaler Weltbeherrschung“ kennzeichnen soll.

„Die Aufklärung verhält sich zu den Dingen wie der Diktator zu den Menschen. Er kennt sie, insofern er sie manipulieren kann. Der Mann der Wissenschaft kennt die Dinge, insofern er sie machen kann. [...] In der Verwandlung enthüllt sich das Wesen der Dinge immer als je dasselbe, als Substrat von Herrschaft“ (Horkheimer/Adorno 1987a, 31).

Damit reiht sich die *Dialektik der Aufklärung* ein in die Versuche der lebensphilosophischen Intelligenz, das materialistische Narrativ von der Geschichte als einer Abfolge von Klassenkämpfen durch eine – an Heideggers Seinsgeschichte erinnernde – Kulturgeschichte des Subjekt-Objekt-Verhältnisses zu verdrängen. Mit ihrem Fokus auf die unheilvolle Geschichte der Vernunft seit der Antike ist sie die Elaboration einer Tendenz, die so auch für die Lebensphilosophie charakteristisch war: ihrer Ersetzung von materialistischer Gesellschafts- durch eine existenziell gestimmte Kultur- und Zivilisationskritik.

„Das Leben lebt nicht“:⁶ Die Rolle der Lebensphilosophie

Die Lebensphilosophie ist eine Strömung, die Ende des 19. Jahrhunderts in Reaktion auf den Positivismus und Neukantianismus der herrschenden Schulphilosophie entsteht. Sie knüpft, in der Linie Kierkegaard, Schopenhauer, Nietzsche, an die Tradition der Romantik an, die der Aufklärung eine Überbetonung des Rationalen – von „Zahlen und Figuren“, wie es bei Novalis heißt – auf Kosten des Unheimlichen, Phantastischen und Märchenhaften vorwarf. In der Lebensphilosophie wird daraus eine umfassende Kritik des kantischen Erkenntnissubjekts, das von allen empirischen Zutaten wie Angst, Vergänglichkeit, Leiden, Tod, aber auch positiv besetzten Attributen wie Interesse, Machtwille und Sinnlichkeit gereinigt ist. Aus diesem Unbehagen formiert sich eine radikale Kritik am „Nihilismus“ des modernen wissenschaftlich-technologischen Zeitalters, das sich der Dinge nur unter dem Aspekt ihrer Kalkulierbarkeit, Beherrschbarkeit und Messbarkeit annimmt. Die Moderne erscheint so als seelenloses, mechanisches und sinnverlassenes Gehäuse, in dem ein authentisches Leben nicht mehr möglich ist.

Dieser Modus der Kritik wird um 1900 nicht nur zur herrschenden Attitüde der Philosophie und Geisteswissenschaften, sondern prägt über die Jugendbewegung auch die Protesthaltung einer ganzen Generation, so auch die Ernst Blochs und Walter Benjamins. Georg Lukács' aufsehenerregendes Buch *Die Theorie des Romans* ist ein typisches Produkt dieser Epoche. Es stellt das antike und mittelalterliche Epos als literarische Form dem bürgerlichen Roman gegenüber. Während das Epos von einer Ära zeugt, in der die Seele die Landkarte zu den Sternen ist, in der Ich und Welt vom selben Holz geschnitzt sind, alles Tun als sinnvoll und rund erscheint, geht durch den Roman ein Riss, der den Einzelnen als entfremdet von seinem Dasein zeigt. Diesen Zustand bezeich-

6 Epigraph in Adorno (1993, 13).

net Lukács als „transzendente Obdachlosigkeit“. Die Seele findet keinen Ort mehr in der Welt, entweder weil sie „zu breit“ ist, dann zieht sie sich in ihre eigene Innerlichkeit zurück, oder weil sie „zu eng“ ist und unfähig, noch so etwas wie echte Erfahrungen zu sammeln.

96 Charakteristisch für die Lebensphilosophie ist, dass sie nicht wirklich über so etwas wie eine Gesellschaftsanalyse verfügt, da sie ganz auf der Seite des Subjekts verharrt und sich der Art und Weise überlässt, wie es selbst die Welt erfährt. Die objektive Seite dieser Welterfahrung wird in schlichte Metaphern wie „das Gehäuse“ oder – bei Heidegger – „das Man“ gekleidet. So formiert sich im Bürgertum eine Kritik, die nicht mehr an bestehenden Institutionen, Privilegien und Eigentumsverhältnissen, sondern an den „kulturellen Idealen“ rüttelt. „Die Jugendbewegung und das zivilisationskritische Bürgertum“, so die Historikerin Claudia Bruns, „vollzogen einen an die historische Romantik anknüpfenden Perspektivwechsel gegenüber einer sich als aufklärerisch und fortschrittlich verstehenden liberalen (oder marxistischen) Gesellschaftskritik, die zeitlich vorausging. An die Stelle der Kritik der gesellschaftlichen Realität trat eine Kritik der Begriffe, in denen diese Realität wahrgenommen, empfunden, gedacht und beschrieben wurde. [...] Die Revolutionierung des Bewusstseins trat an die Stelle der Revolution in der Wirklichkeit“ (Bruns 2008, 211 f.).

In *Die Zerstörung der Vernunft* notierte der späte Georg Lukács zum ideologischen Gehalt der Lebensphilosophie, welcher er in seiner Jugend selbst erlegen war, dass sie, wie er am Denken Nietzsches ausführt, den zwischen den Klasseninteressen schwankenden Intellektuellen einen Weg weise,

„der jeden Bruch, ja jede ernsthafte Spannung mit der Bourgeoisie überflüssig macht; einen Weg, auf dem das angenehme moralische Gefühl, ein Rebell zu sein, weiter bestehen bleiben kann, sogar vertieft wird, indem der ,oberflächli-

chen', ‚äußerlichen‘ sozialen Revolution eine ‚gründlichere‘, ‚kosmisch-biologische‘ lockend gegenübergestellt wird. Und zwar eine ‚Revolution‘, die die Privilegien der Bourgeoisie vollständig bewahrt“ (Lukács 1973, 14).

Für die Politisierung und daraus folgende innere Fraktionierung dieser Generation lebensphilosophisch inspirierter Intellektueller bedurfte es jedoch eines äußeren Ereignisses, wie es der Erste Weltkrieg und der sich daran anschließende Versuch von Arbeitern darstellte, eine sozialistische Räterepublik auf deutschem Boden zu errichten. Auf der Rechten entstand in vehementer Abgrenzung dazu eine geistesaristokratische Tendenz, die die Demokratie verachtete, von der Errichtung einer neuen Ständegesellschaft träumte und bis heute mit dem geläufigen Begriff der „Konservativen Revolution“ bezeichnet wird. In der Mitte positionierten sich Autoren wie Thomas Mann oder Max Weber, die für eine Anerkennung der liberalen Demokratie warben und das Ethos des Rebelischen in einer Haltung des messianischen Attentismus, des „Wartens auf den Erlöser“, sublimierten. Auf der Linken schließlich entwickelte sich eine offene Sympathie für die proletarische Revolution und daraus folgend eine lebensphilosophische Aneignung des Marxismus. Hierfür steht wie kein anderer der junge Georg Lukács mit seiner 1923 erschienenen Aufsatzsammlung *Geschichte und Klassenbewußtsein*, die aus der Tatsache, dass „beide [?] großen und reifen Werke von Marx [...] mit der Analyse der Ware beginnen“, die Schlussfolgerung zieht, dass es „kein Problem dieser Entwicklungsstufe der Menschheit“ – d.h. des Kapitalismus – gebe, „das in letzter Analyse nicht auf diese Frage hinweisen würde“. Hierfür müsse das „Rätsel der Warenstruktur“ allerdings in einer Weite und Tiefe gestellt werden, die es „nicht bloß als Einzelproblem“ oder auch als „Zentralproblem der einzelwissenschaftlich gefaßten Ökonomie“ erscheinen ließen, sondern als das „Urbild aller Gegenständlichkeitsformen und [...] Formen der Subjektivität in der bürgerlichen Gesellschaft“ (Lukács 1977, 257).

Aus dem Kontext gerissene Begriffe der Kritik der politischen Ökonomie werden zu Sprachbildern für das entfremdete Leben. So bei Lukács der Terminus der Verdinglichung. Während er bei Marx im berühmten Kapitel über die „trinitarische Formel“ (MEW 25, Kap. 48) noch ein eng begrenztes Erkenntnisproblem umreißt, das die Subjekte in der bürgerlichen Gesellschaft daran hindert, sich als Ausbeuter und Ausgebeutete zu begreifen, spreizt er sich bei Lukács zu einer Generalmetapher auf, die die historische Unterwerfung des Lebens unter die Herrschaft der Sachen bezeichnet. Eine ähnlich metaphorische Aneignung von Marx findet sich auch in Adornos *Minima Moralia*, in denen Marx' Begriff der „wachsenden organischen Zusammensetzung des Kapitals“ (immer weniger lebendige Arbeit wird benötigt, um immer mehr tote Arbeit in Form von Rohstoff und Maschinerie in Bewegung zu setzen) zum Anlass genommen wird, von der wachsenden „organische[n] Zusammensetzung des Menschen“ zu sprechen. „Das, wodurch die Subjekte in sich selber als Produktionsmittel und nicht als lebende Zwecke bestimmt sind, steigt wie der Anteil der Maschinen gegenüber dem variablen Kapital“ (Adorno 1993, 307). Die lebensphilosophische Gegenüberstellung von Lebendigem und Erstarrtem, die hier einmal mehr als Grundthema intoniert wird, erhält eine marxisierende Note, indem sie auf Begriffe projiziert wird, die einem gänzlich anderen theoretischen Zusammenhang angehören.

Lukács wie auch Adorno bleiben soziale Ungleichheit, Ausbeutung, Klassenverhältnisse trotz ihres vehementen Linksradikalismus ganz äußerliche Fragen. Entfremdung ist universell, nicht auf eine Klasse beschränkt. Sie erscheint im Zwang des Arbeiters, seine eigene Arbeitskraft als Ware anzubieten, nur auf die Spitze getrieben, aber nicht qualitativ verschieden von der Erfahrung des Bürgertums. Zugleich wird die Arbeiterklasse für Lukács zum hegelianischen „Subjekt-Objekt“ der Geschichte, das das verdinglichte Gehäuse in der Revolution zerbricht. Sie erscheint wie der

Ritter auf dem Schimmel, von außen kommend, mit der Mission, das bürgerliche Subjekt aus seiner existenziellen Drangsal zu erlösen.

Vor diesem Hintergrund ist überhaupt nur verständlich, wie man von der Arbeiterklasse persönlich „enttäuscht“ werden und sich, wie die Kritische Theorie nach Lukács, von ihr abwenden kann, ohne dass dies irgendetwas am Modus der Kritik verändern würde. Die messianische Figur des Erlösers kann rhetorisch erhalten bleiben, auch wenn sie nicht länger mit einem konkreten historischen Subjekt wie dem Proletariat zu identifizieren ist. Stattdessen lautet die Forderung des Tages in der Kritischen Theorie nun wie bei Weber, das „Schicksal der Zeit [...] männlich [zu] ertragen“ (Weber 2002, 510). Man hat sich mit dem Glück des geistigen Entronnenseins zu bescheiden, den Rückzug in die eigene Innerlichkeit anzutreten, der eine Sinnstiftung zweiter Ordnung durch die andauernde Wehklage über die vom Sinn verlassene Welt verspricht.⁷

99

Neu war bei Lukács die offene Bezugnahme auf Marx und die Zuschreibung einer historischen Rolle an die Arbeiterklasse, zwei Momente, die einer ganzen Reihe von bürgerlichen Intellektuellen den Weg in den Marxismus ebneten. Was dagegen schon bei Lukács abgedroschen war, ist der Schachzug, das von der Lebensphilosophie beschworene „Gehäuse“ – die bürgerlich erstarrte Welt – mit der Herrschaft der Warenform zu assoziieren. Diese Verbindung ist vielmehr der eigentümliche Witz einer ganzen Reihe von Werken aus der Gründungsphase der deutschen Soziologie, allen voran Simmels *Philosophie des Geldes*, die sich wie ein kulturkritischer Kommentar zu den ersten drei Kapiteln des *Kapital* liest, aber genau dort abbricht, wo die Analyse der Ware in eine Kritik des Systems von Lohnarbeit und Kapital umschlägt.⁸ Für

7 Vgl. hierzu die Adorno-Deutung von Decker (1982).

8 Zur Kritik von Simmel siehe Lukács (1973, 123-138).

Georg Simmel liegt das kulturelle Verhängnis vielmehr in der Sphäre des Tausches selbst, in der neuen Beziehung, die das Geld durch die Vergleichgültigung aller Werte und Entfärbung aller Dinge, schließlich die Verwandlung eines Mittels in den Endzweck der menschlichen Existenz, zwischen Welt und Individuum stiftet.

„Die Nivellierung erscheint als Ursache wie als Wirkung der Austauschbarkeit der Dinge — wie gewisse Worte ohne weiteres ausgetauscht werden können, weil sie trivial sind, und trivial werden, weil man sie ohne weiteres auszutauschen pflegt. Die Lieblosigkeit und Frivolität, durch die sich die Behandlung der Gegenstände in der Gegenwart so sehr von früheren Zeiten unterscheidet, geht sicher zum Teil auf die gegenseitige Entindividualisierung und Abflachung, auf Grund des gemeinsamen Geldwertniveaus, zurück“ (Simmel 1900, 411 f.).

100

Gleichzeitig versäumt Simmel es auch nicht, die Vorzüge des modernen Geldverhältnisses herauszuarbeiten, seine Beziehung zur Freiheit des Individuums und zur Erweiterung der sozialen Kreise, in denen es seine Interessen betätigt; schließlich den Gegensatz zu den persönlichen Herrschafts- und Knechtschaftsbeziehungen früherer Zeit. Es handelt sich daher weniger um eine handlungsleitende Kritik denn um die Bezifferung der Kosten der Moderne in ihren Wirkungen auf die Seele; eine Analyse, die ihre Attraktivität für das bürgerliche Milieu gerade in der Simultanität von Kritik und Affirmation entfaltet und sich in jener skeptischen Geste erschöpft, die Horkheimer später auch als eine der zentralen Aufgaben der Kritischen Theorie definieren wird: den Preis zu zeigen, den wir „für diesen oder jenen Fortschritt bezahlen müssen. Die Pille“ etwa, so Horkheimer, der sich 1970 zum Frust seiner Studierenden hinter die Pillenzyklika von Papst Paul VI. stellen wird, „müssen wir mit dem Tod der erotischen Liebe bezahlen“ (Horkheimer 1985, 396), die Gleichberechtigung der Geschlech-

ter mit dem Verlust dessen, worin sich die Liebe der Mutter als unverdinglichte Bewahrung der Natur einmal vom „bloß pragmatische[n] Denken“ (ebd., 400) unterschieden habe.

„Verwaltete Welt“:

Statt Kritik der Herrschaft eine bürgerliche Dystopie

Da die Kritische Theorie hier als lebensphilosophische Aneignung des Marxismus gedeutet wird oder anders: als eine Projektion lebensphilosophischer Fragen auf den Marxismus, erscheint es nicht verwunderlich, dass ihr im Laufe der Jahre auch andere gesellschaftstheoretische Ansätze als Material unterkamen, um das in ihr thematische Verhältnis Individuum vs. Gehäuse zu bebildern. Das war seit den 1940er Jahren vor allem Max Weber, der, in ähnlicher intellektueller Verbindung zur Lebensphilosophie, bereits selber vom „stählernen Gehäuse“ gesprochen hatte. Dieses „Gehäuse“ erscheint bei Weber (2000, 153 f.), anders als bei seinem Zeitgenossen Simmel, jedoch nicht als eines der Totalität der Warenform, sondern vielmehr der klassenunabhängigen (ebd., 16) Zwänge des kapitalistischen Berufslebens und der modernen Erwerbsarbeit, darin allerdings der Wertkritik in ihrem Diskurs über die „Herrschaft der toten Arbeit“ (Gruppe KRISIS 1999, Pkt. 1) urverwandt. Erst später überträgt Weber den Begriff auf die Durchsetzung einer formalen, ihren Zwecken gegenüber gleichgültigen Vernunft, die die Grundlage für die Etablierung bürokratischer Apparate und Organisationen, vor allem aber der „lebenden Maschine“ (Weber 1980, 835) des rationalen Beamtenstaates liefert. Von dort bezieht die Kritische Theorie schließlich ihre Rede von der „verwalteten Welt“, deren dystopischer Charakter sie in eine zunehmend versöhnliche, ja geradezu nostalgische Beziehung zum Kapitalismus des 19. Jahrhunderts setzt. „Radikale“ Gesellschaftskritik schlägt um in die Bejahung der guten alten Zeit des liberalen Unternehmertums, von deren Autonomie und Freiheit es im Sinne einer rettenden Kritik so viel als möglich zu be-

wahren gilt (z.B. Horkheimer 1985b, 371). In aller Schärfe trifft dieser Befund allerdings nur auf Horkheimer zu, der die Marke „Kritische Theorie“ nach dem Krieg immer offensiver als konservativen sozialphilosophischen Ansatz zu positionieren versucht und sich dabei mit der Behauptung rechtfertigt, „daß die konservative Haltung ebenso kritisch sein kann, wenn sie eine wahre konservative Haltung ist, wie die ihr entgegengesetzte revolutionär-marxistische“ (Horkheimer 1985b, 364). Das Verhältnis zwischen Horkheimer und Adorno stellt sich in diesem letzten Jahrzehnt zuweilen dar, als wäre es der verspätete und unter Verschluss gehaltene Dialog zwischen Max Weber und Georg Simmel: Während Ersterer die Ausbreitung der modernen Anstaltsrationalität bereits für das ganze Signum der Epoche hält, relativiert sie Letzterer, indem er sie auf ihr, nach liberaler Lehre, scheinbares Gegenteil bezieht: die Ausbreitung des Tauschverhältnisses über die gesamte Fläche der menschlichen Lebenswelt.

„Denken in Äquivalenten produziert von sich aus insofern eine der Verwaltungsrationalität prinzipiell verwandte, als es Kommensurabilität aller Gegenstände, ihre Subsumierbarkeit unter abstrakten Regeln herstellt. Qualitative Differenzen zwischen den Bereichen wie innerhalb jedes einzelnen Bereichs werden herabgesetzt, und damit vermindert sich ihr Widerstand gegen Verwaltung“ (Adorno 1997b, 125).

Tatsächlich ist die moderne Verwaltung einfach nur Zweckentfremdung der Lohnform der Arbeit als Mittel der Herrschaftsausübung. Die völlige Gleichgültigkeit des Proletariats gegenüber dem Inhalt seiner Arbeit, für die er bezahlt wird, bei höchster Verantwortlichkeit für seine Leistung macht ihn auch zum idealen Bürokraten. Die Durchsetzung des Kapitalismus und die Herausbildung des modernen Verwaltungsstaats als einer unpersönlichen Maschine, die auf abstrakten Regeln und nicht mehr auf persönlichen Loyalitäten und affektiven Freundschaften ruht, sind daher zwei Seiten desselben historischen Prozesses (vgl. Greenberg/By-

stry 1996). Für Adorno dagegen manifestiert sich die über die Lohnform gestiftete Homologie von Verwertung und Verwaltung als eine bloß äußerliche Analogie in der Art ihres intellektuellen Weltbezugs. Am Beispiel der staatlichen Kunstförderung gewinnt er dem modernen Anstaltswesen schließlich sogar etwas Beruhigendes ab, indem es sich bei aller triftigen Kritik an ihm auch als potenziell widerspenstiges Moment im Angesicht der totalen Kommodifizierung der Welt erweist. „Die Beziehung zwischen Verwaltungen und Experten ist Not nicht nur sondern auch Tugend. Sie eröffnet die Perspektive, kulturelle Dinge vorm Kontrollbereich des Marktes oder Pseudomarktes zu schützen, der sie heute unweigerlich fast verstümmelt“ (Adorno 1997b, 144).

103

Kritisch bleibt jedoch auch hier die an Simmels „formale Soziologie“ erinnernde Abstraktion von allen Zwecken, so als fiele die Verwaltung der Sachen und die Herrschaft über Personen in der modernen Aktenlogik unmittelbar in eins; als sei es gleich, ob „Fachmenschen ohne Geist“ (Weber 2000, 154) über die Logistik des Gütertransport und die Instandhaltung von Verkehrsampeln oder über die Abschiebung von Nichtstaatsangehörigen und die Kürzung von Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts befinden. Ohnmachtsgefühle und Gewalterfahrungen produziert Verwaltung aber nicht schon deshalb, weil sie qualitativ verschiedene Gegenstände unter identische formale Regeln beugt, sondern weil sie Mittel der anonymen Durchsetzung antagonistischer Interessen ist. Ihr Charakter als Instrument der Herrschaft hängt nicht an der Rationalität ihres Dingbezuges, sondern an der Existenz eines ihre Bescheide über Andere – Delinquenten, Flüchtlinge und Hilfsbedürftige – begleitenden Polizei-, Disziplinar- und Strafaparats. Im Vergleich zu den Erfahrungen von Personen, die auf unterschiedliche Weisen aus dem kapitalistischen Lohnsystem herausfallen und daher schon im liberalen 19. Jahrhundert als Objekte staatlicher Verwaltung zwangsbewirtschaftet und observiert wurden, nehmen sich Horkheimers Beispiele für die Schrecken

der verwalteten Welt, wie sie sich dem produktiven Normalbürger darstellen, denn auch erstaunlich harmlos aus: „Die Menschen dieser zukünftigen Welt werden automatisch handeln: bei rotem Licht stehen, bei Grün marschieren. Sie werden den Zeichen gehorchen“ (Horkheimer 1985a, 402). In letzter Instanz zielt die Behauptung eines unabänderlichen Gangs in eine bürokratische Zukunft bei Weber wie bei Horkheimer auf eine Konvergenzthese ab, die den möglichen Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus vollständig zu nivellieren sucht (vgl. Weber 1980, 835; Horkheimer 1985b, 376-380). Eine Veränderung der Gesellschaft sei es nicht mehr wert, unternommen zu werden. Sie würde den Lauf der Geschichte nur künstlich beschleunigen und die letzten Schlupfwinkel der Freiheit unnötig rasch ihrem geschichtlichen Untergang weihen. Allein die Religion vermöge so das ganz Andere überhaupt noch zu denken.

„Funktion ihrer Funktion“:

Kritische Theorie als linke Systemtheorie

Neben Webers These von der Rationalisierung und Bürokratisierung der Moderne, die in der Kritischen Theorie in Begriffen wie dem der „instrumentellen Vernunft“ oder der „verwalteten Welt“ stillschweigend adaptiert wurde, spielt seit den 1960er Jahren aber auch die funktionalistische Systemtheorie, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf der Basis der Arbeiten von Talcott Parsons zum „orthodoxen Konsensus“ in der Soziologie herangewachsen war, bei Adorno eine wiedererkennbare Rolle. Bei Parsons' Systemtheorie handelt es sich um eine mit dem lebensphilosophischen konkurrierende Form des technokratischen Konservatismus (Wiggershaus 1993, 651 f.), die danach fragt, welche sozialen Subsysteme funktional für den Erhalt des Ganzen seien. Mit der Abstraktion „Gesellschaft“ geht sie einerseits darüber hinweg, dass die Funktion, die die Unteren für diese unterstellte Totalität erfüllen, diejenige ist, mit ihrer Arbeit den privaten Reichtum einiger weni-

ger zu vermehren, und setzt andererseits an die Stelle der wirklichen Zwecke in der kapitalistischen Gesellschaft – aus Geld mehr Geld zu machen – den vorgestellten Zweck des funktionalen „Systemerhalts“. Aber selbst diesem affirmativen Ansatz kann bei entsprechendem Willen noch so etwas wie eine Kritik im Sinne der Lebensphilosophie eingehaucht werden, indem man dem Begriff der Funktion ein „bloß noch“ voranstellt: Menschen seien bloß noch Funktion für den Systemerhalt. Beispielhaft führt dies Adorno in seinem Essay *Gesellschaft* vor:

„Das Ganze erhält sich nur vermöge der Einheit der von seinen Mitgliedern erfüllten Funktionen. Generell muß jeder Einzelne, um sein Leben zu fristen, eine Funktion auf sich nehmen und wird gelehrt, zu danken, solange er eine hat. [...] Ein Begriff von Gesellschaft, der damit nicht zufrieden ist, wäre *kritisch*“ (Adorno 1997a, 10 und 13; Hervorh. i. Orig.).

Es zeigt sich, dass „kritisch“ daran im Grunde nur der vorausgesetzte Wille ist, sich mit der Sache nicht sogleich einverstanden zu erklären, während an der inhaltlichen Beschreibung selbst kaum etwas bemängelt wird. Die Kritik, die man der als kaum verhüllte Rechtfertigungslehre entworfenen soziologischen Systemtheorie abnötigt, wird allerdings auch dadurch produziert, dass man den Begriff des gesellschaftlichen Ganzen, der dort analytisch einfach vorausgesetzt ist, stattdessen als historisches Faktum vorstellig macht. Dass sie sich zu einem Ganzen aufsummieren, ist beinahe schon der gesamte Vorwurf, den Adorno den gesellschaftlichen Verhältnissen macht. Ihre kritische Einheitsdimension gewinnen die Dinge aus Adornos Sicht erst durch die Realabstraktion des Wertes, der sie auf ein gemeinsames Maß zurechtstutzt und so in Gegenstände des verallgemeinerten Warentausches verwandelt:

„In dessen universalem Vollzug, nicht erst in der wissenschaftlichen Reflexion, wird objektiv abstrahiert; wird abgesehen von der qualitativen Beschaffenheit der Produzieren-

den und Konsumierenden, vom Modus der Produktion, sogar vom Bedürfnis, das der gesellschaftliche Mechanismus beiher, als Sekundäres befriedigt“ (Adorno 1997a, 13).

106

Als der Zwangscharakter dieser Gesellschaft erscheint so gerade nicht der klassengesellschaftliche Charakter der Produktion, von dessen Modus der Tausch ja gerade absehe, sondern die Abstraktion, die der Preis an den inkommensurablen Besonderheiten der einzelnen Dinge anrichtet. Wie diese durch den Akt des Tausches ihre qualitative Dimension einbüßen sollen, bleibt dabei ein absolutes Rätsel. In den Tauschwert geht bekanntlich kein Atom Gebrauchswert ein. Gleichgesetzt werden nicht die Eigenheiten der Dinge, sondern vielmehr die in ihnen verausgabte abstrakt-menschliche, in Stunden bemessene und gegen jede inhaltliche Bestimmung gleichgültige proletarische Lohnarbeit.⁹ Ihre Einzigartigkeit bleibt den Dingen dabei völlig unbenommen. Die durch Simmel gefilterte rhetorische Anlehnung an die Wertformanalyse aus den ersten drei Kapiteln des *Kapitals* hat Adorno bis zuletzt als unverbrüchlichen Bundesgenossen von Marx erscheinen lassen. Dass aber der Warentausch nur die Oberfläche der kapitalistischen Gesellschaft bezeichnet, die Waren sich daher im Fortgang der Marxschen Analyse als Produkte des Kapitals als eines historischen Verhältnisses enthüllen, das in der Trennung des Arbeiters von seinen Produktionsmitteln gründet, ist auch der Kritischen Theorie nur eine Randbemerkung wert. Stattdessen verlagert Adorno das Gewalttätige dieser Produktionsweise konsequent in die Sphäre der Zirkulation. Aber nicht die Tauschabstraktion tut den Sachen Gewalt an, sondern die Ausbeutung tut den Arbeitern Gewalt an. Darauf beläuft sich summarisch der Unterschied zwischen Marx und Adorno.

Der Umstand, dass das „Wesen“ der Gesellschaft, ihr grundlegendes Konstruktionsprinzip, der klassengesellschaftliche Charakter der Produktion, systematisch in die Sphäre ihrer Erschei-

9 Vgl. hierzu den Beitrag von Karl Reitter in diesem Band.

nung, die Warenzirkulation, verschoben wird; dass als das Furchterregende dieser Gesellschaft nicht mehr die Aneignung von und das Kommando über fremde Arbeit, sondern die im Warentausch gelegene Abstraktion von allem Besonderen und Vereinzelten erscheint, macht Adorno zum Vater des Zirkulationsmarxismus auch dort, wo er es sich im Unterschied zu seinen Epigonen nie ganz abschwatzen lässt, beiher auch auf die Fortexistenz des Klassenverhältnisses zu verweisen. Trotzdem steht sein Begriff von Gesellschaft als „Tauschgesellschaft“ Georg Simmels *Philosophie des Geldes* näher als Marx' Untersuchungen der kapitalistischen Produktionsweise. Dies insbesondere darin, dass für ihn der eigentlich interessierende Gegensatz nicht mehr der zwischen den Klassen, sondern, wie in beinahe der gesamten bürgerlichen Soziologie, jener zwischen Individuum und Gesellschaft ist. Ideologisch ist dieser Perspektivwechsel, weil die Herabstufung des Einzelnen zur „bloßen Funktion der Totalität“ nicht dechiffriert wird als das Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnis, das es ist, indem die einen nur als Instrument für die Verwertung des Reichtums der anderen existieren. Und so wird die Vorstellung unterhalten, dass auch die Herrschenden bloß Funktion oder, wie es in der magischen Formulierung Adornos heißt, „Funktion ihrer Funktion“ wären:

„Die Menschheit hat heute einen Punkt erreicht, wo selbst oberste Kommandohöhen an ihrer Position keine rechte Freude haben, weil sie selbst zu Funktionen ihrer eigenen Funktion geworden sind. Selbst die Mächtigen in den Konzernen befördern heute Aktenbündel auf dem Schreibtisch durch Bearbeitung von der linken auf die rechte Seite, statt an Bürostunden sich nicht zu halten und nachzudenken in Freiheit“ (Adorno 2006, 12).

Verwechselt wird damit, um einen Ausdruck von Dahrendorf zu gebrauchen, die „Dienstklasse“ des Kapitals, d.h. die Aufseher und Manager, die als Angestellte des Kapitals das Kommando über die Arbeit führen und die Verwertung ihrer Vermögen ins Werk set-

zen, mit der Kapitalistenklasse selbst, denen der Profit als müheloses Einkommen zufällt. Diese Verwechslung wird dadurch begünstigt, dass Kapitalisten sich noch regelmäßig als ihre eigenen Geschäftsführer und Vorstände einsetzen, wodurch ihr Profit als „Lohn“ einer realen Tätigkeit anmutet.¹⁰ Die Raffenden reihen sich, um eine Formulierung aus der *Dialektik der Aufklärung* zu gebrauchen¹¹, unter die Schaffenden ein, so dass als parasitär einzig noch das reine Geldkapital erscheint – jener Teil der Klasse, der den Profit in seiner automatisierten Form als Zins einstreicht.

108 Die Verdunkelung des Klassenverhältnisses durch die Spaltung des Profits in den Unternehmergewinn einerseits und den Geldzins andererseits bezeichnet Marx als den sog. Kapitalfetisch oder den Fetisch in seiner reinen und fertigen Gestalt (MEW 25, 405). Hier, vor allem, wird erkennbar, worauf der Begriff des Fetischs bei Marx in letzter Instanz zielt: dass der Ursprung des Mehrwerts durch die Verknöcherung seiner Formen und die verdinglichte Gestalt seiner Aneignung „vergessen“ wird. Während das Kapital sich im Zins wie der Birnbaum darstellt, der Birnen trägt, ohne sich durch lebendige Arbeit zu vermitteln, verkehrt sich der Profit nach Abführung des Zinses an den Verleiher von Geldkapital in den Unternehmergewinn, der sich ideologisch als der „Lohn“ präsentiert, mit dem die besonderen Leistungen eines

10 „Es entwickelt sich daher notwendig in seinem Hirnkasten die Vorstellung, daß sein Unternehmergewinn – weit entfernt, irgendeinen Gegensatz zur Lohnarbeit zu bilden und nur unbezahlte fremde Arbeit zu sein – vielmehr selbst Arbeitslohn ist, Aufsichtslohn, wages of superintendence of labour, höherer Lohn als der des gewöhnlichen Lohnarbeiters, 1. weil sie komplizierte Arbeit, 2. weil er sich selbst den Arbeitslohn auszahlt“ (MEW 25, 393).

11 „Arbeit schändet nicht, sagten sie [die Herren als Bürger; G.K.], um der der andern rationaler sich zu bemächtigen. Sie selbst reihten sich unter die Schaffenden ein, während sie doch die Raffenden blieben wie ehedem“ (Horkheimer/Adorno 1987a, 203).

gleichsam überproduktiven Arbeiters im Wettbewerb gewürdigt werden. Der Profit als Auspressung unbezahlter Arbeit ist in dieser Aufteilung „glücklich beseitigt“ (MEW 25, 822).

Marxismus ohne Klassen: Zur Kritik des Zirkulationsmarxismus

Ähnlich wie Adorno, der die oberen Zehntausend zu „Funktionen ihrer Funktion“ für die Gesellschaft erklärt, statt das Wachstum ihres Vermögens als den gesellschaftlichen Zweck zu bestimmen, dem das Proletariat als zu benutzendes Mittel subsumiert wird, ist es auch im zirkulationsmarxistischen Kontext zur Phrase geworden, den Kapitalismus als abstrakten Systemzwang zu beschreiben, der sich noch den Kapitalisten gegenüber als Einschränkung ihrer Freiheit geltend macht.¹² Der selbstgesetzte Zweck, aus Geld mehr Geld zu machen, der im Falle des Zinsnehmers noch nicht einmal ein aktives Tun erfordert, ist so auf einmal völlig analog gesetzt zu dem aus der Trennung von seinen Produktions- und Lebensmitteln resultierenden lebenslangen Zwang des Proletariats, Dienst am fremden Eigentum zu leisten.

109

Das entscheidende Moment dabei ist, dass mit der Dezentrierung der Klassenfrage und der Reduktion der Kritik der politischen Ökonomie auf die Analyse der Ware der Marxismus um den zentralen Punkt gebracht wird, der ihn von der klassischen politischen Ökonomie unterscheidet: die Erkenntnis, dass die Oberfläche der Zirkulation nicht aus sich selbst, sondern nur als Moment im Kreislauf des Kapitals in seiner Einheit mit dem Produktionsprozess begriffen werden kann, in dem sich die Konsumtion der Ware Arbeitskraft als das Kommando über den Arbeiter und die Aneignung seiner unbezahlten Mehrarbeit darstellt. Das Kapital erweist sich so als eine neue Gestalt der alten Klassengesellschaft,

12 Zur Kritik an dieser populären Argumentationsfigur siehe: GegenStandpunkt (2013).

die sich hinter den versachlichten Abhängigkeitsbeziehungen zwischen freien und gleichen Warenbesitzern versteckt.

Dieses Sich-Verbergen der Ausbeutung ist mit der Marxschen Analyse des Waren- und Kapitalfetischs angesprochen. Der Begriff der Verdinglichung zielt bei Marx daher, anders als bei Lukács und seinen Diadochen, nicht auf eine lebensphilosophisch inspirierte Kritik des „Gehäuses“, d.h. auf einen romantischen Antikapitalismus, sondern auf die Schwierigkeiten des Arbeiters, sich seiner Klassenlage bewusst zu werden, ohne sich von den Mystifikationen der Lohnform blenden zu lassen, die ihm die erstatteten Reproduktionskosten seiner Arbeitskraft als den natürlichen Preis seiner Arbeit erscheinen lassen.

110

Der Zirkulationsmarxismus bringt die zentrale Leistung von Marx zum Verschwinden: hinter der klassischen politischen Ökonomie, die sich als „Wissenschaft vom Wert“ konstituiert, einen neuen Gegenstand zum Erscheinen zu bringen – den Kapitalismus als historische Produktionsweise, in der sich Ausbeutung nicht mehr als unmittelbares Abpressungsverhältnis darstellt wie in der Sklaverei, der Leibeigenschaft und der feudalen Hörigkeit, sondern als der von den Verhältnissen ausgehende Druck, seine Arbeitskraft aus freien Stücken an die Kapitalherren zu verkaufen, die sie im Produktionsprozess zur Verwertung ihrer Geldvermögen einsetzen, ohne den Arbeiter persönlich zu beherrschen. Ausbeutung erscheint vielmehr als Gnadenakt, um den sich der Proletarier bewerben und für den er sich attraktiv machen muss, um sich und seine Angehörigen über die Runden zu bringen.

Nicht die Warenform steht dabei im Zentrum dieser Produktionsweise – sie erscheint vielmehr als genuiner Bestandteil der verschiedensten gesellschaftlichen Produktionsorganismen, darunter auch der antiken Sklavenwirtschaft –, sondern das System der freien Lohnarbeit, das mit der von Marx angesprochenen „Responsibilität“ des Proletariers nicht nur die Produktivkraft der Arbeit, sondern auch die ganze Gestaltung der Macht – des politi-

schen Systems von Überwachen und Strafen – revolutioniert. Denn der moderne Prolet „*lernt sich selbst beherrschen im Gegensatz zum Sklaven*, der eines Meisters bedarf“ (MEGA II, 4.1, 103; Hervorh. i. Orig.). Daraus ergibt sich für Marx jenseits der Warenform ein Schlüssel für die Abgrenzung differierender Produktionsweisen, nämlich die in ihr verankerte je besondere Beziehung der Produzenten zu den Umständen ihrer Produktion, kurz: die historische Artung des Klassenverhältnisses.

„Die spezifische ökonomische Form, in der unbezahlte Mehrarbeit aus den unmittelbaren Produzenten ausgepumpt wird, bestimmt das Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnis, wie es unmittelbar aus der Produktion selbst hervowächst und seinerseits bestimmend auf sie zurückwirkt. [...] Es ist jedesmal das unmittelbare Verhältnis der Eigentümer der Produktionsbedingungen zu den unmittelbaren Produzenten [...], worin wir das innerste Geheimnis, die verborgene Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Konstruktion [...] finden“ (MEW 25, 799 f.).

111

Entsprechend verbietet sich für Marx, Warenproduktion und kapitalistische Warenproduktion historisch einfach kurzzuschließen wie in der zirkulationsmarxistischen Rede von der „warenproduzierenden Moderne“, die das Geldverhältnis zur *differentia specifica* der kapitalistischen Gesellschaft macht. In Wahrheit greift diese Sichtweise weniger auf Marx denn auf den in diesem Zusammenhang immer wieder bemühten ungarisch-amerikanischen Sozialhistoriker Karl Polanyi (1944) zurück, der im Zuge der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre eine Kritik an der zerstörerischen Kraft des Marktes entwickelte und dessen institutionelle Entfesselung bereits für das gesamte Rätsel der modernen Epoche hielt. Zwar ist in der Tat auch für Marx „die kapitalistische Produktion die Warenproduktion als allgemeine Form der Produktion, aber sie ist es nur, und wird es stets mehr in ihrer Entwicklung, weil die Arbeit hier selbst als Ware erscheint“ (MEW 24, 119). Kapitalisti-

sche Produktion ist aber nicht nur Erweiterung des „Umfang[s], worin das Produkt als Handelsartikel, als Ware produziert wird“ (ebd.), es ist die spezifische Einpassung der Warenform in eine gänzlich neue Gestaltung der gesellschaftlichen Klassen- und Ausbeutungsbeziehungen.

112 So erfährt der Markt in der bürgerlichen Gesellschaft nicht etwa nur eine Entfesselung, sondern auch eine für die Produktionsweise konstitutive Beschränkung: Der einzelne Mensch soll, anders als in der Antike, nicht mehr selbst zur Ware werden, und die Empörung über die Kommodifizierung von Kultur, Bildung und Sexualität, über Leihschwangerschaft, Organhandel und Gen-Patentierung – all das, was den engeren Bereich der *humanitas*, den Kernbestand der Person, berührt – reicht bis tief in jene konservativen Kreise hinein, welche der Kritik an Herrschaft und Ausbeutung ansonsten gänzlich unverdächtig sind. Das liegt daran, dass der Prolet, um seine Arbeitskraft zu Markte zu tragen, sich selbst zugleich ein unveräußerlicher Besitz sein muss. Sogar als insolventer Schuldner haftet er nicht mehr mit sich als Person, indem er, wie im römischen Zivilrecht, zwangsvollstreckt und in das Eigentum von Dritten versteigert werden könnte. Vielmehr bleibt das proletarisierte Subjekt, das sich in dieser Gesellschaft erstmals völlig selbst gehört, kategorial von den Objekten unterschieden, die von anderen auf dem Markt gehandelt werden können.

Zentral ist für Marx die Abgrenzung zwischen dem kapitalistischen Modus der Produktion, der auf der unveräußerlichen Freiheit des eigentumslosen Arbeiters fußt, und der Warenproduktion als einer für den Kapitalismus zwar besonders charakteristischen, aber deshalb noch lange nicht spezifischen Verkehrsweise. Auch wenn *Das Kapital*, wie mittlerweile ad nauseam hervorgehoben wurde, mit der Analyse der Ware beginnt, so heißt das nicht, dass diese darstellungsstrategische Entscheidung eine Aussage darüber enthielte, ob Marx in diesem Verhältnis auch schon den Kern der bürgerlichen Gesellschaft zu erkennen glaubte. Immanent wird

dies bereits in Band 1 negiert, indem Marx zeigt, dass eine Erklärung des Kapitalverhältnisses auf der Ebene der Warenzirkulation in einen grundlegenden Widerspruch mit dem Prinzip des Äquivalentenaustausches gerät; einen Widerspruch, der erst gelöst werden kann, wenn man von dort in die Sphäre der Produktion überwechselt. In Band 2 wettet er dann: „Es entspricht übrigens dem bürgerlichen Horizont, wo das Geschäftchenmachen den ganzen Kopf einnimmt, nicht im Charakter der Produktionsweise die Grundlage der ihr entsprechenden Verkehrsweise zu sehn, sondern umgekehrt“ (MEW 24, 120). Für Marx ist das zugleich eine Kritik an einem Verständnis, das dem Geld als Wertausdruck der Ware an sich selbst jene Funktion zuschreibt, die ihm vielmehr erst aus dem bürgerlichen Klassenverhältnis erwächst, nämlich sich verwertender Wert, d.h. Kapital, zu sein.

„Das Geld kann in dieser Form nur verausgabt werden, weil die Arbeitskraft im Zustand der Trennung von ihren Produktionsmitteln (einschließlich der Lebensmittel als Produktionsmittel der Arbeitskraft selbst) sich befindet [...]. Es ist nicht das Geld, mit dessen Natur das Verhältnis gegeben ist; es ist vielmehr das Dasein dieses Verhältnisses, das eine bloße Geldfunktion in eine Kapitalfunktion verwandeln kann. [...] Auch der Kauf und Verkauf von Sklaven ist seiner Form nach Warenkauf und -verkauf. Ohne Existenz der Sklaverei kann Geld aber nicht diese Funktion vollziehen. Ist Sklaverei da, so kann Geld im Ankauf von Sklaven ausgelegt werden. Umgekehrt reicht Geld in der Hand des Käufers keineswegs hin, um Sklaverei zu ermöglichen“ (MEW 24: 37 f.).

Indem der Zirkulationsmarxismus diesen Zusammenhang auf den Kopf stellt, den Wert selbst schon für das ganze Konstruktionsprinzip der Gesellschaft erklärt und das Klassenverhältnis zu einer abgeleiteten, ja vernachlässigbaren oder sogar inexistenten Größe herabsetzt, trägt er nicht etwa dazu bei, den Waren- und Geldfetisch zu destruieren. Er sitzt ihm vielmehr gerade selber auf. Ideo-

logisch erfolgreich ist eine solche Revision der Marxschen Theorie bei aller berechtigten Kritik, die man am „Traditionsmarxismus“ haben kann, vor allem deshalb, weil sie dessen Stoßrichtung von den Fragen abzieht, die das Selbstverständnis des Bürgertums auf geradezu peinliche Weise berühren: nach seiner Existenzgrundlage in einem System der Ausbeutung und ökonomischen Benützung der Arbeiterklasse. Stattdessen verdient sich der Zirkulationsmarxismus Respektabilität, indem er sich mit seiner Kritik an der Warenform in ein generelles Unbehagen einreihet, das von Anfang an zum Grundgestus bürgerlichen Denkens gehörte. Die Warenform soll den außer ihr stehenden Kern menschlicher Subjektivität nicht affizieren. Familie, Sexualität, Kunst, humanistisches Bildungsgut – all dies möge nicht zum Gegenstand endloser Plusmacherei werden, damit die Arbeitskraft es umso verlässlicher bleibe. Paternalistischen Kampagnen wie denen Alice Schwarzers, die den Konsum sexueller Dienstleistungen als „Kauf der Ware Frau“ ächten möchte, ist daher mit Vorsicht zu begegnen. Ihnen haftet, im Gegensatz zu den Kämpfen von Sexarbeiter*innen um die Verbesserung ihrer materiellen Arbeitsbedingungen, nichts Fortschrittliches an.

Dass die lebensphilosophische Kritik am warenförmigen Gehäuse der Gegenwart auch im konservativen Bürgertum auf fruchtbaren Boden fällt, ist nicht schwer zu verstehen. Dass aber die damit einhergehende Entfokussierung der Klassenverhältnisse gerade in der Linken, die ja nun ein historischer Abkömmling der Arbeiterbewegung ist, just zu einer Zeit – den *roaring nineties* – populär wurde, in der sich die sozialen Unterschiede auf türmten wie seit hundert Jahren nicht mehr, ist schon ein bemerkenswertes Stück historischer Ironie. Es sind die Niederlagen in den internationalen Kämpfen der 1980er Jahre, die beide Erscheinungen logisch miteinander vermitteln, die Popularität dieser Ansätze aber heute auch an ihre Grenzen stoßen lassen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1997a): Gesellschaft. In: Soziologische Schriften I. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 919. (= Gesammelte Schriften in zwanzig Bänden. 8)
- Adorno, Theodor W. (1997b): Kultur und Verwaltung. In: Soziologische Schriften I. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 122-146
- Adorno, Theodor W. (1993): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. 21. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Adorno, Theodor W. (2006): Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit (1964/65). Hrsg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (= Nachgelassene Schriften: Abteilung IV: Vorlesungen Band 13)
- Behre, Jürgen/Rakowitz, Nadja (2001): Automatisches Subjekt? Zur Bedeutung des Kapitalbegriffs bei Marx. Vortrag vom 15. November 2001, gehalten an der roten ruhr uni. Online zugänglich unter: <http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/Automatisches-Subjekt.html>
- Bruns, Claudia (2008): Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880-1934). Überarb. Fassung der zugl. Diss., Universität Hamburg 2004. Köln: Böhlau
- Decker, Peter (1982): Die Methodologie kritischer Sinnsuche: Systembildende Konzeptionen Adornos im Lichte der philosophischen Tradition. Diss. Erlangen: Palm & Enke. Online zugänglich unter: https://www.farberot.de/texte/wiss/phil/PETER_DECKER_Adornos_Methodologie_krit_Sinnsuche.pdf
- E, Köln (2002): „Neue Deutsche Wertkritik“ – Marxismus in den Zeiten des Neoliberalismus. In: Wildcat-Zirkular 62, S. 42-54. Online zugänglich unter: <http://www.wildcat-www.de/zirkular/62/z62wertk.htm>
- Fromm, Erich (1987): Sozialpsychologischer Teil. In: Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Reprint der Ausgabe Paris 1936, 2. Aufl. Lüneburg: zu Klampen, S. 77-135. (= Schriften des Instituts für Sozialforschung. 5)
- GegenStandpunkt (2013): Statt Kritik des Systems der Ausbeutung eine radikal-kritische Absage an den „Systemzwang“. Zur Broschüre des Ums-Ganze-Bündnisses: „Staat, Weltmarkt und die Herrschaft der falschen Freiheit“. In: GegenStandpunkt 1/2013, S. 135-156
- Greenberg, David/Bystryn, Marcia H. (1996): Capitalism, Bureaucracy, and Male Homosexuality. In: Seidman, Steven (Hg.): Queer Theory/Sociology. Cambridge, MA – Oxford, S. 83-110

- Gruppe KRISIS (1999): Manifest gegen die Arbeit. Online zugänglich unter: <http://www.krisis.org/1999/manifest-gegen-die-arbeit>
- Halle, Randall (1996): Zwischen Marxismus und Psychoanalyse: Antifaschismus und Antihomosexualität in der Frankfurter Schule. In: Zeitschrift für Sexualforschung. Jg. 9, S. 343-357
- Hanloser, Gerhard/Reitter, Karl (2008): Der bewegte Marx: Eine einführende Kritik des Zirkulationsmarxismus. Münster: UNRAST
- Horkheimer, Max (1985a): Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen [Gespräch mit Helmut Gumnior] (1970). In: Schmid Noerr, Gunzelin (Hg.): Gesammelte Schriften. Band 7: Vorträge und Aufzeichnungen 1949-1973. Frankfurt am Main: Fischer, S. 385-404
- Horkheimer, Max (1985b): Verwaltete Welt [Gespräch mit Otmar Hersche] (1970). In: Gesammelte Schriften. Band 7. o.V., S. 363-384
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1987a): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Gesammelte Schriften. Band 5: „Dialektik der Aufklärung“ und Schriften 1940-1950. Frankfurt am Main: Fischer, S. 11-290
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1987b): [Diskussion über Theorie und Praxis] (1956). In: Schmid Noerr, Gunzelin (Hg.): Gesammelte Schriften. Band 19: Nachträge, Verzeichnisse und Register. Frankfurt am Main: Fischer
- Initiative Sozialistisches Forum (2000): Der Theoretiker ist der Wert. Eine ideologiekritische Skizze der Wert- und Krisentheorie der Krisis-Gruppe. Freiburg i. Br.: ça ira
- Kurz, Robert (2003): Die antideutsche Ideologie: Vom Antifaschismus zum Krisenimperialismus: Kritik des neuesten linksdeutschen Sektenwesens in seinen theoretischen Propheten. Münster: UNRAST
- Kurz, Robert/Lohoff, Ernst (1989): Der Klassenkampf-Fetisch. Thesen zur Entmythologisierung des Marxismus. In: Marxistische Kritik 7, S. 10-41. Online zugänglich unter: <http://www.krisis.org/1989/der-klassenkampf-fetisch>
- Lukács, Georg (1973): Die Zerstörung der Vernunft. Band 2: Irrationalismus und Imperialismus. Darmstadt – Neuwied: Luchterhand
- Lukács, Georg (1977): Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats. In: Geschichte und Klassenbewußtsein. Darmstadt – Neuwied: Luchterhand (Georg Lukács Werke), S. 257-397
- Lukács, Georg (1994): Die Theorie des Romans Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Mit dem Vorwort von 1962. München: dtv

- Marx, Karl (MEGA II, 4.1): Das Kapital. Erstes Buch. Sechstes Kapitel. Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses. Berlin: Dietz. (Marx-Engels-Gesamtausgabe)
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (Hg.) (MEW 24): Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie: Zweiter Band: Buch II: Der Zirkulationsprozeß des Kapitals. 11. Aufl. Berlin: Dietz (Marx/Engels: Werke)
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (Hg.) (MEW 25): Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie: Dritter Band: Buch III: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion. 14. Aufl. Berlin: Dietz (Marx/Engels: Werke)
- Ortlieb, Claus Peter (2009). Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung der Produktion des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik. In: EXIT! Krise und Kritik der Warengesellschaft 6, S. 23-54.
Online zugänglich unter: <http://www.exit-online.org/link.php?tabelle=theoriezeitschrift&posnr=34>
- Polanyi, Karl (1944): The Great Transformation. Foreword by Robert M. MacIver. New York: Farrar & Rinehart
- Redaktion Bahamas (2011): Editorial. In: Bahamas 61, S. 4
- Reijen, Willem van/Bransen, Jan (1987). Das Verschwinden der Klassengeschichte in der „Dialektik der Aufklärung“. Ein Kommentar zu den Textvarianten der Buchausgabe von 1947 gegenüber der Erstveröffentlichung von 1944. In: Schmid Noerr, Gunzelin (Hg.): Gesammelte Schriften. Band 5: „Dialektik der Aufklärung“ und Schriften 1940-1950. Frankfurt am Main: Fischer, S. 453-457
- Simmel, Georg (1900): Philosophie des Geldes. Leipzig: von Duncker & Humblot
- Terkessidis, Mark (1998): Psychodynamische Ansätze: Von kranken Psychen. In: Psychologie des Rassismus. Opladen – Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 21-27
- Verein zur Förderung des marxistischen Pressewesens e.V. (Hg.) (2000): Der „autoritäre Charakter“ – Aufklärung über die Gründe des „Mitmachens“? In: Kritik der kritischen Theorie der „Frankfurter Schule“ (Adorno, Horkheimer, Fromm). Unveränderte Neuauflage der Ausgabe von 1986. München: GegenStandpunkt, S. 23-32
- Weber, Max (2000): Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05 mit einem Verzeichnis der wichtigsten Zusätze und Veränderungen aus der zweiten Fassung von 1920. Hrsg. v. Klaus Lichtblau und Johannes Weiß. 3. Aufl. Weinheim: Beltz Athenäum

- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Besorgt von Johannes Winckelmann. 5., rev. Aufl., Studienausg. Tübingen: Mohr
- Weber, Max (2002): *Wissenschaft als Beruf*. 1919. In: *Schriften 1894-1922*. Ausgewählt und herausgegeben von Dirk Kaesler. Stuttgart: Kröner (Kröners Taschenbuchausgabe), S. 474-511
- Wiggershaus, Rolf (1993): *Die Frankfurter Schule. Geschichte. Theoretische Entwicklung. Politische Bedeutung*. 4. Aufl. Frankfurt am Main: dtv

Rubin, Backhaus und in Anschluss Heinrich – Wegbereiter der Neuen Marx-Lektüre

Oder: was mit dem Vorwurf des „Naturalismus“ an die Adresse
von Marx eigentlich transportiert wird

Wenn wir einen Schritt zurücktreten und versuchen, das ur-eigenste Anliegen von Marx zu erfassen, so erkennen wir, dass seine Analyse jene Momente erhellen soll, die die kapitalistische Produktionsweise überschreiten und objektiv die Möglichkeit einer neuen Gesellschaft beinhalten. Das ist das erste und letzte Ziel der Marxschen Philosophie. Marx versuchte die Perspektive auf den Kommunismus objektiv und wissenschaftlich zu begründen und utopische sowie voluntaristische Ansätze zu überwinden. Dieser Anspruch von Marx erfordert methodisch eine doppelte Betrachtung der kapitalistischen Produktionsweise: Einerseits wird sie mit immanenten Begriffen, allen voran mit dem Wertbegriff, analysiert, andererseits beruht aber auch der Wert auf Aspekten, die die kapitalistische Produktionsweise überschreiten und allgemeine gesellschaftliche Gültigkeit besitzen: ein transzendierendes Moment ist die Produktivkraft der Arbeit, das wesentlichste Merkmal der konkreten Arbeit.¹ Die Neue Marx-Lektüre versperrt den Blick auf die transzendierenden

1 Dieser methodische Doppelansatz springt zum Beispiel schon zu Beginn des fünften Kapitels des ersten Bandes des *Kapital*'s ins Auge. „Der Arbeitsprozeß ist daher zunächst unabhängig von jeder bestimmten gesellschaftlichen Form zu betrachten“ (MEW 23, 192). Danach thematisiert Marx die spezifischen Formen der kapitalistischen Produktionsweise.

Momente des Kapitalverhältnisses. Momente, die sich nicht strikt aus den spezifischen kapitalistischen Verhältnissen ableiten lassen, werden als Naturalismus ausgeschieden. Dabei knüpft sie an den Schriften von Isaak Iljitsch Rubin² an, der nicht zu Unrecht als Vorgänger und Wegbereiter angesehen wird. In seiner Essaysammlung *Studien zur Marxschen Werttheorie* beschäftigt er sich mit zahlreichen Fragen der Marxschen Kapitalanalyse. Ich möchte mich hier auf seine Kritik an der Kategorie der abstrakten Arbeit bei Marx konzentrieren, zumal dieser Begriff geradezu als Musterbeispiel des naturalistischen Sündenfalls bei Marx vorgeführt wird.

120 Rubin vermeint eine unlösbare Aporie bei Marx erkennen zu müssen. Einerseits betone Marx immer wieder, der (abstrakte) Wert sei etwas rein Gesellschaftliches, in den kein Atom Gebrauchswert eingehe. Marx bestimmt die Substanz des Werts als „Gallerte“ oder „Kristalle“ von abstrakter Arbeit. Abstrakte Arbeit wiederum sei als „Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung“ (MEW 23, 52) zu definieren. Seine diesbezüglichen Aussagen sind so eindeutig, dass selbst die gefinkeltsten philologischen Interpretationskünste diese Bestimmungen nicht relativieren können. Ich belasse es bei zwei Zitaten: Wertschaffende Arbeit sei: „produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand“ (MEW 23, 58). „Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert“ (MEW 23, 61). Da die bloße Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn scheinbar keinerlei gesellschaftlichen Index besitzt, entschloss sich Rubin, diese Definition von Marx nicht zu akzeptie-

2 Issak Rubin schrieb seine *Studien zur Marxschen Werttheorie* Ende der 1920er Jahre in Russland. Als Menschewik war er zahlreichen Repressalien ausgesetzt und wurde unter absurden Anschuldigungen auf dem Höhepunkt des stalinistischen Terrors 1937 hingerichtet.

ren: „Will man Marxens bekannte Aussage aufrechterhalten, daß die abstrakte Arbeit den Wert schafft und sich im Wert darstellt, so muß man den physiologischen Begriff der abstrakten Arbeit verwerfen“ (Rubin 1973, 97).³ Dieser Kritik schließt sich unter anderem Michael Heinrich an und erklärt den Marxschen Sündenfall ideengeschichtlich mit einem teilweisen Verhaftetsein in der Gedankenwelt von Ricardo und Co.: „Die physiologische Auffassung abstrakter Arbeit läßt sich nun ohne weiteres als Präzisierung der der Klassik lesen; eine dort nicht vollzogene Unterscheidung [zwischen konkreter und abstrakter Arbeit; K.R.] wird nachgeholt“ (Heinrich 1999, 212). Diese „naturalistische Auffassung von abstrakter Arbeit“ (ebd., 214) sei zu verwerfen. Welche Alternative wird nun angeboten? Die rezeptionsgeschichtlich bedeutsame Antwort Rubins lautet: Es sei der Tausch: „Die in den Schuhen vergegenständlichte Arbeit wird so mit allen anderen Arbeitsformen gleichgesetzt; sie streift daher ihre bestimmte, konkrete Form ab und wird zu unpersönlicher Arbeit, zu einem Partikel der Gesamtmasse homogener gesellschaftlicher Arbeit“ (Rubin 1977, 104). Diese Aussage läßt sich philologisch stützen, wenn Abstraktifizieren mit Gleichsetzen als synonym erachtet wird. Tatsächlich spricht Marx in einigen Formulierungen davon, im Tausch werde die konkrete Arbeit abstraktifiziert. „Die Menschen beziehen also ihre Arbeitsprodukte nicht aufeinander als Werte, weil diese Sachen ihnen als bloß sachliche Hüllen gleichartig menschlicher Arbeit gelten. Umgekehrt. Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre

3 Eine Passage ist in der deutschen Ausgabe falsch übersetzt. „And this is not possible if abstract labor is understood as nothing other than labor in a physiological sense“ (Rubin 1996, 136). In der deutschen Ausgabe wurde sinnentstellend übersetzt: „Dies ist nur möglich, sofern unter abstrakter Arbeit nichts anderes als Arbeit im physiologischen Sinn verstanden wird“ (Rubin 1973, 97). Der englischsprachige Satz besagt genau das Gegenteil.

verschiednen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es“ (MEW 23, 88).⁴ Damit wäre auch der Charakter des Abstraktionsvorganges bestimmt, die Abstraktion von der konkreten Arbeit „ist ein realer gesellschaftlicher Vorgang“ (Rubin 1977, 106) der sich im und durch den Tausch vollzieht.

122 Diese Antwort, so glatt sie im ersten Moment erscheint, wirft jedoch eine Reihe von Fragen auf, die Rubin teilweise auch zu beantworten versucht. Abstrahiert jeder Tausch die konkrete Arbeit? Auch in vorkapitalistischen Gesellschaften? Bleiben wir erstmals bei dieser Frage. Alfred Sohn-Rethel hat fast sein ganzes Lebenswerk der Tauschabstraktion gewidmet. Er vermeinte einen Zusammenhang zwischen dem Münzgebrauch und dem Entstehen der Philosophie in Griechenland erkennen zu können. Die Realabstraktionen im Tausch würden die materielle Basis für die Abstraktionen im Denken darstellen, die Denkabstraktionen seien also handlungserzeugt. Die Entfaltung der antiken Philosophie beruhe auf den geldvermittelten Tausch; dieser brachte die Abstraktion in die Welt. Zudem erachtete er den Warentausch als die dominante Form der gesellschaftlichen Synthesis, der Tausch vergesellschaftete also private und vereinzelte WarenbesitzerInnen. Diesen Denkweg wollten weder Rubin noch die Neue Marx-Lektüre einschlagen. Der Gegenstand der Analyse sei ja nicht jegliche Ökonomie, sondern Gesellschaften, in denen die kapitalistische Produktionsweise herrscht, wie uns ja der erste Satz des *Kapital* informiert. Der synchrone Blick wird insbesondere innerhalb der Neuen Marx-Lektüre zum methodischen Credo erhoben. Somit fällt also der Tausch in

4 Rubin verweist auch darauf, dass in der von Marx selbst besorgten französischen Ausgabe der Gedanke folgendermaßen fortgesetzt wird. „Und diese Reduktion wird nur durch den Tausch hervorgebracht, der die Produkte verschiedenartiger Arbeit auf die Ebene der Gleichheit stellt“ (Rubin 1977, 112).

vorkapitalistischen Gesellschaften aus der Betrachtung heraus. Aber die bloße Versicherung, es ginge eben nur um den Tausch innerhalb kapitalistischer Verhältnisse, löst das theoretische Problem keineswegs. Wenn ich den Tausch analysiere, so analysiere ich den Tausch. Wie kann ich methodisch und begrifflich sicherstellen, dass es sich um den Tausch innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise handelt? Wenn Marx etwa schreibt, die Menschen würden ihre Arbeiten im Tausch gleichsetzen – „Sie wissen das nicht, aber sie tun es“ (MEW 23, 88) –, so wüsste ich nicht, wie diese unbewusste Gleichsetzung auf die kapitalistische Epoche einzuschränken wäre. Entweder setzten sie die Arbeit stets im Tausch gleich, oder sie tun es nie. Wir können doch nicht ernsthaft sagen, so ab dem Beginn des Kapitalismus setzten die Menschen ihre Arbeiten im Tausch gleich, vorher jedoch nicht. Wenn wir aber die kapitalistische Produktionsweise voraussetzen, dann muss diese Voraussetzung auch ihren Ausdruck finden, und zwar in der Analyse selbst. Wir müssten also den Tausch als Tausch innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise analysieren. Der Fokus auf die Gleichsetzung im Warentausch allein bringt die kapitalistische Vergesellschaftung keineswegs ins Spiel. Versuchen wir bei Marx selbst einen ersten Fingerzeig für eine mögliche Lösung zu finden. Obwohl bereits zu Lebzeiten Aristoteles' geldvermittelter Warentausch stattfand, hatte die Kategorie der abstrakten Arbeit in der Sklavenhaltergesellschaft der Antike keine gesellschaftliche Geltung. „Daß aber in der Form der Warenwerte alle Arbeiten als gleiche menschliche Arbeit und daher als gleichgeltend ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Wertform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte“ (MEW 23, 74). Nicht die Tatsache des Warentausches ist somit relevant, sondern die gesellschaftliche Form der Arbeit. Unter den Bedingungen der Sklavenarbeit wie auch der Fronarbeit konnte die Kategorie der abstrakten Arbeit keinerlei gesellschaftliche Geltung annehmen.

Rubin war offenbar klar, dass der Rekurs auf die Gegebenheiten der kapitalistischen Produktionssphäre letztlich unumgänglich ist. Etwas gekünstelt unterscheidet er zwischen „Tausch als Form des Produktionsprozesses selbst“ und „Tausch, als einer separaten, der Produktion gegenüberstehenden Phase“ (Rubin 1977, 114). Diese Unterscheidung verklammert Rubin mit der Frage, wo denn nun tatsächlich der Wert entstehe, in der Produktion oder im Tausch? Wenn die abstrakte Arbeit im Tausch entsteht, folgt daraus, dass „auch der Wert nur im Tausch entsteht“ (ebd., 110)? Die Lösung bei Rubin ist geradezu salomonisch: Wird der Tausch als Moment der Produktion gefasst, so ist klar, dass „ohne Tausch weder abstrakte Arbeit noch Wert existieren“. Wird der Tausch von der Produktion separiert, so ist zu unterstellen, dass „Arbeit und das Arbeitsprodukt auch vor dem Tauschprozeß bestimmte gesellschaftliche Eigenschaften besitzen, die sich jedoch im Tauschprozeß noch realisieren müssen“ (ebd., 114).

Auch wenn Rubin den Blick auf die Produktionssphäre lenken muss, so ist doch bemerkenswert, was er alles aus dem Tausch und seiner historischen Entwicklung ableitet. Insofern kann auch Rubin als Zirkulationsmarxist bezeichnet werden. Statt kapitalistischer Produktionsweise spricht Rubin von Warenproduktion. Statt von Klassen, von isolierten Warenproduzenten. Die Geschichte des Kapitalismus wird zur Geschichte der Ausweitung der Marktverhältnisse, ein Moment wird für das Ganze genommen. Die Kategorie der abstrakten Arbeit wird völlig der Entwicklung des Marktes zugeschlagen. „Die abstrakte Arbeit entsteht und entwickelt sich in dem Maße, wie der Tausch zur gesellschaftlichen Form des Produktionsprozesses wird und diesen somit in Warenproduktion verwandelt. Ohne Tausch als gesellschaftliche Produktionsform kann es keine abstrakte Arbeit geben“ (Rubin 1977, 107). Der Tausch und nicht die Lohnarbeit wird zur Springquelle der Entfremdung: „Der Tausch erzeugt die Gleichgültigkeit des Produzenten gegenüber seiner konkreten Arbeit“ (ebd., 108). Die

Zirkulationssphäre dominiert und bestimmt die Produktions-sphäre: „Da der Tausch tatsächlich die dominante Form des Produktionsprozesses ist, prägt er die Phase [„it leaves its imprint“, Rubin 1996, 149] direkter Produktion“ (Rubin 1977, 113). Bei Marx stellt sich die Sachlage völlig anders dar. Tausch, Markt und Konkurrenz selbst besitzen kein Erklärungspotential, sondern bedürfen selbst einer Erklärung. „Die Konkurrenz überhaupt, dieser wesentliche Motor der bürgerlichen Ökonomie, etabliert nicht ihre Gesetze, sondern ist deren Exekutor. Illimited competition ist darum nicht die Voraussetzung für die Wahrheit der ökonomischen Gesetze, sondern die Folge die Erscheinungsform, worin sich die Notwendigkeit realisiert. [...] Die Konkurrenz *erklärt* daher nicht diese Gesetze, sondern sie läßt sie *sehn*, produziert sie aber nicht“ (MEW 42, 457). Dass Kapitalismus ohne den Formwechsel $W - G$ undenkbar ist, steht außer Streit. Aber aus diesem Formwechsel, vulgo Tausch, die Entfremdung, die Abstraktifizierung der Arbeit und nicht zuletzt die Prägung der konkreten Produktionsverhältnisse ableiten zu wollen, überspannt den Bogen des Erklärungspotentials der Ware-Geld-Beziehung gewaltig. Wie uns Marx in den *Grundrissen* aufklärt, ist der Tausch Ware gegen Geld ohne Bezug auf den Verkauf der Ware Arbeitskraft bloß eine Vorstufe zum eigentlichen Tausch. Der eigentliche Tausch, der seinem Vollbegriff entspricht, findet nach Marx erst zwischen Kapital und Arbeitskraft statt. „Denn solange sich das Arbeitsvermögen nicht selbst austauscht, beruht die Grundlage der Produktion noch nicht auf dem Austausch, sondern der Austausch ist bloß ein enger Kreis, der auf Nichtaustausch als seiner Basis ruht, wie in allen der bürgerlichen Produktion vorhergehenden Stufen“ (MEW 42, 574 f.). Aber nicht nur den Tausch, bereits den Ausgangspunkt des *Kapital*, den Gegensatz von Tauschwert und Gebrauchswert, kann Marx im ersten Abschnitt nur höchst vorläufig entfalten. „Ein wirkliches Verhältnis von Tauschwert und Gebrauchswert fand nicht statt“ (MEW 42, 195), interpretiert Marx rückschau-

end seine eigene Analyse der Ware-Geld-Beziehung. Dieses wirkliche Verhältnis ist erst im Gegensatz von Kapital (Tauschwert) und Arbeitskraft (Gebrauchswert) gegeben. Wer also primär im ersten Abschnitt des *Kapital* den Schlüssel für die kapitalistische Produktionsweise sucht, wird die zentralen Begriffe nur sehr eingeschränkt rezipieren können. Wie ist nun die von Rubin und in der Nachfolge von weiteren Autoren behauptete Problematik der Kategorie der abstrakten Arbeit zu lösen? Marx analysiert im ersten Abschnitt die Oberfläche der Zirkulation, nicht die Zirkulation insgesamt (diese zu verstehen erfordert die Lektüre des II. und III. Bandes), sondern so, wie sie erstmals „erscheint“ (MEW 23, 49), nämlich als Warensammlung und als geldvermittelter Warentausch. Doch diese Oberfläche der Zirkulation kann nicht aus sich selbst verstanden werden. „Die Zirkulation, die also als das unmittelbare Vorhandne an der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft erscheint, ist nur, sofern sie beständig vermittelt ist. In sich betrachtet ist sie die Vermittlung vorausgesetzter Extreme. Aber sie setzt diese Extreme nicht. [...] Ihr unmittelbares Sein ist also reiner Schein. *Sie ist das Phänomen eines hinter ihr vorgehenden Prozesses*“ (MEW 42, 180). Ein ganz wesentlicher Prozess ist der Gebrauch der Ware Arbeitskraft, erst ihr Einsatz ermöglicht die Dechiffrierung des Mehrwerts und in Folge des Profits und seiner Formen. Wenn wir also die ersten Bestimmungen im *Kapital*, also auch den Gegensatz von konkreter und abstrakter Arbeit, vom Ergebnis der Untersuchung des Klassenverhältnisses aus erneut interpretieren, löst sich das Rätsel der scheinbar so ungesellschaftlichen Definition der abstrakten Arbeit. Im Abschnitt *Verwandlung von Geld in Kapital* in den *Grundrissen* (MEW 42, 165-314) finden wir nicht nur die entwickeltste Definition des Proletariats, die weit über die Bestimmung der doppelten Freiheit hinausgeht, sondern ebenso den Schlüssel zum Verständnis der abstrakten Arbeit. Die Definition des Proletariats ist mit der Definition der abstrakten Arbeit verklammert, eines erhellt das andere. „Träger der Ar-

beit als solcher, d.h. der Arbeit als *Gebrauchswert* für das Kapital zu sein, macht seinen ökonomischen Charakter aus; er ist *Arbeiter* im Gegensatz zum Kapitalisten“ (MEW 42, 218). Die ArbeiterInnen treten dem Kapital in ihrer Eigenschaft als Gebrauchswert gegenüber. Ihr Gebrauchswert ist die Arbeitskraft oder die Fähigkeit zu arbeiten. In welcher Weise tritt nun diese Arbeitskraft dem Kapital gegenüber? Als allgemeine Fähigkeit, Muskel, Nerv und Hirn zu verausgaben, unabhängig von jeglicher Bestimmung, aber zu jeglicher Bestimmung fähig. „Der letzte Punkt, worauf noch aufmerksam zu machen ist, in der Arbeit, wie sie dem Kapital gegenübersteht, ist der, daß sie als *der* dem als Kapital gesetzten Geld [Arbeitslohn; K.R.] gegenüberstehende Gebrauchswert nicht diese oder jene Arbeit, sondern Arbeit *schlechthin*, abstrakte Arbeit ist; absolut gleichgültig gegen ihre besondere Bestimmtheit, aber zu jeder Bestimmung fähig“ (MEW 42, 218). Marx entfaltet in diesen Abschnitten die Definition der abstrakten Arbeit und alle ihre Synonyme: Arbeit als solche, Arbeit schlechthin, abstrakte Arbeit. Und er verwendet diese Begriffe exakt in der Analyse des Austausches zwischen Kapital und Arbeit. Wir finden nicht nur eine elaborierte Definition des Proletariats: Proletarier ist, wer dem Kapital als bestimmungsfähiges Arbeitsvermögen gegenübersteht. Wir finden auch eine elaborierte Definition der abstrakten Arbeit: Sie bestimmt sich als die Universalität des Arbeitsvermögens. „D.h. die Arbeit ist zwar in jedem einzelnen Fall eine bestimmte; aber das Kapital kann sich jeder bestimmten Arbeit gegenüberstellen; die *Totalität* aller Arbeiten stellt sich ihm *δυνάμει* gegenüber; und es ist zufällig, welche ihm gerade gegenübersteht“ (MEW 42, 218). Wir haben mit dieser Erklärung auch das Problem der gesellschaftlichen Bestimmtheit der abstrakten Arbeit gelöst. Nur im entfalteten Kapitalverhältnis werden die Menschen tatsächlich als universales Arbeitsvermögen gesetzt. Erst wenn diese spezifische Existenzsituation des Proletariats gesellschaftlich verwirklicht ist, entfalten sich die Gesetze der Kapitalakkumulation. Insbesondere

der Ausgleich der Profitraten ist an die jederzeitige *Bestimmbarkeit und Neubestimmbarkeit* der Arbeitskraft gebunden. Der Ausgleich der Profitraten vollziehe sich umso rascher:

„1. je mobiler das Kapital, d.h. je leichter es übertragbar ist von einer Sphäre und von einem Ort zum andern; 2. je rascher die Arbeitskraft von einer Sphäre in die andre und von einem lokalen Produktionspunkt auf den andren werfbar ist. [...] Nr. 2 setzt voraus Aufhebung aller Gesetze, welche die Arbeiter hindern, aus einer Produktionssphäre in die andre oder aus einem Lokalsitz der Produktion nach irgendeinem andern überzusiedeln. Gleichgültigkeit des Arbeiters gegen den Inhalt seiner Arbeit. Möglichste Reduzierung der Arbeit in allen Produktionssphären auf einfache Arbeit. Wegfall aller professionellen Vorurteile bei den Arbeitern. Endlich und namentlich Unterwerfung des Arbeiters unter die kapitalistische Produktionsweise“ (MEW 25, 206 f.).

128

Die Kritik, Marx habe sich bei seiner Definition der abstrakten Arbeit noch nicht von der Klassik gelöst und „Arbeit als ungesellschaftlichen Prozess zwischen Mensch und Natur aufgefasst“ (Heinrich 1999, 212), erweist sich als haltlos. Die gesellschaftliche Existenzweise des menschlichen Arbeitsvermögens als physiologische Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn wird erst in einer Gesellschaft „praktisch wahr“ (MEW 42, 39), in der dem Kapital das Proletariat als zu allem bestimmbarer Gebrauchswert Arbeitskraft gegenübersteht. Erst im Kapitalverhältnis wird tendenziell⁵ das Arbeitsvermögen aus sozialer und gesellschaftlicher Bestimmtheit herausgelöst und tritt als allgemeines Arbeitsvermögen in den Markt ein. Rubin kommt dieser Einsicht durchaus nahe. „In ei-

5 Das bedeutet nicht, dass das Proletariat zur unterschiedslosen Masse wird. Im Gegenteil, die Mechanismen sozialer Herrschaft strukturieren das Proletariat vielfältig, u.a. nach Habitus, Geschlecht, ethnischer und sozialer Herkunft.

nem strikt durchgehaltenen Kastensystem kann sich die physiologische Homogenität der Arbeit nicht in bedeutendem Umfang äußern“ (Rubin 1977, 99). Richtig. Sein methodisches Credo, den Tauschvorgang von der sozialen Existenzsituation des Proletariats zu isolieren, versperrt ihm den Weg zur Lösung. Tausch isoliert betrachtet führt weder historisch noch begriffslogisch zum Klassenverhältnis. Die Gleichsetzung der Arbeiten im Tausch beruht auf der gesellschaftlichen Gleichsetzung der Arbeitskraft im und durch den Arbeitsmarkt. Die „Gleichgültigkeit des Arbeiters gegen den Inhalt seiner Arbeit“ (MEW 25, 207) ist nur die andere Seite der Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn. Die Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn *erscheint* nur auf den ersten Blick als von gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängig. Wenn wir darin jedoch die spezifische Existenzsituation des Proletariats erkennen, das als reines, zu allem bestimmbares Arbeitsvermögen dem Kapital gegenübersteht, dann erkennen wir auch die spezifisch gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Kategorie der abstrakten Arbeit erst „praktisch wahr“ (MEW 42, 39) machen. Paolo Virno formuliert überdies in seinem Buch *Grammatik der Multitude* einen ähnlichen Gedanken. Er ist der Auffassung, dass im gegenwärtigen Arbeitsprozess „allgemeine kognitive und linguistische Fertigkeiten“ (Virno 2005, 52) relevant sind und spezielle Qualifikationen an Bedeutung verlieren. Marx habe dies mit dem Begriff des *general intellect* vorgedacht; im Postfordismus nehme die Arbeit immer mehr ganz allgemeine Züge an: Sprechen, sich den Blicken der anderen aussetzen, Kommunikation seien ihre bestimmenden Charaktere. Wir müssen dieser Analyse hier nicht in toto zustimmen: Es geht jetzt um den Gedanken, dass analog zur Wendung von Muskel, Nerv und Hirn nun ganz allgemeine menschliche Fähigkeiten den Arbeitsprozess und die soziale Existenzweise der Arbeitskräfte bestimmen. Damit haben wir uns keineswegs vom aktuellen Stadium des Kapitalismus entfernt, sondern wir können ihn umgekehrt besser begreifen. Die Allgemeinheit und Abstrakt-

heit, in der diese Fähigkeiten relevant werden, erweist sich als höchst spezifische gesellschaftlich-geschichtliche Bestimmung. Diese Bestimmung muss aber erkannt werden. Kommunikation, wie kognitive und linguistische Fähigkeiten, ebenso wie der Einsatz der Muskel- und Nervenkräfte sind zweifellos in allen gesellschaftlichen Verhältnissen relevant. Dass sie aber zur gesellschaftlich vorherrschenden, reinen Bestimmung der universal einsetzbaren Arbeitskraft werden – genau dies ist ein höchst spezifisches gesellschaftliches Merkmal, ein Merkmal entfalteter und entwickelter Kapitalverhältnisse. So steht es auch im Manuskript M (MEW 42, 19-45) von Marx – wenn man es erkennen möchte.

130

Heinrichs Weiterführung: eine Zwei-Sphären-Theorie

Rubin hat klar gesehen, dass seine These, die konkrete Arbeit werde im Tausch abstraktifiziert, zur Frage führt, ob denn der Wert im Tausch *entstehe* oder sich doch nur *realisiere*. Seine Lösung, wir haben sie erwähnt, zwischen Tausch als Moment der Produktion und Tausch als einer der Produktion gegenüberstehenden Phase zu unterscheiden, lässt beide Ansichten gelten. Heinrich knüpft an Rubin an und plädiert für die Entstehungsthese des Werts im Tausch. „Heinrich zerreißt diesen kapitalistischen Gesamtprozess. Was er unterstellt, ist ihm selber zu unterstellen, die Trennung von Produktions- und Zirkulationsverhältnissen, wobei in seiner Logik nur letztere den Wert setzen soll“ (Schandl 1999, Internetquelle). „Sie meinen Wert ohne Bezug auf Geld entwickeln zu können“ (Heinrich 2004, 62), schmettert Heinrich der substantialistischen Auffassung des Werts entgegen. Doch, das können wir. Das können wir, weil das Geld erst beim Tauschwert ins Spiel kommt, nicht jedoch beim Wert. „Weitere Analyse des letzteren [des Tauschwertes; K.R.] zeigt mir, daß der Tauschwert nur eine ‚*Erscheinungsform*‘, selbständige Darstellungsweise des in der Ware enthaltenen Werts ist, und dann gehe ich an die Analyse des letzteren“ (MEW 19, 369). Ohne Tausch kein Tauschwert, wohl aber Wert.

„Der Austauschprozeß gibt der Ware, die er in Geld verwandelt, nicht ihren Wert, sondern ihre spezifische Wertform“ (MEW 23, 105). Wenn Unternehmen bankrott gehen, Waren unverkäuflich sind, Maschinen und Anlagen verrotten, wird Wert vernichtet. Wert, der eben die Metamorphose zum Geld nicht vollziehen konnte. Heinrich hingegen schlägt sowohl Wertgröße wie auch Werts substanz dem Tausch zu. Er behauptet, „den Waren [käme] erst *innerhalb und durch* den Tausch Wert und Wertgröße zu“ (Heinrich 1999, 232). In anderen Texten spricht Heinrich davon, diese „Werteigenschaft der Waren“ existiere erst „im Tausch“ (Heinrich 2004, 51) oder käme nur den „ausgetauschten Waren“ (ebd., 81) zu. Dies führt zu absurden Konsequenzen. Blitzt das Wertsein des Arbeitsprodukts nur im Tausch auf, um danach wieder in den Status des Arbeitsproduktes zurückzufallen? Oder genügt es, wenn das Arbeitsprodukt einmal die Feuertaufe des Marktes überstanden hat? Und wie ist das mit dem Geld? Geld kann nicht gekauft werden. Ist Geld immer Ware oder nie? Im Gegensatz zu Heinrich klärt uns Marx über die Verhältnisse auf: „Die Waren werden nicht durch das Geld kommensurabel. Umgekehrt. Weil alle Waren als Werte vergegenständlichte menschliche Arbeit, daher an und für sich kommensurabel sind, können sie ihre Werte gemeinschaftlich in derselben spezifischen Ware messen und diese dadurch in ihr gemeinschaftliches Wertmaß oder Geld verwandeln. Geld als Wertmaß ist notwendige Erscheinungsform des *immanenten Wertmaßes* der Waren, der Arbeitszeit“ (MEW 23, 109; Herv. K.R.) Heinrich hingegen behauptet ungerührt:⁶ „Dann folgt

6 Einige Beispiele, wie Heinrich das Gemeinte bei Marx verbiegt und verschleiert. In seiner Rezeption des Ausgleichs der Profitrate verzichtet Heinrich selbst auf einen bescheidenen Hinweis auf die sozialpolitischen Konsequenzen, die Marx aus dem Ausgleich ableitet: „Man hat also hier den mathematisch exakten Nachweis, warum die Kapitalisten, sosehr sie in ihrer Konkurrenz untereinander sich als falsche Brüder bewähren, doch einen wahren Freimaurerbund bilden gegenüber der Gesamtheit der

aber auch, wovon bereits oben die Rede war, dass den Waren erst innerhalb des Austausches Wert und Wertgröße zukommen“ (Heinrich 1999, 232). Bei Marx hingegen lesen wir: „Unsere Analyse bewies, daß die Wertform oder der Wertausdruck der Ware aus der Natur des Warenwerts entspringt, nicht umgekehrt Wert und Wertgröße aus ihrer Ausdrucksweise als Tauschwert“ (MEW 23, 75). In den produzierten Waren schlummert bereits Wert und Mehrwert, weil das Warenkapital „bereits mit Mehrwert geschwängert ist, die Realisierung seines Werts zugleich die Realisierung von Mehrwert ist“ (MEW 25, 354). Das immanente Wertmaß existiert bei Heinrich nicht. Wird der Wert als *creatio ex nihilo* durch den Tauschvorgang begriffen, der private, konkrete Arbeitsprodukte in gesellschaftliche Waren mit scheinbarer Werteigenschaft verwandelt, so haben wir es in der Tat mit einer Zwei-Sphären-Theorie zu tun. Was Marx zu vermitteln sucht, separiert Heinrich. Dies lässt sich bereits am Begriff der Ware selbst zeigen. Wodurch wird ein

Arbeiterklasse“ (MEW 25, 208). Diese Erkenntnis passt schlecht zum Bild von Konkurrenzmonaden und zum „automatischen Subjekt“ Kapital. Weiters: Heinrich zitiert in seiner Einführung zum ersten Abschnitt des *Kapital* folgende Passage: „Der Austauschprozeß gibt der Ware, die er in Geld verwandelt, nicht ihren Wert, sondern ihre spezifische Wertform“ (MEW 23, 105). Diese Aussage lässt doch an Deutlichkeit nicht zu wünschen übrig. Der Wert geht dem Tausch voran, die Wertform ist jedoch erst durch den Tausch gegeben. Wie kommentiert nun Heinrich drei Zeilen später? „*Werte* sind Waren, insofern im Tausch von ihren Gebrauchswerteigenschaften abstrahiert wird und sie nur noch eine Menge abstrakt menschlicher Arbeit darstellen“ (Heinrich 2008, 232). Diese Behauptung suggeriert, dass erst im und durch den Tausch die Eigenschaft der Ware, eine Menge abstrakter Arbeit darzustellen, erzeugt wird. Und das ist exakt das Gegenteil der Aussage von Marx. Noch ein Beispiel: Marx schreibt: „Man mag daher eine einzelne Ware drehen und wenden, wie man will, sie bleibt unfaßbar als Wertding“ (MEW 23, 62). Heinrich ersetzt Ware kurzweg durch den Gebrauchswert: „Am Gebrauchswert ist der Wert nicht zu fassen“ (Heinrich 2004, 57).

Arbeitsprodukt überhaupt zur Ware? Die Antwort von Marx: indem es von scheinbar unabhängigen privaten ProduzentInnen für den Markt erzeugt wird. „Gebrauchsgegenstände werden überhaupt nur Waren, weil sie Produkte voneinander unabhängig betriebner Privatarbeiten sind. Der Komplex dieser Privatarbeiten bildet die gesellschaftliche Gesamtarbeit“ (MEW 23, 87). „Die Teilung der Arbeit verwandelt das Arbeitsprodukt in Ware und macht dadurch seine Verwandlung in Geld nötig“ (MEW 23, 122). Vom Tausch ist in diesen Bestimmungen gar nicht die Rede. Die Bedingung für den Warenstatus ist die Anteilhabe an der gesellschaftlichen Gesamtarbeit der ProduzentInnen, aber in spezifischer Form, in der Form *scheinbar* von einander unabhängiger, privater Erzeugung. *Dieses soziale Verhältnis* muss das Arbeitsprodukt zur Ware stempeln, sobald es den Kreis der unmittelbaren Produzierenden verlässt und dies dank der Arbeitsteilung auch muss. Heinrich ersetzt diese gesellschaftliche Bedingung durch den Tausch: „Gebrauchswerte werden erst innerhalb und durch den Austausch zur Ware“ (Heinrich 1999, 232). Während für Marx der Waren- und Wertcharakter des Arbeitsprodukts bereits durch die Tatsache scheinbar unabhängiger ProduzentInnen gegeben ist, also dieses soziale Verhältnis zum Tausch nötigt, beginnt Heinrich mit dem Tauschakt. Für Marx ist das soziale Verhältnis privater ProduzentInnen das Bewirkende, der Tausch das Bewirkte. Vor allem: aus der Betrachtung des Tausches alleine kann nämlich der wichtige Begriff der „gesellschaftlichen Gesamtarbeit“ (MEW 23, 87) nicht entwickelt werden, den Marx wie selbstverständlich verwendet. Das Verhältnis der privaten, individuellen Arbeit zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit wird durch den Tausch keineswegs geschaffen. Wenn wir mit Marx die Wertgröße konsequent mit dem Begriff der gesellschaftlichen Gesamtarbeit verknüpfen, so wird erneut klar, dass der Tausch nur erscheinen lässt, was bereits latent vorhanden ist. Inwieweit sich die verausgabe Privatarbeit als Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit *bewährt*, wird in der Sphäre

der Zirkulation entschieden. Die „gesellschaftlichen Charaktere ihrer Privatarbeiten“ „erscheinen [...] erst innerhalb des Austausch“ (MEW 23, 87). Aber es kann nur erscheinen, was potentiell schon vorhanden ist. Und wenn Marx davon spricht, dass in der Zirkulationssphäre die Privatarbeiten auf ihr „gesellschaftlich proportionelles Maß reduziert werden“ (MEW 23, 89), so legt schon der Wortsinn nahe, dass eine Reduktion (oder Aufwertung) etwas erfordert, woran sich diese vollziehen kann.

Heinrichs Zwei-Zeiten-Theorie

134 Betrachten wir als nächstes die Wertgröße anhand des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. Das Maß oder die Quantität des Werts bestimmt Marx mittels der Kategorie der gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Arbeitszeit. Wie verhält sich diese wertbildende Zeit zur konkret verausgabten Arbeitszeit? Welche Bedeutung kommt diesbezüglich dem Tausch zu? Und welche Wendung gibt Heinrich diesen Marxschen Analysen? Heinrich führt seine Zwei-Sphären-Theorie zu einer Zwei-Zeiten-Theorie weiter. Kurz gesagt gibt es für ihn einerseits die konkrete, mit der Uhr zu messende Zeit. Dieser stellt er andererseits die Zeitordnung der wertbestimmenden Zeit gegenüber. Tatsächlich ist bei Heinrich schwarz auf weiß zu lesen:

„Arbeitszeit‘ als Maß der Wertgröße ist genauso wenig unmittelbare Arbeitszeit wie abstrakte Arbeit als Werts substanz unmittelbare, d.h. konkrete Arbeit ist. Abstrakte Arbeitszeit kann daher nicht einfach durch Arbeitszeit, sondern nur durch eine sozusagen ‚abstrakte Arbeitszeit‘ gemessen werden. Diese Messung ist aber keine, die mit der Uhr ausgeführt werden kann; nur durch den Tausch kann hier gemessen werden, da abstrakte Arbeit eben nicht isoliert existiert: ‚abstrakte Arbeitszeit‘ ist derjenige Anteil der vom individuellen Produzenten privat verausgabten konkreten Arbeitszeit, der im Tausch als Bestandteil der gesellschaftlichen Gesamt-

arbeit anerkannt wird. Und diese Anerkennung [...] erfolgt, wie noch zu diskutieren sein wird, nur vermittels des *Geldes*“ (Heinrich 1999, 219).⁷

Heinrich hat insofern recht, als die konkret aufgewendete Arbeitszeit keineswegs der wertbildenden, gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Arbeitszeit entsprechen muss, ebenso wie der Preis dem Wert entsprechen muss. Aber damit hat es sich schon mit der Richtigkeit. Wir werden mit einem tautologischen Zirkel konfrontiert. Parallel zur Realzeit soll sich eine fiktive wertbildende Zeit entfalten, die sich selbst misst und im Geld ihr sinnliches Maß findet. Bei Marx stellt sich die Sachlage ganz anders dar. Wohl weicht die individuelle Arbeitszeit stets von der wertbildenden ab, aber zugleich *müssen* die beiden Zeitordnungen zur Deckung gebracht werden. Marx bestimmt die wertbildende Arbeitszeit doppelt: Einmal technisch, bezogen auf die Produktivkraft der Arbeit. Dieser Aspekt wird bereits im ersten Abschnitt des ersten Bandes angesprochen und spielt insbesondere bei der Analyse des Extramehrwerts eine besondere Rolle. Zweitens im III. Band des *Kapital* hinsichtlich des Verhältnisses von Zufuhr und Nachfrage (bezogen auf vergleichbare Gebrauchswerte).

135

- 7 Die Weigerung der Neuen Marx-Lektüre, den Wert letztlich mit der konkreten Uhrzeit zu vermitteln (nicht schlichtweg identisch zu setzen, das sei geschenkt), gebiert interessante Stilblüten. So kommt etwa Urs Lindner zu folgender kryptischer Schlussfolgerung: „Wert ist bei ihm [Marx; K.R.] gerade nicht Ausdruck einer messbaren Arbeitsmenge, sondern eine qualitative ökonomische Prozesskomponente, für die Wertsummen lediglich als Illustrationen dienen und für die Größen nur als Proportionalitäten relevant werden“ (Lindner 2013, 282). Die Unsicherheiten liegen bereits im Ausdruck abstrakte *Arbeitszeit*, die Heinrich wohlweislich unter Anführungsstriche setzt. Entweder ist diese abstrakte Arbeitszeit doch mit der Uhr messbar. Oder die abstrakte Arbeitszeit ist gar keine Zeit mehr, sondern – ja was, eine Prozesskomponente?

Sehen wir zuerst auf die technische Bestimmung. Marx stellt die Maschinenweberei der Handweberei gegenüber und geht davon aus, dass die Maschine die notwendige Arbeitszeit halbiere. Nun setzt die Maschinenweberei den produktiven Standard; dort entspricht, im Gegensatz zur Handweberei, die reale Arbeitszeit auch der wertbildenden.⁸ Da die Handweber unter dem gesellschaftlichen Niveau produzieren, werden sie früher oder später vom Markt verdrängt. Während für die Handweber eine Differenz zwischen ihrer verausgabten Arbeitszeit und der wertbildenden besteht, existiert diese Differenz in der Maschinenweberei nicht. Dies kann jedoch nicht auf Dauer sein. Neue Erfindungen und Techniken werden eingesetzt, ein Avantgardekapital wird es schaffen, in derselben Zeit mehr Tuch zu weben als die Konkurrenz. Nun beginnt das Spiel von Neuem. Das Avantgardekapital lukriert aus der Differenz zwischen seiner konkreten und der gesellschaftlich notwendig wertbildenden Arbeitszeit seinen Extramehrwert. Erneut kommt die Deckung der konkreten und der wertbildenden Arbeitszeit aus dem Gleichgewicht. Rückständige Kapitale werden vom Markt verdrängt oder übernehmen die neuen Produktionsverfahren. Dadurch stellt sich erneut die Identität der konkreten, tatsächlichen geleiteten Arbeitszeit mit der wertbildenden Arbeitszeit ein. Dieser Mechanismus gilt ebenso bezogen auf das Gesamtangebot und die Gesamtnachfrage.

„Der Teil der Gesellschaft, dem es durch die Teilung der Arbeit zufällt, seine Arbeit in der Produktion dieser bestimmten Artikel zu verwenden, muß ein Äquivalent erhalten durch gesellschaftliche Arbeit, dargestellt in den Artikeln, die seine

8 Unter dem Gesichtspunkt des III. Bandes ist diese Aussage zu modifizieren. Die wertbildenden Arbeitszeiten sind nach dem Volumenanteil an der gesamtgesellschaftlichen zahlungsfähigen Nachfrage zu gewichten. Kann die Maschinenweberei z.B. nur $\frac{4}{5}$ der Nachfrage abdecken, so geht das $\frac{1}{5}$ der Nachfragedeckung der Handweberei ebenso zeitbestimmend ein, die notwendige Arbeitszeit liegt dann 20% über dem Niveau der Maschine. Marx diskutiert diese Verhältnisse im 10. Kapitel des III. Bandes.

Bedürfnisse befriedigen. [...] Obgleich jeder einzelne Artikel oder jedes bestimmte Quantum einer Warensorte nur die zu seiner Produktion erheischte gesellschaftliche Arbeit enthalten mag und von dieser Seite her betrachtet der Marktwert dieser gesamten Warensorte nur notwendige Arbeit darstellt, so ist doch, wenn die bestimmte Ware in einem das gesellschaftliche Bedürfnis dermalen überschreitendem Maß produziert worden, ein Teil der gesellschaftlichen Arbeitszeit vergeudet, und die Warenmasse repräsentiert dann auf dem Markt ein viel kleineres Quantum gesellschaftlicher Arbeit, als wirklich in ihr enthalten ist“ (MEW 25, 196 ff.).

Aber dieses Missverhältnis kann nicht auf Dauer bestehen. Die Konkurrenz reduziert das Zuviel an konkreter Arbeitszeit auf das tatsächlich notwendige Maß, und dieses ist identisch mit der konkreten Arbeitszeit, die mit der Uhr gemessen werden kann. Marx geht also davon aus, dass es permanent eine Tendenz gibt, die konkrete mit der wertbildenden Arbeitszeit in Deckung zu bringen. Laut Heinrich ist diese unterstellte Identität jedoch niemals zulässig! „Indem Marx ohne weiteres⁹ abstrakte Arbeit durch die Dauer konkreter Arbeit misst, gerät er auf den Boden der klassischen politischen Ökonomie“ (Heinrich 1999, 218). Hätte Heinrich recht, so wären die ausführlichen Untersuchungen von Marx zum Wert-Zeit-Verhältnis im 10. Kapitel des III. Bandes völlig haltlos. Ich knüpfe an die dortigen Ausführungen an und gebe ein leicht fassliches Beispiel: Nehmen wir an, es existiere eine zahlungsfähige Nachfrage nach Warensorte A im Ausmaß von 100.000 Stunden, die sich in Geldform in den Taschen der Konsumenten befinden. Wenn nun die Produktionssphäre A exakt im Ausmaß von 100.000

9 „Ohne weiteres“ stellt eine bei Heinrich oft verwendete demagogische Formulierung dar. Was heißt da ohne weiteres! Die Identität beziehungsweise Nichtidentität der realen mit der wertbildenden Arbeitszeit ist in allen drei Bänden des *Kapital* Thema.

Stunden (auf dem gegebenen technisch-produktiven Niveau) Waren erzeugt, so werden diese Waren zu ihrem Wert verkauft werden können. Das Kapital in Sphäre A erhält exakt sein Äquivalent. 100.000 Realstunden tauschen sich mit 100.000 Realstunden. Wenn Sphäre A aber Produkte im Ausmaß von 120.000 Stunden erzeugt, so wird unter ihrem individuellen Wert verkauft werden müssen. 20.000 Stunden wurden umsonst verausgabt. Umgekehrt, wurden nur 80.000 Stunden gearbeitet, so kann diese Produktionssphäre 20.000 Extramehrwert lukrieren. All das stand bereits vor dem Tausch fest! Der Tausch hat nichts geschaffen. Im ersten Falle wird sich das Kapital aus dieser Sphäre zurückziehen, in zweiten Falle wird es in diese Sphäre strömen.

„Damit eine Ware zu ihrem Marktwert verkauft wird, d.h. im Verhältnis zu der in ihr enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeit, muß das Gesamtquantum gesellschaftlicher Arbeit, welches auf die Gesamtmasse dieser Warenart verwandt wird, dem Quantum des gesellschaftlichen Bedürfnisses für sie entsprechen, d.h. des zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnisses. Die Konkurrenz, die Schwankungen der Marktpreise, die den Schwankungen des Verhältnisses von Nachfrage und Zufuhr entsprechen, suchen beständig das Gesamtquantum der auf jede Warenart verwandten Arbeit auf dieses Maß zu reduzieren“ (MEW 25, 202).

Anders gesagt, es kommt erneut zur Übereinstimmung der konkreten mit der abstrakten Arbeitszeit. Es kommt also auf das Thema an, ob „ohne weiteres“ die Identität der konkreten und der wertbildenden Arbeitszeit unterstellt werden kann. Bei der Durchsetzung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit in seinen zwei Dimensionen berücksichtigt Marx sehr wohl das Spiel von Identität und Nichtidentität dieser zwei Zeitordnungen. Bei der Analyse anderer Phänomene, etwa dem Ausgleich der Profitrate oder dem tendenziellen Fall, setzt Marx methodisch völlig zu Recht beide Zeitordnungen identisch.

Wir erkennen nun auch den Zusammenhang zwischen der These, den Waren komme erst innerhalb des Austausch Wert und Wertgröße zu, und der befremdlichen Zwei-Zeiten-Theorie von Heinrich. Arbeitszeit geht dem Tausch voran. Das ist trivial. Heinrich streicht die konkrete Arbeitszeit aus der Betrachtung heraus, zumal sie ja nicht im und durch den Tausch produziert wird. Der Tausch schaffe hingegen die zweite Zeitordnung der abstrakten Arbeit, die von der ersten völlig abgekoppelt erscheint. Daher müssen für Heinrich das Wert-Preis-System und die tatsächlich verausgabten Arbeitszeiten gesamtgesellschaftlich zwei unabhängige Dimensionen bilden. Aus diesem Grund bezweifelt Heinrich, ob Werte in Realzeit und umgekehrt ausgedrückt werden können, wie dies Marx zum Beispiel wie selbstverständlich bei der Darstellung der Mehrwertrate im 16. Kapitel im *Kapital* tut.¹⁰ Ebenso setzt Marx, im Gegensatz zu Heinrich, den Wertausdruck der Jahresproduktion unmittelbar identisch mit den „verausgabten Arbeitstagen“ (MEW 24, 427). Und exakt aus diesem Grund muss er auch folgende Marxsche Aussage bezweifeln: „Und in dieser Weise ist in der Gesellschaft selbst – die Totalität aller Produktionszweige betrachtet – *die Summe der Produktionspreise der producierten Waaren gleich der Summe ihrer Werthe*“ (MEGA II 4.2, 326).¹¹ Dies unterstellt, dass sich die Größen auf ein drittes Gemeinsames beziehen müssen, und das ist die Summe der gesellschaftlich notwendigen wertbildenden Arbeitszeit. Diese wiederum muss gesetzmäßig dazu tendieren, in Summe mit der tatsächlich verausgabten, mit der Uhr messbaren Arbeitszeit identisch zu sein. Heinrich hingegen kriti-

10 Im 16. Kapitel im ersten Band des *Kapital* setzt Marx ganz explizit die Wertgrößen des Mehrwerts (m/v) mit den real verausgabten Arbeitszeiten (Mehrarbeit/notwendige Arbeit) gleich (MEW 23, 553).

11 Auch im II. Band finden sich diebezügliche Formulierungen: Es sei klar, dass „die Zerfällung des Werts jedes individuellen Warenprodukts $c + v + m \dots$ ebenfalls gilt für den Wert des jährlichen Gesamtproduktes“ (MEW 24, 401).

siert: „*Ohne dies weiter zu begründen*, nimmt Marx an, die allgemeine Profitrate des *Produktionspreissystems* sei mit dem (gewichteten) Durchschnitt der Branchenprofitraten des *Wertesystems* identisch, oder was dasselbe ist, sie sei gleich dem Verhältnis des gesamten Mehrwerts zum gesamten Kapital der Gesellschaft“ (Heinrich 1999, 268 f.). Wird die Identität des Wertesystems mit dem Produktionspreissystem auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene bestritten, so handeln wir uns in der Tat ein nicht existierendes Transformationsproblem ein. Was bedeutet methodisch folgende Aussage von Marx? „Hiernach muß die Summe der Profite aller verschiedenen Produktionssphären gleich sein der Summe der Mehrwerte und die Summe der Produktionspreise des gesellschaftlichen Gesamtprodukts gleich der Summe seiner Werte“ (MEW 25, 182; vgl. MEGA II 4.2, 248 f.). Das bedeutet, dass Marx im III. Band vom gesellschaftlichen Gesamtkapital auf das Einzelkapital schließt. Dieses methodische Herangehen konnte beim einfachen Warenaustausch $W - G - W$ noch nicht legitim zur Anwendung kommen. Solange ich nur Waren- und GeldbesitzerInnen unterstelle, verbleibe ich auf der Ebene der Beziehungen zweier zufällig tauschender Individuen. „Und da Käufe und Verkäufe nur zwischen einzelnen Individuen abgeschlossen werden, so ist es unzulässig, Beziehungen zwischen ganzen Gesellschaftsklassen darin zu suchen“ (MEW 23, 613). Anders jedoch beim Zyklus $G - W - G'$. Wenn Heinrich den Satz von der Identität der Summe der Werte und der Summe der Produktionspreise auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bestreitet, so bedeutet dies methodisch, dass er auch beim Thema des Ausgleichs der Profitrate vom Einzelkapital auf das gesamtgesellschaftliche Kapital hinaufrechnen will. Dass dies sowohl mathematisch nicht vollständig funktionieren kann als auch das Klassenverhältnis erneut verdunkelt, ist die logische Folge dieses zirkulationsmarxistischen Herangehens.

In ersten Schritt entkoppelt Heinrich die konkrete Arbeitszeit von der wertbildenden, abstrakten. Das Geld misst die abstrakte Ar-

beit, die abstrakte Arbeit findet wiederum ihr Maß im Geld, ein zirkuläres, von der Realzeit abgekoppeltes Verhältnis. Heinrich hat uns ja klar mitgeteilt, dass die „abstrakte Arbeitszeit [...] nur durch eine sozusagen ‚abstrakte Arbeitszeit‘ gemessen“ (Heinrich 1999, 219) werden kann. In einem weiteren Schritt muss konsequent das Wertesystem vom Produktionspreissystem entkoppelt werden. Werte, Preise und Profitraten können daher nicht mehr auf tatsächlich verausgabte Arbeitszeiten zurückgeführt werden.¹² Indem so Werte und Preise zu raumzeitlich enthobenen Zahlen werden, lassen sie sich auch in jedwede Formeln einfügen. Den unbeschwerten Berechnungen steht dann nichts mehr im Wege. Die Entnaturalisierung der wertbildenden Zeitdauer führt auch zu unhaltbaren Kritiken am tendenziellen Fall der Profitrate, die auf bloßer Mathematisierung beruhen.¹³ Wie Christoph Henning in seiner Gegenkritik an der Kritik von Heinrich am tendenziellen Fall der Profitrate zeigt, kann die Mehrwertrate m/v nur *als Bruchzahl mathematisch* ins Unendliche wachsen, ich muss nur v immer kleiner werden lassen. Tatsächlich hat der Tag aber nur 24 Stunden und die notwendige Arbeitszeit (v) wird sich nicht auf Sekunden reduzieren lassen (vgl. Henning 2005, 80 f.). Solange ich das Zeitverhältnis zugrunde lege, kann die Mehrwertrate keineswegs jede beliebige Größe annehmen. Der Mehrwertrate sind also Grenzen gesetzt. Wenn ich jedoch von einer Zwei-Sphären-Theorie ausgehe, wenn ich etwa das Preissystem

12 Diese Zwei-Sphären-Theorie wurde auch von Reichelt und Backhaus kritisiert, allerdings ohne Verweis auf die Zwei-Zeiten-Theorie bei Heinrich. Bei Heinrich gäbe es „eine absolute Zweiteilung der Ökonomie in naturale Realsphäre, in der keine Waren, sondern Produkte hergestellt werden, und der Sphäre des Austausches“ (Backhaus/Reichelt 1995, 68). Heinrich wiederum bestreitet dies (vgl. Heinrich 1999, 217), entkräftet wird der Vorwurf jedoch keineswegs.

13 Und noch dazu unrichtig sind. Ich habe in meinem Buch *Prozesse der Befreiung* (Reitter 2011, 169-175) die mathematischen Berechnungen von Heinrichs in Anschluss an Okishio ausführlich widerlegt.

vom Wertesystem und dieses wiederum von der tatsächlichen Arbeitszeit separiere, wenn der Wert der Arbeitskraft (v) zur bloßen Zahl wird, dann können wir mit Heinrich behaupten: „Die Mehrwertrate [...] kann unbegrenzt wachsen, [...] weil der Wert der Arbeitskraft, der Nenner der Mehrwertrate, sich vermindert“ (Heinrich 1999, 332). Wenn wir jedoch den Rekurs auf die tatsächliche Arbeitszeit mit Marx aufrechterhalten, erweist sich die These vom möglichen unbegrenzten Wachstum der Mehrwertrate als völlig unsinnig. Weder kann die notwendige Arbeitszeit, also das variable Kapital, unter eine gewisse Grenze sinken noch kann der Arbeitstag endlos ausgedehnt werden. Wie weit können wir hypothetisch den Wert der Arbeitskraft senken, um der Behauptung Heinrichs, die Mehrwertrate könne unbegrenzt wachsen, Genüge zu tun? Auf sechs Minuten, auf drei Minuten, auf einige Sekunden?¹⁴ Das ist klarerweise unsinnig. Wenn wir ganz optimistisch (bezüglich der Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit) eine Stunde notwendige Arbeitszeit und pessimistisch (gedrückte Lage der Lohnabhängigen) einen Arbeitstag von 10 Stunden unterstellen, kann die Mehrwertrate nicht höher als 900% ($m:v = 9:1$) sein. Wie sehr wir auch die Entwicklung der Produktivkraft antizipieren, die täglich notwendige Arbeitszeit wird nie auf Sekunden schrumpfen.

Gegen diese hier vorgebrachte Kritik ist bei Heinrich jedoch bereits indirekt vorgesorgt. Unübersehbar ist seine von Althusser entlehnte Position, den Anspruch der empirischen Messbarkeit von Aussagen, die auf Begriffen aus der Marxschen Kapitalanalyse beruhen, überhaupt zu bestreiten. Ähnlich wie Althusser nimmt bei Heinrich die Kapitalanalyse den Status eines reinen Erkennt-

¹⁴ In einem Rechenbeispiel setzt Heinrich das Verhältnis von m/v als $7,5/0,5$ (Heinrich 1999, 332). Solange wir den Bezug zur Realzeit nicht aufgeben und einen achtstündigen Arbeitstag unterstellen, würde dies eine notwendige Arbeitszeit von täglich nur 30 Minuten bedeuten. Das halte ich für äußerst kühn angesetzt.

nisobjektes an, das keine Beziehung zu den Realobjekten aufweist. „Sowohl die Ware als auch der Austauschprozess sind theoretische Objekte (allerdings auf unterschiedlichen Darstellungsebenen), ‚Gedankenobjekte‘, die nicht identisch sind mit dem wirklichen Objekt, der bürgerlichen Gesellschaft. Die Produktion dieser Gedankenobjekte ist gerade die Art und Weise, wie das wirkliche Objekt wissenschaftlich angeeignet werden kann, wie Marx in der Einleitung von 1857 betont“ (Heinrich 1999, 230 FN).¹⁵ Diese Behauptung hat theoriestrategisch Vorteile, die Bezüge zur Empirie können problemlos gekappt werden: „Durch empirische Beobachtungen ist das ‚Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate‘ weder zu beweisen noch zu widerlegen“ (Heinrich 2006, 54). Nachfrage: Gilt diese Aussage nur für das Gesetz des tendenziellen Falls oder für alle von Marx formulierten Gesetze oder nur für bestimmte? Und wenn nur für bestimmte, warum?

Hans-Georg Backhaus und die Kritik an der prämonetären Werttheorie

Sowohl die These, Marx hätte uns einige ungelöste Probleme und Fehlannahmen hinterlassen, als auch die Weigerung, die Aussagen konsequent mit den realen Verhältnissen und Entwicklungen abzugleichen, wurde bereits Hans-Georg Backhaus, einem weiteren Wegbereiter der Neuen Marx-Lektüre, vorformuliert. Dieser prägte die Neue Marx-Lektüre durch seine Kritik an der von ihm so genannten prämonetären Werttheorie nachhaltig. Die prämonetäre Werttheorie würde an den Popularisierungen von Marx anknüpfen und in folgendem Fehlschluss terminieren: „In

15 Der Bezug auf das Manuskript M von 1857 ist offenbar direkt von Althusser übernommen (vgl. Althusser/Balibar 1972, 52 ff.). Die „objektiven Gedankenformen“ (MEW 23, 90), von denen Marx bezüglich der Waren- und Geldform spricht, sind ja, ebenso wie materielle Gegebenheiten, *Gegenstand* seiner Analysen. Daraus zu schließen, Marx würde ausschließlich Gedankenformen untersuchen, ist unzulässig und absurd.

der Darstellung der marxistischen Werttheorie erschöpft sich die Funktion des Werts darin, das Austauschverhältnis einer Ware gegen eine andere Ware zu regulieren. Es scheint für die Darstellung des Wertbegriffs ganz gleichgültig zu sein, ob die Werte als Geldpreise ausgedrückt sind und der Austausch durch Geld vermittelt wird oder nicht“ (Backhaus 1997, 95). Von Engels in die Welt gesetzt, behaupte die prämonetäre Werttheorie im *Kapital* den logischen Nachvollzug der historischen Entwicklung. Das *Kapital* strikt historisch gelesen unterstelle, dass die Entwicklung der Kategorien minutiös der geschichtlichen Entwicklung gefolgt sei. Obwohl er „einige strukturelle Merkmale einer ‚logisch‘ konzipierten Werttheorie zeitweilig sehr klar erkannt und eine logisch-historische Interpretation sogar als krasses Missverständnis zurückgewiesen hat“ (Backhaus 1997, 154), habe er vor allem in seinem Nachwort zum III. Band dem prämonetären Wertverständnis Tür und Tor geöffnet. Backhaus: „Die ‚logische Entwicklung‘ des Geldes in der Marxschen *Kritik* ist Engels zufolge also das ‚korrigierte Spiegelbild‘ der historischen Entwicklung. Marx soll diesen Prozess studiert, ihn hierbei seiner ‚störenden Zufälligkeiten entkleidet‘ und sich so die ‚logische Entwicklung‘ des Geldes erarbeitet haben. Eine phantastische Behauptung“ (Backhaus 1997, 242 f.).

Finden wir nun die authentische monetäre Werttheorie bei Marx? Ermöglicht uns eine genaue Lektüre seiner Schriften, die vorgeblichen Verkürzungen und Verzerrungen der prämonetären Werttheorie zu überwinden? Keineswegs, so die Botschaft von Backhaus. Marx habe nämlich resigniert, wenn nicht versagt. Backhaus lässt keinen Zweifel daran, dass „bereits die erste Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* von 1859 als das Resultat einer Vereinfachung, das *Kapital* sogar als Produkt einer zutiefst fragwürdigen und letztlich auch irreführenden begriffen werden muss. [...] Der Brief vom 2. April 1858 informiert demnach über nichts weniger als die einzige authentische Gestalt der Marxschen Werttheorie, die er im Herbst dieses Jahres auch ausarbeiten, doch nie veröffentlichen sollte“

(Backhaus 1997, 12 f.). In diesem sehr bekannten Brief formuliert Marx seinen 6-Bücher-Plan, den er später durch sein dreibändiges Konzept ersetzte. Was genau dieser Brief im Sinne von Backhaus belegen soll, bleibt unklar. Erhellend im Sinne von Backhaus ist ein weiterer Brief, den unser Autor erwähnt. Am 9. Dezember 1861 schrieb Marx an Engels: „Meine Schrift geht voran, aber langsam. Es war in der Tat nicht möglich, solche theoretischen Sachen unter diesen Zuständen rasch abzufertigen. Es wird indes viel populärer und die Methode viel mehr versteckt, als im Teil I.“ Backhaus schlägt uns vor, das *Kapital* und seine Vorarbeiten, als „Not- und Verlegenheitslösung, als Surrogat des ursprünglich geplanten Werks begreifen zu können, dessen Konzeption ungleich breiter und tiefer angelegt war, d.h. als ein Produkt der Resignation“ (Backhaus 1997, 18). Als durchgehendes Argument dient der Terminus Popularisierung. Für Backhaus ist klar, Popularisierung kann nur Vereinfachung, Versimplifizierung und Verfälschung bedeuten und sonst nichts. Auch dieses Theorieelement wurde für die Neue Marx-Lektüre prägend. Je nach Temperament und Sichtweise schwanken die AutorInnen aus dem Umkreis der Neuen Marx-Lektüre zwischen der Auffassung, Marx habe uns überhaupt nur Bruchstücke oder doch ein geschlossenes Werk hinterlassen, das allerdings massiver Berichtigungen bedürfe. Bonefeld und Heinrich informieren uns z.B. in ihrem Vorwort zum Sammelband *Kapital & Kritik* mit folgenden Worten über die prekäre Situation unserer Marxnachfolge: „Das theoretische Werk von Marx besteht aus einer Fülle abgebrochener, nicht zu Ende geführter Analysen, die nach einer Weile wieder aufgenommen, und unter veränderten Bedingungen fortgeführt und erneut abgebrochen wurden“ (Bonefeld/Heinrich 2011, 8).

Begriffsbildung als anti-empirischer Dogmatismus

Backhaus liest das Marxsche Werk konsequent als *dialektische* Begriffsentfaltung, wobei jeglicher Bezug zur Geschichte und zu gesellschaftlichen Verhältnissen negiert wird. Was sich nicht be-

grifflich dialektisch entfalten lässt, scheidet als Objekt der Erkenntnis aus. Die dialektische Darstellung muss sich selbst tragen, oder sie hat versagt. Aber so geht Marx gar nicht vor. Zum Beispiel lässt sich die Existenz der Lohnarbeit nicht dialektisch-logisch ableiten, was Marx auch unumwunden konstatiert: „Die Frage, warum dieser freie Arbeiter ihm in der Zirkulationssphäre gegenübertritt, interessiert den Geldbesitzer nicht, der den Arbeitsmarkt als eine besondere Abteilung des Warenmarkts vorfindet. Und einstweilen interessiert sie uns ebensowenig“ (MEW 23, 183). Die Erklärung der Entstehung und Existenz der Lohnarbeit erfolgt keineswegs dialektisch-begriffslogisch, sondern im historischen

146 Kapitel zur ursprünglichen Akkumulation. Marx *produziert* den Gegenstand nicht mittels dialektischer Begriffsentfaltung. Marx analysiert einen vorab gegebenen, empirisch erscheinenden Gegenstand – die sich entfaltende kapitalistische Produktionsweise. Daher ist es auch höchst legitim, stets neue Phänomene in die Analyse einzubeziehen. Würden sie begriffslogisch erzeugt, dann wäre Marx nicht ein Kritiker Hegels gewesen, sondern wäre methodisch im Bannkreis des Idealismus verblieben. Exakt aus der begrifflich-dialektischen Perspektive, die sich um Empirie nicht kümmert, verwirft Backhaus auch die Ausführungen von Engels im Nachwort zum III. Band des *Kapital*. „Das Marxsche Wertgesetz hat also ökonomisch-allgemeine Gültigkeit für eine Zeitdauer, die vom Anfang des die Produkte in Waren verwandelnden Austausches bis ins fünfzehnte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung dauert“ (MEW 25, 909). Engels erwähnt nicht, dass die abstrakte Arbeit oder die sonstigen Gesetze der Kapitalakkumulation gesellschaftlich gegolten hätten.¹⁶ Dass die Zeitverausgabung in vorka-

16 Im Übrigen finden sich im III. Band Formulierungen, die den Ansichten von Engels durchaus entgegenkommen: „Abgesehen von der Beherrschung der Preise und der Preisbewegung durch das Wertgesetz, ist es also durchaus sachgemäß, die Werte der Waren nicht nur theoretisch, sondern

pitalistischen Ökonomien nicht jene Rolle spielte, die Engels vermutete, wissen wir laut Backhaus – dank des Begriffs der monetären Werttheorie! Anstatt den Begriff an der Wirklichkeit zu messen, misst Backhaus die Wirklichkeit am Begriff. Für einen Hegelmarxisten nichts Ungewöhnliches, können wir hinzufügen. Der Dogmatismus, die begrifflich-dialektische (oder begrifflich-logische) Darstellung über die Empirie zu stellen, zeigt sich nicht zuletzt bei der Thematik des Geldes. „Geld entsteht also nur durch das Handeln der Warenbesitzer“ (Heinrich 1999, 231). Geld ja, aber keine Währung! Eine Währung kann nur durch die souveräne Staatsmacht eingeführt, aber auch außer Kraft gesetzt werden. Geld entstand und entsteht spontan aus dem Handeln der Tauschenden. Währungen jedoch werden und wurden durch politische Entscheidungen eingeführt, verändert, ab- und aufgewertet, an den Goldstandard gebunden und wieder entbunden – kurzum: Der Staat bemächtigt sich via Währungen der Geldfunktionen. Harry Cleaver hat die politische Funktion der Inflation in den 1970er Jahren in seinem Buch *Das Kapital politisch lesen* ausführlich dokumentiert. Das Phänomen der Währungen harrt bis dato einer ausführlichen marxistischen Untersuchung. Die ProtagonistInnen der Neuen Marx-Lektüre haben dazu nicht nur nichts zu sagen, sie versperren methodisch auch den Weg zur Analyse. „Auf die Frage nach dem Wesen des Geldes vermag aber nur die ‚logische‘ Entwicklung eine Antwort zu geben, keineswegs die ‚historische‘“ (Backhaus 1997, 261). Diese dialektisch-begriffliche Weiterentwicklung des Geldbegriffs zum Währungsbegriff ist uns die

147

historisch als das prius der Produktionspreise zu betrachten“ (MEW 25, 186). Und selbst in die scheinbar hochlogische Wertformanalyse streut Marx historische Betrachtungen ein: „Es folgt daher, daß die einfache Wertform der Ware zugleich die einfache Warenform des Arbeitsprodukts ist, daß also auch die Entwicklung der Warenform mit der Entwicklung der Wertform zusammenfällt“ (MEW 23, 76).

Neue Marx-Lektüre seit Jahrzehnten schuldig, kein Wunder, ohne Abstieg in die Niederungen der Empirie wird die Analyse auch nicht glücken.¹⁷ Während die Neue Marx-Lektüre mit einem Geldbegriff operiert, der ausschließlich an das Handeln der Warenbesitzer gebunden ist, ist unsere gesellschaftliche Wirklichkeit schon längst durch Währungen bestimmt. „Logisierung als Wirklichkeitsverlust“ (Haug 2007, 563) kommentierte Wolfgang-Fritz Haug diese Methode bissig, aber zutreffend.

Was die Kritik am Naturalismus bei Marx eigentlich bedeutet

148 Worin besteht aber die Nutzenanwendung der Schelte für Engels? Was folgt aus den teils sophistischen, teils den Marxschen Ausführungen widersprechenden Aussagen zur Natur des Werts? Was aus der befremdlichen Zwei-Zeiten-Theorie bei Heinrich? Was bedeutet es letztlich, die ungewollte, durch Konkurrenz und Extramehrwert vorangetriebene Verkürzung der notwendigen, selbstredend mit der Uhr zu messenden Arbeitszeit für die Produktion der Güter als Naturalismus oder Rückfall in die Arbeitswerttheorie der Klassik zu verwerfen? Nicht mehr oder weniger, als eine der zentralen Erwartungen und Hoffnungen von Marx – auf Basis möglicher radikaler Arbeitszeitverkürzung das Kapitalverhältnis zu überwinden – auszublenden. Dass alle Wertphänomene, vom Produktionspreis bis zum Ausgleich der Profitrate, letztlich über viele Zwischenschritte auf objektive Verausgabung von Realzeit zurückzuführen sind, wird von der Neuen Marx-Lektüre mehrheitlich bestritten. Die Objektivität der Zeitordnung, die zwar in den er-

17 Ingo Stützle beschäftigt sich mit diesem Problem in seinem Aufsatz *Die Frage nach der konstitutiven Relevanz der Geldware in Marx' Kritik der politischen Ökonomie*. Das Ergebnis seiner Überlegungen ist dürftig: „[...] und alle Fragen offen könnte das *fast* ernüchternde Fazit sein.“ Immerhin kommt er zu folgender übervorsichtig formulierter Schlussfolgerung: „[...] dass konkretere Bestimmungen des Geldsystems ohne vorherige Bestimmungen des Staates unmöglich sind“ (Hoff et al. 2006, 271 ff.).

scheinenden *Formen* (Ware, Geld, Wert, Kapital usw.), nicht aber als *Zeitmaß* an die kapitalistische Produktionsweise gebunden ist, stellt zugleich die Grundlage für eine neue Gesellschaft dar.

„Daß die *Notwendigkeit* der *Verteilung* der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen durchaus nicht durch die *bestimmte Form* der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben, sondern nur ihre *Erscheinungsweise* ändern kann, ist self-evident. Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden. Was sich historisch in verschiedenen Zuständen ändern kann, ist nur die *Form*, in der sich jene Gesetze durchsetzen“ (Marx an Kugelman. 11.7.1868).

Die Neue Marx-Lektüre versucht die Werttheorie zu einer exklusiven Bestimmung der kapitalistischen Produktionsweise zu machen, indem die Beziehung zur Realzeit gekappt wird. Das ist der Punkt. Darin besteht der eigentliche Kern des Vorwurfs des Naturalismus. Bei Marx hingegen ist die *Zeitdauer* des Produzierens das alle Produktionsweisen Übergreifende, die *Formen* jedoch sind das jeweils Spezifische. Vermittelt über die Konkurrenz verringert die kapitalistische Produktionsweise, soweit es die Beschaffenheit des konkreten Arbeitsprozesses und die zugrunde liegenden Naturverhältnisse zulassen, objektiv die reale, mit der Uhr messbare Arbeitszeit. Wohl geschieht dies in den für das Kapitalverhältnis spezifischen Wert-, Waren und Kapitalformen, aber es geschieht und wird, so die Hoffnung von Marx, die radikale Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit ermöglichen. Marx analysiert die Tendenz des Kapitals, die notwendige Arbeitszeit zu verkürzen, nicht nur formspezifisch, sondern ebenso objektiv, produktionsweisenübergreifend und naturalistisch. Da es sich jedoch um eine objektive Entwicklung handelt, die keinesfalls mit den gesellschaftlichen Verhältnissen steht und fällt, wie es der monetäre, rein gesellschaftliche Wertbegriff der Neuen Marx-Lektüre suggeriert, kann Marx schlussfolgern: „Die erste Seite ist wichtig. Weil das Kapital hier – ganz unabsichtlich – die menschliche Arbeit auf ein Minimum re-

duziert, die Kraftausgabe. Dies wird der emanzipierten Arbeit zugute kommen und ist die Bedingung ihrer Emanzipation“ (MEW 42, 597 f.). Die Geltung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, sowohl in ihrer technischen als auch in ihrer gesamtgesellschaftlichen Bedeutung, bedarf keineswegs des Geldes. Sie ist auch nicht an den Warenstatus der Arbeitsprodukte gebunden. Auch in vor- wie nachkapitalistischen Gesellschaften ist der Stand der Produktivkraft der Arbeit (ein Zeitmaß!) als auch die gesamtgesellschaftliche Verteilung der verfügbaren Arbeitszeit wesentlich. „In der Tat, keine Gesellschaftsform kann verhindern, dass one way or another die disponible Arbeitszeit der Gesellschaft die Produktion regelt“ (Marx an Engels, 8.1.1868). Dass Wert und Tauschwert an kapitalistische Verhältnisse geknüpft sind, bedeutet nicht, dass die objektive Zeitgrundlage ebenso an diese Gesellschaftsformation geknüpft ist. Selbst „[g]emeinschaftliche Produktion vorausgesetzt, bleibt die Zeitbestimmung natürlich wesentlich. [...] Ökonomie der Zeit, darin löst sich schließlich alle Ökonomie auf“ (MEW 42, 105). Dass die Neue Marx-Lektüre die Kapitalanalyse von Marx in den Käfig der gegebenen Verhältnisse einsperrt, ist mein letzter und erster Vorwurf an sie. Aus einer Marxschen Philosophie der Befreiung und der Emanzipation wird eine Theorie, die uns die Phänomene des Kapitalismus erklären möchte.

Literatur

- Althusser, Louis/Balibar, Étienne (1972): Das Kapital lesen. 2 Bde. Reinbek
- Backhaus, Hans-Georg/Reichelt, Helmut (1995): Wie ist der Wertbegriff in der Ökonomie zu konzipieren? In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1995, Hamburg, S. 60-94
- Backhaus, Hans-Georg (1997): Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Ökonomiekritik. Freiburg
- Bonefeld, Werner/Heinrich, Michael (Hg.) (2011): Kapital & Kritik. Vorwort. Hamburg, S. 7-12
- Cleaver, Harry (1979): Reading Capital Politically. Austin

- Cleaver, Harry (2012): Das Kapital politisch lesen. Eine alternative Interpretation des Marxschen Hauptwerks. Wien
- Haug, Wolfgang Fritz (2007): Die neue Kapital-Lektüre der monetären Werttheorie. In: Das Argument 272/2997, S. 560-574
- Heinrich, Michael (1999): Die Wissenschaft vom Wert. Die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. Überarbeitete und erweiterte Neuauflage. Münster
- Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Ein Einführung. Stuttgart
- Heinrich, Michael (2006): Begründungsprobleme. Zur Debatte über das Marxsche „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate“. In: Marx-Engels-Jahrbuch. Berlin, S. 47-80
- Heinrich, Michael (2008): Wie das Marxsche Kapital lesen? Hinweise zur Lektüre und Kommentar zum Anfang von „Das Kapital“. Stuttgart
- Henning, Christoph (2005): Philosophie nach Marx. Bielefeld
- Hoff, J./Petrioli, A./Stützle, I./Wolf, F. O. (Hg.) (2006): Das Kapital neu lesen. Münster
- Lindner, Urs (2013): Marx und die Philosophie. Stuttgart
- Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Band 1. Berlin
- Marx, Karl (MEW 24): Das Kapital. Band 2. Berlin
- Marx, Karl (MEW 25): Das Kapital. Band 3. Berlin
- Marx, Karl (MEW 19): Randglossen zu A. Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“. S. 355-383
- Marx, Karl (MEW 42): Grundrisse der politischen Ökonomie. Berlin
- Reitter, Karl (2011): Prozesse der Befreiung. Marx, Spinoza und die Bedingungen eines freien Gemeinwesens. Münster
- Reitter, Karl (2014): Alfred Sohn-Rethel: Vergesellschaftung durch den Tausch? Von der „erweiterten Warenanalyse“ zur gesellschaftlichen Synthesis. In: Ders.: Von der 68er Bewegung zum Pyrrhussieg des Neoliberalismus. Sozialphilosophische Aufsätze zu 1968, Fordismus, Postfordismus und zum bedingungslosen Grundeinkommen. Wien, S. 41-52
- Rubin, Isaak Iljitsch (1973): Studien zur Marx'schen Werttheorie. Frankfurt am Main
- Rubin, Isaak Iljitsch (1996): Essays on Marx's Theory of Value. Quebec – Calcutta
- Schandl, Franz (1999): Was Wert ist. Notizen zu Michael Heinrichs „Untergang des Kapitalismus?“ Antikritik und Konkretisierung. Inklusive insistieren-

der Marx-Exegese. Exklusive Gebrauchswert. <http://www.streifzuege.org/1999/was-wert-ist> (abgerufen am 10.8.2014)
Virno, Paolo (2005): Grammatik der Multitude. Wien

Briefe

Marx an Engels, 8. Jänner 1868

Marx an Kugelmann, 11. Juli 1868

Eine kurze Kritik der Wertkritik

Die Wertkritik erfreut sich in linken Zusammenhängen ungebrochen großer Beliebtheit. Die vorliegende Arbeit versucht aufzuzeigen, dass zentrale theoretische Inhalte der spezifischen Marxinterpretation der Wertkritik keine Praxisimplikation besitzen – mehr noch: den Prozess emanzipativer Praxis in Hinblick auf das Widerspruchsverhältnis Kapital/Arbeit theoretisch blockieren. Dies geschieht in erster Linie in der Auseinandersetzung mit grundlegenden Arbeiten der *Krisis*-Gruppe Nürnberg, welche im Jahre 1986 als Herausgeber der Zeitschrift *Marxistische Kritik* ihre Arbeit begann, und mit Moishe Postones Werk *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*, aber auch mit Arbeiten des ISF (Initiative Sozialistisches Forum) Freiburg und anderer. Es geht in der vorliegenden Arbeit um die strömungsübergreifenden, gemeinsamen Grundpositionen der verschiedenen wertkritischen Gruppen und Autoren und weniger um die auch vorhandenen Unterschiedlichkeiten. 153

Die Marxsche Kategorie des Werts, wie sie anknüpfend an Ricardo formuliert wurde, muss im Marxschen Sinne als Kategorie verstanden werden, die sich nicht anschicken will, mit dem Begriff des Werts eine überhistorische Kategorie zu postulieren. Der Wert, im kapitalistischen Produktionsprozess geschaffen, realisiert sich erst im Tausch. Werte werden so vergleichbar durch die abstrakt menschliche Arbeit, die in ihnen steckt. In diesem Sinne ist der Kapitalismus nicht nur eine ungeheure Ansammlung von Waren, sondern auch von Tauschprozessen. Der Tausch der Werte ist das omnipräsente Geschehen in der kapitalistischen Welt, und der

spezifische Charakter, den alle Gegenstände annehmen, nämlich Ware und Wert zu sein, durchdringt auch die allgemeine Qualität von Beziehungsformen zwischen Individuen. Auch diese (menschlichen Beziehungen) werden ihrer Struktur nach ins Warenförmige hinein überformt bzw. dahingehend destruiert und neu formiert. Allen Dingen innerhalb kapitalistischer Verhältnisse haftet so ein Fetischcharakter an, der Fetischcharakter des Werts bzw. der Waren. Der Austausch der Werte kann schließlich als eine den Raum der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft konstituierende spezielle Form der Wechselwirkung zwischen Individuen betrachtet werden. Damit stellt der Wert, wie er im Fetischkapitel (MEW 23, 85-98) dargestellt wird, etwas Ähnliches dar wie die Macht bzw. der Machtbegriff bei Foucault, wie er beispielsweise in *Mikrophysik der Macht* (Foucault 1976, 114) entworfen wird. Dieser Zusammenhang oder vielmehr der Vorgang des Verstehens dieses Zusammenhangs, dem Marx immerhin ein ganzes Unterkapitel widmet, so einfach er sich auch in kurzen Sätzen zusammenfassen lässt, begeistert die Apologeten und Adepten der Wertkritik. Erfreut darüber, diese Abstraktionsleistung vollzogen zu haben, wird die Tatsache der spezifischen Bedingtheit, der Beschaffenheit des kapitalistisch vergesellschafteten Raums als die zentrale Kategorie dargestellt und als eigentlicher Kern des Wesens des Kapitalismus postuliert, den es zu überwinden gilt. In diesem Zusammenhang wird gerne von einem „unbegriffenen“ Vergesellschaftungszusammenhang gesprochen. Dies geschieht in fast jedem Artikel, Interview oder Abstract, der uns aus Nürnberg (*Krisis*) und von anderswo zu diesem Thema erreicht (siehe bspw. Editorial – Marxistische Kritik 1988, 6; Stahlmann 1988, 38-39; Kurz 1989, 13). Auch bei Postone zieht sich die Argumentation des Marxschen Fetischkapitels wie ein roter Faden durch die ganze Monographie *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*.

Dass dieser gesellschaftliche Raum, der durch den Wert konstituiert wird, gerichtet ist, dass der Wert eine Fließrichtung hat,

nämlich vom Produktionsmittelnichtbesitzer (ArbeiterIn) zum Produktionsmittelbesitzer (Kapitalist), die Tatsache also, dass es Klassen gibt, wird von der Wertkritik als sekundäres bzw. Oberflächenphänomen kapitalistischer Vergesellschaftung dargestellt oder wahlweise auch als Soziologismus denunziert (siehe Tomazky 1989, 88; Kurz 1989, 10 ff.).

Wer nicht nur über wertförmige Vergesellschaftung sonntäglich philosophieren will, sondern diese Vergesellschaftungsform ausgehend von ihrer Dichotomisierung in Klassen durch Klassenkampf beseitigen/aufheben will, der wird von Robert Kurz und anderen, gleich ob SozialdemokratIn, organisierte/r KommunistIn oder OperaistIn, als ewiggestrige/r ArbeiterbewegungsmarxistIn klassifiziert und abgestempelt. Demgegenüber fällt bei Postone auf, dass er seine Kritik nur auf die Theorie und Praxis der II. und III. Internationale bezieht; die Entwicklungslinie des in Italien entstandenen Operaismus wird bei ihm schlichtweg nicht zur Kenntnis genommen.

Wertförmige Vergesellschaftung und subjektlose Herrschaft – Grundperspektiven der Wertkritik

Über Kritik, Scheitern und Integration der klassischen Linien der ArbeiterInnenbewegung¹ brauchen wir mit den Wertkritikern keinen Disput auszufechten. Hier besteht im Großen und Ganzen Konsens. In dieser Hinsicht ist an der Kritik der *Krisis*-Gruppe und auch von Postone am klassischen Arbeiterbewegungsmarxis-

1 Um deutlich zu machen, dass es sich bei den ArbeiterInnen – z.B. den FacharbeiterInnen in vorfordistischen Zeiten oder bei den MassenarbeiterInnen der 1960er Jahre – um eine Personengruppe handelt, die überwiegend männlich dominiert war, wurde in diesen Fällen die traditionelle Schreibweise „Arbeiter“ verwendet. In allen übrigen Fällen wurde die geschlechtsneutrale Schreibweise „ArbeiterInnen“ gewählt. Zitate wurden in der vorgefundenen Schreibweise übernommen und nachträglich nicht mehr verändert.

mus, an der Politik der II. und III. Internationale, der klassischen Arbeiterparteien, wenig auszusetzen. Die Konzeption der Theorie insgesamt wird allerdings unsinnig, wenn sie selbst die autonome Eigenbewegung der Klasse, auf welche sich beispielsweise der Operaismus (vgl. Rinaudo 1988, 37) bezogen hat, theoretisch negiert.

156

Wer mit Moishe Postone, Robert Kurz, Ernst Lohoff, Joachim Bruhn und ihren Gefolgschaften durch den Wald der Wertkritik zieht, bemerkt die Bewegung der Klasse nicht, und das ist kein Zufall. Es ist gerade diese Bewegung der Klasse bzw. in ihrer verallgemeinerten Konzeption der Multitude (Negri), die das Kapital permanent in die Krise treibt, vor der das Kapital im Moment der Krise immer wieder ausweichen muss. Auch der Übergang vom Manchesterkapitalismus in den Sozialstaat am Ende des 19. Jahrhunderts oder vom Fordismus zum Postfordismus muss in dieser Hinsicht verstanden werden. Der Sozialstaat ist in erster Linie zu verstehen als *Reaktion* des Kapitals auf die sozialen Kämpfe, als Versuch, die ArbeiterInnen wieder „einzufangen und produktiv einzuschließen“ (Bonefeld 2004, 11). In dieser Hinsicht ist auch der Übergang vom Fordismus mit tayloristischen Produktionsprozessen zum Postfordismus und der damit verbundenen sich durchsetzenden toyotistischen Organisation der Produktion zu verstehen. Gerade in der Autoindustrie reagierten die Unternehmer auf die Welle der Arbeitermilitanz in den 1960er und 1970er Jahren damit, dass sie in den 1980er und 1990er Jahren in entscheidenden Punkten von der fordistischen Form der Massenproduktion zur Gruppenarbeit und lean production übergingen (vgl. Silver 2005, 64). Hier geht es neben der Ausdehnung der Wertschöpfung auf alle (gesellschaftlichen) Fähigkeiten und sozialen Kompetenzen der ArbeiterInnen auch darum, eine bestehende politische Zusammensetzung der Klasse aufzubrechen und unter veränderten Arbeitsbedingungen neu bzw. modernisiert zu integrieren. Beverly J. Silver spricht in diesem Zusammenhang vom technolo-

gischen fix. Alle diese Entwicklungen können nicht nur als selbstläufige Modernisierungen, Innovationen usw. analysiert werden, sondern stellen eine aktuelle Form des Klassenkampfes dar (vgl. Reitter 2004, 31).

Die Wertkritik, genauer gesagt die *Krisis* (bis 1989 *Marxistische Kritik*) kann in diesem langen Verlauf von Klassenkämpfen und deren (scheinbarer) Integration nur die *endgültige* Disqualifikation von Klassenkämpfen an sich erkennen und diese nur im Sinne einer stabilisierenden Modernisierung und Verallgemeinerung des Systems dechiffrieren (vgl. Lohoff 1996, 58). Robert Kurz behauptet: „Somit kann der Klassenkampf nur die immanente Formbewegung des Kapitalverhältnisses sein, nicht aber die Bewegung zur Aufhebung des Kapitalverhältnisses“ (Kurz 1996, 45). Damit ist genau das Kapitalverhältnis gemeint, dessen Totenglocken die *Krisis*-Gruppe² seit geraumer Zeit läuten sieht. Von der Überlegung, dass dieser Zustand des Systems durch soziale Kämpfe im Allgemeinen und durch Klassenkämpfe im Speziellen erreicht wurde, ist die *Krisis*-Gruppe weit entfernt. In den Texten der *Krisis*-Gruppe ist lediglich von objektiven Tendenzen der kapitalistischen Krise und von einer „absoluten inneren Schranke“ (Kurz 2007, 15) des Kapitalismus zu lesen. Diese Tendenzen sind in den Marxschen Begriffen der Überakkumulation und des tendenziellen Falls der Profitrate (vgl. z.B. Kurz 1989b, 12) sowie der Marktkonkurrenz im Kontext der Dynamik zur Vergrößerung des Mehrwert (meist des relativen Mehrwerts) im Prinzip schon zusammengefasst. Dazu kommt noch die in *Krisis* 16/17 (Kurz 1995, 21) diagnostizierte Himmelfahrt des Geldes, d.h. die Abkoppelung der (im bürgerlichen-ökonomischen Sinne) „Wert“schöpfung von der realen Ver-

2 Die *Krisis*-Gruppe ist seit 2004 gespalten in das Projekt *Exit* um Robert Kurz und die Redaktion der *Rest-Krisis* um Ernst Lohoff und Norbert Trenkle. Die Spaltung hatte, wie aus Insiderkreisen verlautete, keine inhaltlichen Gründe.

wertung menschlicher Arbeitskraft, welche den Imaginärteil des Geldes und damit auch seinen Nennwert (= Preis) in immer schwindelerregendere Höhen gleiten lässt. Alle diese von der Wertkritik als „objektive Tendenzen“ des Kapitalismus abgehandelten empirischen Tatsachen sind nicht zuletzt Ausdruck der sozialen Kampfsituation im Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit. Postone drückt sich an dieser Stelle etwas differenzierter aus. Im Gegensatz zu Analysen, die ein grundlegendes Spannungsverhältnis zwischen industrieller Produktionsweise und Kapitalismus unterstellen, verwirft seine Interpretation des Marxschen Werkes die Vorstellung, dass das Proletariat ein soziales Gegenprinzip zum Kapitalismus darstelle bzw. das revolutionäre Subjekt sei, welches als gesellschaftlicher Handlungsträger den Geschichtsablauf bestimme (vgl. Postone 2003, 72). Postone räumt ein, dass die Klassenkämpfe als starke Kraft für die Humanisierung und Demokratisierung des Kapitalismus eine bedeutende Rolle spielten, mehr aber auch nicht (vgl. Postone 2003, 489). Karl Reitter bemerkt in einem Artikel zu Postones Buch *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft* dazu:

„Mein Problem ist jedoch, dass das Buch aus der Perspektive der sogenannten objektiven, wissenschaftlichen Erkenntnis und nicht aus der Perspektive der Revolte heraus geschrieben ist. Postone will uns zeigen, wie der Kapitalismus ist, in seinem unveränderlichen Sosein. Er, Postone, als schreibendes und denkendes Subjekt steht hier, der Kapitalismus dort, als Objekt der Erkenntnis. Es ist eine kalte, gefrorene Welt, die uns Postone da zeigt. [...] Postone breitet vor uns eine erstarrte, identitätslogisch fixierte, kalte Welt aus, in der Momente der Revolte, des Widerstands und der Befreiung nur Verwirrung stiften können. Aber den Kapitalismus als starr, als geschaffen zu analysieren, bedeutet für mich, den Kapitalismus im Kern zu verfehlen, das Prozesshafte, Unfertige, sich im Fluss Befindliche zu ignorieren und schon in der Theorie auszuschalten“ (Reitter 2004, 16 f.).

Die Trennung von erkennendem Subjekt (in diesem Falle der Theoretiker) und zu erkennendem Objekt (hier der Kapitalismus) ist eine für die Wertkritiker insgesamt zu kritisierende Herangehensweise, die praktisch von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Sie widerspricht somit auch den Grunderkenntnissen der Kritischen Theorie, wie sie beispielsweise von Max Horkheimer in dem Aufsatz *Traditionelle und kritische Theorie* (vgl. Horkheimer 1988, 162-225) im Jahre 1937 formuliert wurden. Nach Robert Kurz muss die Theoriebildung unabhängig sein von der Praxis und den Rahmen oder den Horizont der Praxis abstecken und nicht umgekehrt (vgl. Kurz 2007, 18). Anstatt Theorie und Praxis als organische Einheit zu begreifen, spricht Kurz von dem „Ersäufen“ der theoretischen Reflexion im „Pragmatismus der Aktion“ (Kurz 2007, 81). Er führt an dieser Stelle aus, dass Marx selber in erster Linie Theoretiker gewesen sei und seine Hauptwerke seien alles andere als eine „Anleitung zum Handeln“ im Sinne irgendeiner direkten „Umsetzbarkeit“ (vgl. Kurz 2007, 19). Dem könnte man mit Paul Mattick entgegen, dass Marx' Kritik der politischen Ökonomie gedacht war als „Teil eines sozialen Kampfes zur gleichzeitigen Abschaffung des Kapitalismus und der ökonomischen Theorien, die seine Existenz rationalisierten“ (Mattick 1971, 37; Herv. J.A.).

Wohingegen die Regulationsschule in ihrer Verbindung von Keynesianismus und Marxismus im Gang durch die Akkumulationsregime von einem Findungsprozess spricht, in dem soziale Kämpfe mitgedacht sind (vgl. Conert 2002, 251), reduziert die Wertkritik die Dynamik des Kapitalismus auf den Begriff des „automatischen Subjekts“ (Kurz 1990, 105; Lohoff 1990, 136, 147; Exit 2007, 3). Es wird versucht – quasi aus der Vogelperspektive –, eine Theorie des Kapitalismus außerhalb der realen Bewegungen der Klasse zu finden, was nach Karl Korsch (*Marxismus und Philosophie*, 1923) „einfache idealistische Metaphysik“ wäre. Auch wenn die Wertkritiker die Politik und Weltanschauung der II. In-

ternationale insgesamt kritisieren, lassen sich bezüglich ihrer eigentümlich-philosophischen Herangehensweise bei der Betrachtung der kapitalistischen Gesellschaft Analogien zu bedeutenden Theoretikern der II. Internationale ziehen und kritisieren.

160 „Nichts lag Marx und Engels ferner, als ein Bekenntnis zu jener voraussetzungslosen, über den Klassen stehenden, rein wissenschaftlichen Forschung, zu der sich ein Hilferding und die meisten anderen Marxisten der Zweiten Internationale schließlich bekannt haben. [...] Der wirkliche Gegensatz zwischen dem wissenschaftlichen Sozialismus Marxens und allen bürgerlichen Philosophen und Wissenschaften beruht vielmehr allein darauf, daß dieser wissenschaftliche Sozialismus der theoretische Ausdruck eines revolutionären Prozesses ist [...]“ (Korsch 1923, 88, zitiert nach Fetscher 1973, 153). „Von aller Philosophie abgesehen ist es aber ganz klar, daß ohne dieses für jede, auch die marxistisch-materialistische Dialektik charakteristische *Zusammenfallen von Bewußtsein und Wirklichkeit*, welches bewirkt, daß auch die materiellen Produktionsverhältnisse der kapitalistischen Epoche das, was sie sind, nur zusammen mit denjenigen Bewußtseinsformen sind, in denen sie sich [...] im (bürgerlich) wissenschaftlichen Bewußtsein dieser Epoche widerspiegeln, und ohne diese Bewußtseinsformen in Wirklichkeit nicht bestehen könnten, eine Kritik der politischen Ökonomie nie und nimmer zu dem wichtigsten Bestandteil einer Theorie der sozialen Revolution hätte werden können“ (Korsch 1923, 106 ff., zitiert nach Fetscher 1973, 155).

Indem die Wertkritiker den Bezug auf die Kämpfe der Klasse und deren Perspektive fallen lassen, in dem sie den Kapitalismus lediglich ausreduzieren auf ein „automatisches Subjekt“, analysiert aus einer außenstehenden Perspektive, stellt sich so wiederum eine Nähe zu den Theoretikern der II. Internationale in Bezug auf ihre wissenschaftlich-philosophische Herangehensweise her.

Auch für Hardt/Negri ist die Methode von Marx eine Methode die sich auf die Perspektive der Klasse beziehen will: „Seine [Marx'] Untersuchung der Natur der Arbeit und der Produktivität der unter dem Kapital Ausgebeuteten zielt nicht nur auf eine neue Weltanschauung, die deren Perspektive einnimmt, sondern zugleich auf eine neue Wirklichkeit, die durch das historische Handeln der Ausgebeuteten geschaffen wird“ (Hardt/Negri 2004, 83).

Tronti bemerkt in Kohärenz dazu: „Die Erkenntnis ist an den Kampf gebunden“ (Tronti 1965, 10), und geht in dieser Hinsicht noch weiter, indem er sagt, der Arbeiterstandpunkt müsse die Politik der Wissenschaft vorausgehen lassen (vgl. Tronti 1965, 10, 167). Nach Tronti war und ist Marx der Standpunkt des Arbeiters gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft (vgl. Tronti 1974, 13). „Was man absolut nicht sehen kann, wenn man außerhalb des Arbeiterstandpunkts steht, also außerhalb der Organisation des Kampfs der Arbeiterklasse, ist das historische Vorausgehen des Klassenverhältnisses vor dem Kapitalverhältnis, und damit der Klassen vor dem Kapitalismus, und folglich der Arbeiterklasse in Bezug auf die Klasse der Kapitalisten. Dieses historische Vorausgehen ist in der Tat nichts anderes als der permanente Druck des Angriffs der Arbeiter gegen den Kapitalisten“ (Tronti 1965, 185). Tronti sieht in der Entstehung des „Arbeiterstandpunkts“, die Möglichkeit einer nicht objektiven gesellschaftlichen Wissenschaft, welche auch keinen Anspruch auf Objektivität erhebt. Es gehe um das Erfassen der Phänomene der gegenwärtigen Gesellschaft im Ganzen und von einer einzigen Seite, und zwar nicht um die Gesellschaft zu erkennen, sondern um sie umzuwälzen (vgl. Tronti 1965, 185). Von daher ist es nicht verwunderlich, wenn in dem ersten Heft des *Exit*-Projekts nach der Abspaltung von der Zeitschrift *Krisis* zu lesen ist, „dass aus wertkritischer Perspektive das Kapital- gegenüber dem Klassenverhältnis [...] durchaus vorrangig ist“ (Höner 2004, 144). Das Gegenteil ist der Fall – das Klassenverhältnis geht dem Kapitalverhältnis logisch und histo-

risch voraus; weil ohne die Ware Arbeitskraft kein Mehrwert existieren kann und damit auch kein Kapital. Die Arbeitskraft muss somit schon warenförmig vorhanden sein, damit sich Kapital bilden kann. Auch im Kapital Band 1 findet sich dazu ein klärendes Zitat: „Die Arbeit schafft das Kapital, bevor das Kapital die Arbeit anwendet“ (MEW 23, 608). Ein weiterer Aspekt in diesem Zusammenhang ist, dass die Klassenzusammensetzung im weitesten Sinne historisch gegeben ist, mit ihr muss sich das Kapital auseinandersetzen; d.h., die ArbeiterInnenklasse ist der Entwicklung des Kapitals voraus (vgl. Wildcat 2004, 7)

162

Tronti betont, dass die wissenschaftliche Einheit des Marx-schen Denkens zurückgewonnen werden muss, in der die organische Einheit von politischer Theorie und praktischem Kampf zum Ausdruck kommt – von diesem Punkt müsse man ausgehen, auf diesen Punkt müsse man springen. Revolutionäre Theorie – so Tronti – sei nicht ohne revolutionäre Bewegung möglich (vgl. Tronti 1974, 15). „Nichts wird ohne Klassenhaß geschehen; weder die Ausarbeitung der Theorie, noch die praktische Organisation. [...] Nur die Einseitigkeit, in der Wissenschaft und im Kampf, eröffnet gleichzeitig den Weg zum Verständnis des Ganzen und zu seiner Zerstörung“ (Tronti 1974, 68). Tronti betont, dass die marxistische Analyse des Kapitalismus keine Fortschritte machen wird, wenn sie nicht eine durch die Arbeiter vermittelte Theorie der Revolution findet (vgl. Tronti 1974, 69); oder an anderer Stelle: „Man kann den Begriff der Revolution nicht vom Klassenverhältnis abspalten“ (Tronti 1965, 198). Auch Marx äußert sich in einem Brief an Ruge in dieser Hinsicht folgendermaßen: „Es hindert uns also nichts, unsre Kritik an die Kritik der Politik, an die Parteinahme in der Politik, also an *wirkliche* Kämpfe anzuknüpfen und mit ihnen zu identifizieren“ (MEW 1, 345; Herv. im Original). Was Tronti den Ökonomen, Sozialforschern und Philosophen vorwirft, dass sie nämlich in all ihren Bemerkungen zum Kapitalismus regelmäßig die Klasse vergessen (vgl. Tronti 1974,

55-56), trifft auf die Wertkritiker im wahrsten Sinne des Wortes ebenfalls zu.

Ein weiteres Problem, das sich ebenfalls aus den perspektivischen Grundhaltungen der Wertkritik ergibt, ist das Begreifen des Kapitalismus als „automatisches Subjekt“ (vgl. Kurz 1990, 105; Lohoff 1990, 136, 147; Exit 2007, 3). Auch wenn das Freiburger ISF die *Krisis*-Gruppe nicht mag und Robert Kurz „Marxismus-Leninismus nur ohne revolutionäres Subjekt“ (Bruhn 2004, 3) vorwirft, sie blasen an dieser Stelle in dasselbe Horn der Hypostasierung des Kapitalismus als „automatisches Subjekt“ (vgl. Behre 2001). Der scheinbare Selbstlauf in der Entwicklung, Ausbreitung und Reproduktion des Kapitalverhältnisses, von Marx selbst an einer Stelle mit „automatischem Subjekt“ (MEW 23, 169) gekennzeichnet, kann in diesem Sinne nur funktionieren durch die permanente Fähigkeit des Kapitals, den/die ArbeiterIn bzw. die ArbeiterInnenklasse anzukoppeln und einzubinden, egal ob durch Gewalt und Zwang, Partizipation und Ideologie (siehe Keynesianismus und Sozialstaat), so autopoietisch der Prozess kapitalistischer Verwertung und Vergesellschaftung auch scheinen mag. Gerade die Mechanismen Ideologie und Partizipation bzw. das Vertrauen der ArbeiterInnenklasse auf Partizipation funktionieren so perfekt, dass sie im Laufe der nationalkorporatistischen Klassenkämpfe auch im Bewusstsein der metropolitanen ArbeiterInnen tief verankert sind. Dazu kommt das Konkurrenzverhältnis nicht nur der ArbeiterInnen untereinander, sondern auch der Kapitalisten untereinander, die bei Strafe ihres Untergangs permanent zur Reproduktion des Kapitalverhältnisses dieses erneuern (Reinvestitionen) und modernisieren müssen, vor dem Hintergrund der konkreten Kampfsituation Kapital/Arbeit, aber auch in Abgrenzung und Wettbewerb gegeneinander. Auf der Grundlage dieser Verhältnisse von kapitalistischer Vergesellschaftung zu sprechen ist sicherlich legitim, der Begriff „automatisches Subjekt“ drängt sich einem geradezu auf, bringt das Projekt der Emanzipation jedoch derart

falsch verstanden und hypostasiert um nichts weiter. Die real existierende Wertkritik fetischisiert den Begriff des „automatischen Subjekts“ und sieht praktisch nur noch ein Subjekt, das Kapital selber. Postone spricht in diesem Zusammenhang vom Kapital als historischem Subjekt (vgl. Postone 2003, 133-134, vgl. auch 341). Glaubt man Postone, so ist das historische Subjekt Marx zufolge „die entfremdete Struktur gesellschaftlicher Vermittlung, die die kapitalistische Formation konstituiert“ (Postone 2003, 137). Mit der Klassifizierung des Kapitalismus als automatischem Subjekt steht der engere Umkreis der Wertkritik (*Krisis, Exit*, ISE, Postone) aber nicht alleine da. Auch bei Michael Heinrich lässt sich diese Betrachtungsweise finden. So schreibt Heinrich in seiner Einführung in die *Kritik der politischen Ökonomie* aus dem Jahr 2004: „Wenn der Kapitalist nur die Logik des Kapitals ausführt, dann ist auch nicht er, sondern das Kapital, der sich verwertende Wert, ‚Subjekt‘. Marx spricht in diesem Zusammenhang vom Kapital als ‚automatischem Subjekt‘ (MEW 23, 169), was das Widersinnige deutlich macht: Einerseits ist das Kapital ein Automat, etwas Lebloses, andererseits als ‚Subjekt‘ das Bestimmende des ganzen Prozesses“ (Heinrich 2004, 86). Diese Auffassung und Betrachtungsweise des Kapitalismus wurde oben bereits kritisiert. Eine wiederum ganz andere Dimension der Kritik an der wertkritischen Rezeption und Hypostasierung des Begriffs „automatisches Subjekt“ bringt Alexander Gallas ins Blickfeld. Gallas führt aus:

„Lohoff und Kurz [...] beschreiben den Kapitalismus folglich mit einer marxischen Metapher als einen sich selbst reproduzierenden, sämtliche Praxen integrierenden Zusammenhang: ‚Es entsteht [...] eine gesellschaftliche Maschine, ein kybernetisches System der Verwertung des Werts oder ein ‚automatisches Subjekt‘ [...], in dem es keine unabhängigen Produzenten mehr gibt, sondern nur noch verschiedene soziale Funktionskategorien des systemisch geschlossenen Verwertungsprozesses‘ [(Lohoff, 1998)]. Aus dem Kontext (MEW

23, 169) geht allerdings klar hervor, dass Marx mit dem Ausdruck ‚automatisches Subjekt‘ nicht die Bewegungsdynamik des Kapitalismus insgesamt beschreibt, sondern lediglich die ‚Zirkulation des Geldes als Kapital‘ (ebd., 167)“ (Gallas 2006, 308).

In dieser Hinsicht ist es denn auch nicht verwunderlich, wie die Wertkritiker über die Bedeutung von Klassen und sozialen Kämpfen denken. Vor den Ruinen des reformistisch integrierten und stalinistisch verbrannten Klassenkampfes flüchtet die Wertkritik somit in eine Vorstellungswelt, die den sozialen Antagonismus, die Existenz von Klassen nur als sekundäre Erscheinung, als Oberfläche kapitalistischer Vergesellschaftung sieht und alle sich darauf beziehende Theorie als „Klassenkampf-Fetisch“ theoretisch entsorgt (vgl. Kurz 1989, 10; Trenkle 2006, 21). Karl Reitter kritisiert die Wertkritik in diesem Zusammenhang: „Die Gesellschaft ist eingeebnet, ohne Spannung, ohne treibende Konflikte, ohne das Unbeherrschbare. Die Wahrheit der Eindimensionalität [das meint hier Widerspruchsfreiheit] des ökonomischen Feldes sei von AutorInnen wie Weber erkannt worden, nun gelte es diese Einsicht kritisch zu wenden. Diese Sichtweise muss darauf hinauslaufen, Marx zu unterstellen, er hätte auf seine Analysen den Klassenkampf quasi aufgepfropft“ (Reitter 2006, 17).

Analog zur *Krisis*-Gruppe äußert sich auch Postone, indem er sagt: „Obwohl es sich beim Kapitalismus zweifelsohne um eine Klassengesellschaft handelt, ist, wie wir sehen werden, die Klassenherrschaft Marx zufolge nicht der letzte Grund der gesellschaftlichen Herrschaft, sondern ist selbst aus einer ihr übergeordneten, ‚abstrakten‘ Herrschaftsform herzuleiten“ (Postone 2003, 199). An anderer Stelle drückt sich Postone allerdings vorsichtiger aus als die deutschen Wertkritiker. So schreibt Postone: „Die Klassenanalyse bleibt zwar Grundlage der Marxschen Kritik, die Kategorien Wert, Mehrwert und Kapital können als gesellschaftliche Formen aber mit Klassenkategorien nicht hinreichend analysiert werden. Eine

marxistische Analyse, die auf Klassenfragen begrenzt bleibt, stellt eine gravierende soziologische Reduktion der Marxschen Kritik dar“ (Postone 2003, 238). An dieser Stelle kommt Postone der Sache schon näher, wenn er zumindest konstatiert, dass die Klassenanalyse Grundlage der Marxschen Kritik ist. Umgekehrt lässt sich somit aber sagen, dass vor allem die deutschen Wertkritiker den Klassenkampf aus dem Marxschen Wertbegriff ausreduzieren. Kurz und Lohoff sprechen in diesem Kontext von einem wertimmanenten Interessenkampf, den man allerdings eben nicht einfach aufgeben sollte. Von der Einsicht, dass eine starke soziale Kampfsituation den Warencharakter der Arbeit angreift und damit auch die Wirkungsmächtigkeit der Wertvergesellschaftung perforiert, sind sie aber weit entfernt.

Kurz schreibt, ein solcher Marxismus bemerke „gar nicht, daß er mit einer solchen Diktion völlig an einer Kritik der Fundamentalkategorien des Kapitals vorbeizieht“ (Kurz 1989, 11). Und diese Fundamentalkategorie ist für die Wertkritik der Wert an sich und nichts weiter. Die Begriffe Mehrwert, Klasse und Subjekt spielen in dieser verschrobenen und sterilen Metrik keine Rolle mehr. Damit wird aus dem Wert faktisch genau das, was Robert Kurz den Poststrukturalisten und ihren Konzeptionen Macht (Foucault) und Text (Derrida) vorwirft, nämlich der Entwurf einer „Äthertheorie“ (Kurz 2002, 92). Dies, obwohl die Konzeption der Macht bei Foucault streng genommen ein Prinzip der Wechselwirkung darstellt.³ Die praxislose Verödung des Wertbegriffs der Wertkritiker durch das Herausziehen der Ausbeutung und des sozialen Antagonismus, der durch die Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaft mit dem Wertbegriff unhintergebar ver-

3 Foucault konzipiert seinen Machtbegriff folgendermaßen: „Die Macht wird nicht besessen, sie wirkt in der ganzen Dicke und auf der ganzen Oberfläche des sozialen Feldes gemäß einem System von Relais, Konnektionen, Transmissionen, Distributionen etc.“ (Foucault 1976, 114).

schränkt ist, gibt dem Wert somit aber eher den Charakter einer unüberwindbaren Struktur beziehungsweise einer unangreifbaren Austauschwechselwirkung und somit in dieser Hinsicht den Charakter eines nichtaufhebbaren, alles durchdringenden „Äthers“. Auch hier drückt sich Postone wieder vorsichtiger aus als die deutschen Wertkritiker; so schreibt Postone: „Im Kapitalismus [sind] Ausbeutung und Herrschaft integrale Momente warenförmiger Arbeit“ (Postone 2003, 249). D.h., dass Postone sicherlich einen Wertbegriff konzipiert, in dem Ausbeutung und damit Klassenherrschaft drinstecken, das daraus resultierende Krisenmoment wird jedoch auch von Postone negiert. Die Widerständigkeit der Subjekte, im konkreten Falle hier der ArbeiterInnen, wird auch von Postone als prinzipiell systemimmanent abgetan bzw. überhaupt nicht thematisiert.

So nimmermüde die Wertkritik die historisch-spezifische, d.h. nicht ontologische Formbestimmtheit des Werts herausstellt, in ihrem theoretischen Gesamtentwurf ist kein Moment impliziert, das die Wertvergesellschaftung stoppen könnte, außer das Kapital (das einzige Subjekt, das die Wertkritik noch sieht) verschluckt sich „an sich selber“. Was Wertkritik nicht leistet und somit auch gar nicht leisten kann: in den Krisenmomenten des Systems die Bewegungen der Klasse, und nicht nur der Klasse, sondern der Subjekte im Allgemeinen (Multitude) sichtbar zu machen. Auch bei Postone ist in dieser Hinsicht Ähnliches zu lesen; seine Interpretation des Marxschen Denkens verwirft die Vorstellung, das Proletariat repräsentiere ein soziales Gegenprinzip zum Kapitalismus. Seiner Ansicht nach ist die proletarische Arbeit Grundlage des Kapitals und „kann somit nicht zugleich die Basis der möglichen Negation der kapitalistischen Gesellschaftsformation sein“ (Postone 2003, 72). Dem kann man mit Karl Reitter entgegen:

„Die zumeist recht plakativ formulierte These von der Bedeutungslosigkeit des Klassenkampfes in wertkritischen Kreisen, beruht letztlich auf der monistischen Einebnung der Entge-

gensetzungen, der Zerrissenheit, der Disharmonie der kapitalistischen Gesellschaft. Die Fremdheit von Kapital und lebendiger Arbeit wird wegtheoretisiert. Es ist letztlich der mit sich selbst identische abstrakte Wert, in dem alles verschwindet. Die soziale Wirklichkeit entpuppt sich als Variation des Immergleichen. Der Wert ist überall, alles ist der Wert. Die Schranke der Kapitalakkumulation finde ihre Grenze nur in sich selbst. Der Wert stürzt sich letztlich selbst in die Krise“ (Reitter 2006, 26).

In ähnlicher Richtung äußert sich Alexander Gallas in seinem Artikel *Subjektivität = Fetischismus?*:

168

„Der Monismus der Wertkritiker untergräbt somit unfreiwillig Strategien antikapitalistischer Politik und bestätigt fatalistische Einstellungs- und Verhaltensmuster. Konsequenz zu Ende gedacht negiert er die Existenz von Veränderungspotenzialen. Kapitalismuskritik wird damit so sinnvoll wie Kritik an schlechtem Wetter. Sie sinkt zu einem elitären Hobby einer Handvoll Intellektueller herab, die meinen, sich über die große Mehrheit der Bevölkerung erheben zu können, indem sie diese als verblendet abkanzeln – und das, ohne in der Lage zu sein, die angebliche Überlegenheit des eigenen Standpunkt[s] konsistent [zu] begründen. Diese Konsequenz zeigt sich auch an der Auseinandersetzung der Wertkritiker mit dem Klassenkampf. Der positive Bezug auf ihn wird als traditionsmarxistisches Fröhen des Fetischismus abqualifiziert; die ‚Vereinigung [...] der Arbeiterbewegung mit der marxistischen Theorie‘ (Althusser 1973, 78) wird konsequent abgelehnt (vgl. Postone 2000; Lohoff 1998)“ (Gallas 2006, 319).

In diesem Sinne ist für Joachim Bruhn vom ISF die Sache klar: der Kapitalismus „wird scheitern, aber an sich selbst, an seiner inneren, an seiner logischen wie historischen Unmöglichkeit“ (Bruhn 1995, 9). Dann bräuchte man ja in der Zwischenzeit nur noch weiterar-

beiten und abwarten, bis das Kapitalverhältnis irgendwie von sich aus verdampft. Revolution als (intellektuelles) Pfingsterlebnis.

Um diesen „revolutionären“ Attentismus zu legitimieren, wird die im Prinzip strukturalistische Darstellung des Werts herangezogen, wie Marx sie im Fetischkapitel (MEW 23, 85-98) erläutert. Aus ihm heraus wird die vermeintliche Oberflächlichkeit des Klassenverhältnisses abgeleitet und zu begründen versucht. Dies wird, wie eingangs bereits erwähnt, in nimmer müde werdender Emsigkeit von Artikel zu Artikel (Bsp. Editorial – Marxistische Kritik 1988, 6; Stahlmann 1988, 38-39; Kurz 1989, 13) erklärt und ausgewalzt.

Dies kommt im Endeffekt einer Fetischisierung des Fetischkapitels bei Marx gleich. Der Begriff des Wertes als gesellschaftlicher Vermittlungszusammenhang wird hypostasiert, der Begriff des Wertes als analytische Kategorie, die Ausbeutung sichtbar machen kann und will (nicht umsonst nimmt sich Marx einige Kapitel im *Kapital* Raum, um den Wert der Arbeit dahingehend zu definieren), wird auf der Rückseite dessen fallengelassen. Und mit der Ausbeutung werden dann die Klassen praktisch fallengelassen. An Stelle der Subjekte, welche die Geschichte machen, wird der Kapitalismus als automatisches Subjekt gesetzt (vgl. Kurz 1990, 105; Lohoff 1990, 136, 147; Exit 2007, 3; ISF 2000, 20). Auch wenn es der *Krisis*-Gruppe und den Wertkritikern im Allgemeinen sicherlich um die Überwindung des Kapitalismus geht, die Theorie, die sie dazu entfalten, ist eine *Theorie des Kapitals*.

169

Arbeit und Wert als historisch spezifische Kategorien im Kontext des Fetischzusammenhangs

„Wenn sich das Problem der Lohnarbeit historisch noch nicht erledigt hat; wenn die Gesellschaft zu einer kommunistischen nur dann umgewälzt wird, wenn ihre Produktionsweise umgewälzt wird; wenn der Kommunismus erst dann in Aussicht steht, wenn die Gesellschaft selbst darüber bestimmt, was, wann, wie und warum produziert wird und

nicht nur verteilt, dann ist diese Umwälzung nicht an den Produzenten vorbei, neben ihnen her, oder über ihre Köpfe hinweg zu machen. Dann stellt sich an dieser Stelle m.E. theoretisch und praktisch nach wie vor die alte Frage (die hier auch keiner gerne hört), die Frage nach der Klasse und dem Proletariat“ (Nadja Rakowitz auf dem Kommunismus-Kongress in Frankfurt am Main, Herbst 2003).

170 Nach Postone ist „der Kapitalismus [...] als eine historisch spezifische Form gesellschaftlicher Interdependenz zu begreifen, die durch ihre unpersönliche und augenfällige Objektivität gekennzeichnet ist“ (Postone 2003, 22). In seinem 600 Seiten umfassenden Werk *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft* findet sich immer wieder die Figur des „automatischen Subjekts“ plus Argumentationslinien, die sich auf das Fetischkapitel zurückführen lassen, in all seinen Facetten. Er spricht von der kapitalistischen Gesellschaft als einer Gesellschaft, „die ihre Struktur einer geschichtlich einmaligen Form gesellschaftlicher Vermittlung verdankt. Diese Vermittlung, obwohl gesellschaftlich konstituiert, ist von abstrakter, unpersönlicher und quasi-objektiver Natur. Ihre Form wird durch eine geschichtlich bestimmte gesellschaftliche Praxis (Arbeit im Kapitalismus) strukturiert und diese bestimmt ihrerseits die Handlungen, Weltanschauungen und Verhaltensdispositionen der Menschen“ (Postone 2003, 24). In diesem Kontext spricht Postone von einer automatischen Steuerung der Gesellschaft, von Automatismus des modernen Lebens und abstrakter Herrschaft im Kapitalismus (vgl. Postone 2003, 359-360). Die Ausgangsbestimmung des Kapitals sei nach Marx „die des sich selbst verwertenden Werts, der sich selbst bewegenden Substanz, die Subjekt ist“ (Postone 2003, 405).

Marx erläutert im Fetischkapitel, dass die Waren „sinnlich übersinnliche oder gesellschaftliche Dinge“ (MEW 23, 86) sind. Marx führt weiterhin aus, dass die politische Ökonomie, „wenn auch unvollkommen, Wert und Wertgröße analysiert und den in

diesen Formen versteckten Inhalt entdeckt [hat]. Sie hat niemals [aber] auch nur die Frage gestellt, warum dieser Inhalt jene Form annimmt, warum sich also die Arbeit im Wert und das Maß der Arbeit durch ihre Zeitdauer in der Wertgröße des Arbeitsprodukts darstellt?“ (MEW 23, 94 f.). Hier macht Marx deutlich, dass Ware und Wert seiner Auffassung nach historisch-spezifische, gesellschaftliche und keine ontologischen Begriffe darstellen. Überhistorisch ist lediglich die konkrete Arbeit. Postone betont, dass die „Marxsche Bestimmung des Doppelcharakters der Arbeit im Kapitalismus als konkreter und abstrakter entscheidend ist. Sie ist mit einem Satz von Marx, ‚das ganze Geheimnis der Kritik‘“ (Postone 2003, 100).

Marx macht des Weiteren deutlich, dass Waren und somit auch Wert den Raum der bürgerlich-kapitalistischen Welt strukturieren bzw. bilden und dass dies nach Marx' Auffassung in vor-kapitalistischen Zeiten nicht der Fall war. Das wird an folgender Passage aus dem Fetischkapitel deutlich:

171

„Versetzen wir uns nun [...] in das finstre europäische Mittelalter. Statt des unabhängigen Mannes finden wir hier jedermann abhängig – Leibeigene und Grundherrschaft, Vasallen und Lehnsgewer, Laien und Pfaffen. Persönliche Abhängigkeit charakterisiert ebenso sehr die gesellschaftlichen Verhältnisse der materiellen Produktion als die auf ihr aufgebauten Lebenssphären. Aber eben weil persönliche Abhängigkeitsverhältnisse die gegebene gesellschaftliche Grundlage bilden, brauchen Arbeiten und Produkte nicht eine von ihrer Realität verschiedene phantastische Gestalt anzunehmen. Sie gehen als Naturaldienste und Naturalleistungen in das gesellschaftliche Getriebe ein. Die Naturalform der Arbeit, ihre Besonderheit, und nicht, wie auf Grundlage der Warenproduktion, ihre Allgemeinheit, ist hier ihre unmittelbar gesellschaftliche Form. Die Fronarbeit ist ebensogut durch die Zeit gemessen wie die Waren produzierende Arbeit, aber jeder Leibeigene weiß, daß es ein bestimmtes Quantum seiner persönlichen

Arbeitskraft ist, die er im Dienst seines Herrn verausgabt. Der dem Pfaffen zu leistende Zehnten ist klarer als der Segen des Pfaffen. Wie man daher immer die Charaktermasken beurteilen mag, worin sich die Menschen hier gegenüber treten, die gesellschaftlichen Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten erscheinen jedenfalls als ihre eignen persönlichen Verhältnisse und sind nicht verkleidet in gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen, der Arbeitsprodukte“ (MEW 23, 91 f.).

172 Marx macht hier also deutlich, dass Arbeiten und Produkte in vor-kapitalistischer Zeit nicht die phantastische Gestalt oder Form der Ware annehmen, wie dies im Kapitalismus der Fall ist. Er will sagen, dass sich durch das Durchsetzen der kapitalistischen Gesellschaft eine neue gesellschaftliche Raumstruktur entwickelt. Die Warenförmigkeit der Dinge ist gleichbedeutend sozusagen mit neuen gesellschaftlichen Verhältnissen. Es existiert ein neuer gesellschaftlicher Raum mit warenförmig/kapitalistischer Metrik, der sich grundlegend unterscheidet von der Struktur des gesellschaftlichen Raums im Feudalismus. Wert- und Warenaustausch sind quasi die Wechselwirkung, die den Raum der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft konstituieren, so wie die elektromagnetische Wechselwirkung⁴ (Licht) den natürlichen Raum konstituiert. Waren, die den Wert „transportieren“, sind praktisch die Quanten des bürgerlich-kapitalistischen Raumes bzw. Feldes (Physiker nennen diesen Zusammenhang aus der Quantenfeldtheorie „Feldquantisierung“). Der Ausdruck „gesellschaftliche Vermittlung“ oder „Praxisformen“ bei Postone lässt sich im Prinzip auf den Begriff der Wechselwirkung reduzieren. Anders als der natürliche Raum lässt sich der gesellschaftliche Raum aber destruieren, gerade weil Wert und Ware als den gesellschaftlichen Raum konstituierende Elemente untrennbar mit Ausbeutung und Klassenantagonismus verschränkt sind. Anders könnte man formulieren, dass, wer *Wert* sagt, auch

4 Neben anderen Wechselwirkungsformen.

Ausbeutung und *Klasse* sagen muss. Dieser Aspekt ist aber bei Postone nicht nur nicht belichtet, er wird sogar negiert. Es wird einfach nur der Schluss gezogen, dass der Kapitalismus als System der Arbeit historisch spezifisch ist und das damit im Prinzip nicht für alle Zeiten das System der Arbeit und des Werts bestehen muss. Postone geht von einem Begriff der abstrakten Herrschaft aus. „In seinem Mittelpunkt steht die Beherrschung von Menschen durch abstrakte, quasi-unabhängige Strukturen gesellschaftlicher Verhältnisse, die durch die warenförmig bestimmte Arbeit vermittelt sind und die Marx in den Kategorien Wert und Kapital zu erfassen [suchte]“ (Postone 2003, 199). Der Informationsgehalt der Aussage, dass die Ware „das den Kapitalismus grundlegend strukturierende Prinzip: die vergegenständlichte Form des Verhältnisses sowohl der Menschen zur Natur als auch zueinander“ (Postone 2003, 240) ist, geht über den Aussagegehalt des Fetischkapitels bei Marx um keinen Millimeter hinaus; nur dass umgekehrt die wertkritische theoretische Gesamtarchitektur die Komplexität des Marxschen Werkes in dieser Hinsicht auf die Aussagen des Fetischkapitels reduziert und damit an dieser Stelle zumindest unterkomplex wird, eben weil die Marxschen Kategorien Mehrwert, Klasse und Ausbeutung in der wertkritischen Marxrezeption in ihrer Bedeutung in einem monistisch-sterilen Wertbegriff eingeebnet werden, wie bereits angedeutet. Die Komplexitätsreduktion, die die Wertkritiker mit ihrer eigentümlichen Rezeption des Fetischismus an der Marxschen Gesamtarchitektur des Wertbegriffs durchführen, hat aber in Bezug auf Klasse und Klassenkampf noch eine weitere Dimension: es ist klar, dass nach Marx das Besondere der kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse darin besteht, dass diese keine persönlichen, sondern sachliche Herrschaftsverhältnisse sind und dass alle Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft dem Fetischismus der gesellschaftlichen Verhältnisse im Kapitalismus unterliegen. Dies ist aber nur die halbe Wahrheit. Sie gilt so noch, wenn die Analyse des Kapitalismus auf die Ebene der Zirkulation im Umfeld des ersten Abschnitts im

Kapital Band 1 beschränkt bleibt – in diesem Sinne sind beide gesellschaftlichen Klassen gleichermaßen vom Fetischismus der warenförmigen Verhältnisse betroffen. Kommen aber im 3. Abschnitt des *Kapital* der Mehrwert und damit die Ausbeutung ins Spiel (was in der kapitalistischen Realität ja überhaupt nicht zu trennen ist), kann man nicht mehr von einer symmetrischen Erfasstheit beider Klassen durch den Fetischismus sprechen. Dies wird offenbar dadurch, dass die eine Klasse gegen die Verhältnisse rebelliert (Proletariat) und die andere Klasse (Bourgeoisie) dies nicht tut (vgl. dazu Reitter 2004, 32). Marx schreibt in diesem Kontext in den „Resultaten des unmittelbaren Produktionsprozesses“: „Insofern steht hier der Arbeiter von vornherein höher als der Kapitalist, als der letztere in jenem Entfremdungsprozeß wurzelt und in ihm seine absolute Befriedigung findet, während der Arbeiter als sein Opfer von vornherein dagegen in einem rebellischen Verhältnis steht und ihn als Knechtungsprozeß empfindet“ (MEGA II 4.1, 65)

Postone räumt ein, dass die „Marxsche Kapitalismusanalyse *auch* eine Kritik an Ausbeutung, gesellschaftlicher Ungleichheit und Klassenherrschaft [ist], doch geht sie darüber *weit hinaus*: sie klärt das innere Gefüge der gesellschaftlichen Verhältnisse der modernen Gesellschaft und die ihnen innewohnende, abstrakte Form gesellschaftlicher Herrschaft – und zwar mittels einer Theorie, die die gesellschaftliche Konstitution dieser Herrschaft auf bestimmte, strukturierte Praxisformen gründet“ (Postone 2003, 26; Herv. J.A.). Auch in dieser Aussage steckt im Prinzip nicht mehr Information, als Marx im Fetischkapitel transportiert. Hier manifestiert sich meines Erachtens die Einstellung, dass das Fetischkapitel, weil zugegebenermaßen vom intellektuellen Anspruch her komplizierter zu durchdringen, quasi eine höhere Einsicht darstellt bzw. die höhere Weihe der Marxschen Lehre ist. Die um nichts weniger bedeutende Analyse der Ausbeutung und Klassenherrschaft wird in ihrer Bedeutung als geringer eingestuft. Es drängt sich einem der dringende Verdacht auf, dass der komplizierter zu durchdringende

Sachverhalt (in diesem Fall der Inhalt des Fetischkapitels) aus genau diesem Grund, was dessen kritische Kraft anbelangt, automatisch höher eingestuft wird.

Dem würde ich entgegenhalten, dass die Kategorien Ausbeutung und Klassenherrschaft sowie Fetischcharakter der Ware und des Werts gleichrangige und miteinander verschränkte Kategorien darstellen. Ähnlich wie bei den deutschen Wertkritikern drängt sich auch bei Postone der Verdacht auf, dass die komplizierter zu verstehenden Marxschen Argumente auch in der eigenen Rezeption erst später durchdrungen wurden und nun in ihrer Wichtigkeit höher eingestuft werden als die einfach zu verstehenden Kategorien wie Klasse und Ausbeutung. Die auch bei Postone in tausend Varianten immer wiederkehrenden Formulierungen, die gegenüber dem Inhalt des Fetischkapitels bei Marx keine weitergehende Informationen enthalten, legen diesen Verdacht nahe.

175

Es wurde versucht, einen der Realität des Kapitalismus entsprechenden kritischen Wertbegriff zu konzipieren, der einerseits Ausbeutung und Werttransfer sichtbar machen kann und gleichzeitig auch die gesellschaftliche Strukturen bildende Eigenschaft des Werts mitefasst. Wenngleich der Wert der Waren über die menschliche Arbeitszeit, die darin verausgabt ist, exakt in positivistisch-naturwissenschaftlichem Sinne nicht messbar, nicht quantifizierbar ist, verwendet Marx doch einige Kapitel im *Kapital* darauf, den Wert von Waren in diesem Sinne zu definieren. In den Begriffen des variablen Kapitals und des Mehrwerts findet die Überlegenheit der Marxschen Kritik gegenüber der bürgerlichen Ökonomie ihren Ausgangspunkt. In diesem Sinne ist die Kategorie des Wertes *die* Kategorie, *mit* der die bürgerliche Ökonomie kritisiert wird. Neben der Tatsache der Raumkonstitution durch den Wert wird dadurch Wertraub bzw. Ausbeutung sichtbar und begreifbar. Wichtiger noch als die Gewissheit, dass Wert- und Warenaustausch den Raum der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft strukturieren, ist die Tatsache, dass durch den damit faktisch verschränkten Wertraub

(Ausbeutung) und durch die so bedingte Akkumulation des Kapitals Herrschaft konstituiert wird. Diese Verschränktheit der Marx-schen Kategorien, wie sie sich auch in der Darstellung der „Kritik der politischen Ökonomie“ in ihrer Gesamtheit feststellen lassen, muss theoretisch sichtbar bleiben.

Literatur

176

- Althusser, Louis (1973): Die Bedingungen der wissenschaftlichen Entdeckung von Marx. Über die neue Definition der Philosophie. In: Arenz, Horst/Bischoff, Joachim/Jaeggi, Urs (Hg.): Was ist revolutionärer Marxismus? Kontroverse über Grundfragen marxistischer Theorie zwischen Louis Althusser und John Lewis. Westberlin, S. 77-88, zitiert nach Gallas 2006
- Behre, Jürgen/Rakowitz, Nadja (2001): Automatisches Subjekt? Vortrag zur Roten Ruhr Uni 15.11.2001. <http://www.isf-freiburg.org/isf/beitraege/behre.rakowitz-autosub.html> (Seite besucht am 5.3.2004)
- Birkner, Martin/Foltin, Robert (2006): (Post-)Operatismus. Schmetterling Verlag, Stuttgart
- Bonefeld, Werner (2004): The downward spiral. In: Wildcat 68 (2004), S. 11
- Bruhn, Joachim (1995): Karl Marx und der Materialismus. (Vortrag Jour Fixe 17.10.1995 und Rosa Luxemburg Gesellschaft Mannheim 15.12.1995.) <http://www.isf-freiburg.org/isf/beitraege/bruhn-marx.materialismus.html> S. 9 (Seite besucht am 5.3.2004)
- Bruhn, Joachim (2004): Derivatenhändler der Kritik. Robert Kurz und das Deutschtum des Marxismus. (Zuerst erschienen in Bahamas.) <http://www.isf-freiburg.org/isf/beitraege/bruhn-kritik.kurz.html> (Seite besucht am 5.3.2004)
- Conert, Hansgeorg (2002): Vom Handelskapital zur Globalisierung. 2. Aufl. Westfälisches Dampfboot, Münster
- Editorial – Marxistische Kritik 5 (1988). Verlag Marxistische Kritik, Erlangen
- Exit (2007): Kapitalismuskritik für das 21. Jahrhundert – Mit Marx über Marx hinaus: Das theoretische Projekt der Gruppe „EXIT!“. <http://www.exit-online.org/druck.php?table=selbstdarstellung&posnr=7> (Seite besucht am 01.06.2007)
- Fetscher, Iring (1973): Der Marxismus. Seine Geschichte in Dokumenten. 2. Auflage. R. Piper & Co. Verlag, München
- Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Merve Verlag, Berlin

- Gallas, Alexander (2006): Subjektivität = Fetischismus? Die wertkritische Marxrezeption auf dem Prüfstand. In: Hoff, Jan et al. (Hg.): Das Kapital neu lesen. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2004): Multitude. Campus Verlag, Frankfurt am Main – New York
- Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Schmetterling Verlag, Stuttgart
- Höner, Christian (2004): Die Realität des automatischen Subjekts. In: Exit! 1. Horlemann Verlag, Bad Honnef
- Horkheimer, Max (1988): Traditionelle und kritische Theorie. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Band 4. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, S. 162-225
- Initiative Sozialistisches Forum (2000): Der Theoretiker ist der Wert. ça ira-Verlag, Freiburg
- Korsch, Karl (1966): Marxismus und Philosophie. In: Grünbergs Archiv (1923), 1930 (Buchausgabe), nunmehr Frankfurt am Main 1966 (ed. Gerlach)
- Krisis (1999). Gruppe Krisis: Manifest gegen die Arbeit. Eigenverlag, Erlangen
- Kurz, Robert (1989): Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff. In: Marxistische Kritik 6. Verlag Marxistische Kritik, Erlangen
- Kurz, Robert (1990): Aschermittwoch des Marxismus. In: Krisis 8/9. Krisis Verlag, Erlangen
- Kurz, Robert (1995): Die Himmelfahrt des Geldes. In: Krisis 16/17. Horlemann Verlag, Bad Honnef
- Kurz, Robert (1996): Die letzten Gefechte. In: Krisis 18. Horlemann Verlag, Bad Honnef
- Kurz, Robert (2002): Blutige Vernunft. In: Krisis 25. Horlemann Verlag, Bad Honnef
- Kurz, Robert (2005): Die Substanz des Kapitals – zweiter Teil. In: Exit 2. Horlemann-Verlag, Bad Honnef
- Kurz, Robert (2007): Grau ist des Lebens goldner Baum und grün die Theorie. In: Exit 4. Horlemann Verlag, Bad Honnef
- Kurz, Robert/Lohoff, Ernst (1989): Der Klassenkampf-Fetisch. In: Marxistische Kritik 7. Verlag Marxistische Kritik, Erlangen
- Lohoff, Ernst (1996): Determinismus und Emanzipation. In: Krisis 18. Horlemann Verlag, Bad Honnef
- Lohoff, Ernst (1998) Ernst Lohoff, Robert Kurz, Interview in der Zeitschrift Marburg-Virus (1998). http://www.balzix.de/interview_was_ist_wertkritik_1998.html (Seite besucht am 23.03.2007)

- Mattick, Paul (1971): Marx und Keynes. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main
- Nowak, Jörg (2000): Automatische Autonomie? In: Das Argument 235
- Postone, Moishe (2000): Welchen Wert hat die Arbeit. Manuskript eines Vortrags vom 18.07.2000 in Berlin, zitiert nach Gallas 2006
- Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. *ça ira* Verlag, Freiburg
- Reitter, Karl (2002): Der Begriff der abstrakten Arbeit. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie & Debatte 1. Wien
- Reitter, Karl (2004): Ein Popanz steht Kopf. Zu Postones Buch: „Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft“. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie & Debatte 10. Wien
- Reitter, Karl (2004): Kapitalismus ohne Klassenkampf? Zu Michael Heinrich: „Kritik der politischen Ökonomie“. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie & Debatte 11. Wien
- Reitter, Karl (2006): Das Kapital wieder lesen, eine Alternative zur Wertkritik. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie & Debatte 17. Wien
- Rinaudo, Paola (1988): Die große Fabrik: Fiat Turin, Eine Fallstudie. In: Arbeiter/innenmacht gegen die Arbeit – Eine Autonomie Anthologie. Hrsg. Coup d'Etat. Freiburg i. Br.
- Silver, Beverly J. (2005): Forces of Labor. Assoziation A, Berlin – Hamburg
- Stahlmann, Johanna W. (1988): Der unsichtbare Sozialismus. In: Marxistische Kritik 5. Verlag Marxistische Kritik, Erlangen
- Tomazky, Nuno (1989) (= Norbert Trenkle): Militanter Empirismus und IWF-Kampagne. In: Marxistische Kritik 6. Verlag Marxistische Kritik, Erlangen
- Trenkle, Norbert (2006): Kampf ohne Klassen. In: Krisis 30. Unrast Verlag, Münster
- Tronti, Mario (1965): Marx, Arbeitskraft, Arbeiterklasse – Erste Thesen. In: Thekla 9. Sisina Verlag, Berlin
- Tronti, Mario (1974): Arbeiter und Kapital. Verlag Neue Kritik, Frankfurt
- Wildcat (2004c): Operaismus: Vom Schimpfwort zum Hype zum toten Hund? In: Wildcat 70

Die ideologische Lesart der Neuen Marx-Lektüre als Totengräber radikaler Kritik

Mit der Neuen Marx-Lektüre entstand über den Weg von Georg Lukács' Hauptwerk *Geschichte und Klassenbewußtsein* über die Kritische Theorie der Frankfurter Schule eine neue Art, Marx zu lesen, nämlich nicht mehr als Theorie des Klassenkampfes, sondern als Kritik der gesellschaftlichen Verkehrung; eines fetischisierten, verdinglichten Gesellschaftszusammenhangs, der die Menschen zum bloßen Objekt des sich verwertenden Werts, des Kapitals als „automatischem Subjekt“ degradierte. Mit der Abstandnahme von Klassen und ihren Kämpfen bleibt kapitalistische Herrschaft jedoch unverstanden und erfolgt zugleich eine von der Neuen Marx-Lektüre sogar ausdrücklich gewollte Verabschiedung vom praktischen Anspruch der Kritik. Der Ausdruck Neue Marx-Lektüre ist ein von Hans-Georg Backhaus (2006) geprägter Begriff für einen bestimmten Rezeptionsstrang des Marxschen Werks. Backhaus und sein Kollege Helmut Reichelt, die beide bei Adorno studierten, sind ab den 1960ern als die ersten Protagonisten dieser Neuen Marx-Lektüre im engeren Sinne zu zählen, als deren Vorläufer neben den sowjetischen Theoretikern Isaak Rubin und Eugen Paschukanis vor allem Georg Lukács, Karl Korsch und die Kritische Theorie Horkheimer/Adornos zu sehen sind; weitere wichtige Beiträge lieferten Roman Rosdolsky und Walter Euchner/Alfred Schmidt.

Die Neue Marx-Lektüre sieht sich als bestimmte Strömung in der Tradition des westlichen Marxismus in Opposition zum Marxismus-Leninismus und westlich-sozialdemokratischen Marxis-

mus. Der Anspruch auf wissenschaftliche Marx-Aneignung, der mit einem bewussten Abstandnehmen von der politischen Dimension verbunden wurde, stand im Vordergrund, dementsprechend war der akademische Raum das Zentrum der marxistischen Theoriebildung. Primär ging es um eine Rekonstruktion des Marxschen Werks und darin vor allem der Wertformanalyse zu Beginn des ersten Bandes des *Kapital* (Elbe 2012). In diesem Zusammenhang erfolgte auch eine Abkehr von arbeiterbewegungsorientierten bzw. „arbeitsontologischen“ (oder generell von) revolutionstheoretischen Deutungen der *Kritik der politischen Ökonomie* (Elbe 2006, 61), die hier von hervorgehobener Bedeutung ist. Es wurde die „Krise der Revolutionstheorie“ ausgerufen und der „Klassenbegriff als formanalytisches Konzept ohne originäre systemtranszendierende Elemente“ (Elbe 2010, 597) gefasst. Das Klassenverhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital sei „konstitutives Element der Re-/Konstitution [sic] des Zusammenhangs moderner Reichtumsformen“ (ebd.). Die „prinzipielle Exterritorialität des Proletariats im Denken der klassischen Arbeiterbewegung wird dabei als zeitbedingter Effekt, als kontingentes Phänomen der Frühphase kapitalistischer Entwicklung entziffert“ (ebd.). Herausgestellt wird der „Charakter der Marxschen Theorie als Formanalyse des gesellschaftlichen Reichtums und Fetischtheorie des Bewusstseins“, der erklären soll, „warum auch die Arbeiterklasse die kapitalistische Form als gesellschaftliche Natureigenschaft akzeptiert“ (ebd., 598). „Der perfide Charakter der kapitalistischen Formen besteht demnach gerade darin, ‚den Individuen *in fetischisierter und verdinglichter Weise* gegenüberstehende Verobjektivierungen ihres gesellschaftlichen Zusammenhangs‘ darzustellen“ (ebd.). Die Marxsche *Kritik der politischen Ökonomie* wird in der Lesart der Neuen Marx-Lektüre als „theoretische Instanz einer über Analyse und Kritik vermittelten Arbeit an der Befreiung vom Automatismus einer *irrationalen Vergesellschaftungsweise*“ (Elbe 2006, 63; Hervorh. d.V.) gedeutet. Damit verbunden ist eine vehemente Abkehr von der

klassenkämpferischen Seite des Marxschen Opus, von der seitens Frank Engster behauptet wird, „dass sie nur einen Teil ausmacht und in der logisch-kategorial gehaltenen Entwicklung des Kapital keine entscheidende Rolle spielt“ (Engster 2012, 39). Die Leerstelle, die der Klassenkampf hinterlässt, wird von der Neuen Marx-Lektüre durch den Fetischismus gefüllt. Marx zeige, „wie die warenförmige Alltagspraxis systematisch und spontan spezifische Evidenzen erzeugt, die den tatsächlichen Charakter dieser Praxis verbergen und den Weltdeutungen der Subjekte als selbstverständliches, unmittelbares Material dienen“ (Elbe 2010, 470). Elbe postuliert einen strikten epistemologischen Bruch zwischen Wissenschafts- und Alltagskenntnis: „Auch der den Fetisch als solchen Erkennende kann sich im Rahmen seiner *empirischen Alltagswahrnehmung* den Evidenzen der kapitalistischen Produktionsweise nicht entziehen, weil diese durch seine *bloße* Erkenntnis nicht verschwinden und in der Relation von gesellschaftlichen Dingen, die er stets gezwungen ist, herzustellen, gründen. Ort der Auflösung ist ausschließlich der vom *Kapital* eröffnete wissenschaftliche Diskurs, nicht der Alltag“ (ebd.). Entsprechend wird das *Kapital* auch als „Formtheorie des Bewusstseins“ gedeutet, die die „herrschaftskonformen Denksysteme wesentlich als Systematisierung des gegenständig induzierten praktischen Alltagsverstands der Akteure“ erkläre und dabei eine „klassenunspezifische Wirkungsweise der Mystifikationen“ annehme (ebd., 505). Damit gerate die „Reproduktion systemkonformer Denk- und Verhaltensmuster zur regulären Diagnose der Ökonomiekritik“ (ebd.). Dies kommt der Vorstellung eines Verblendungszusammenhangs, wie wir sie bei Adorno vorfinden, sehr nahe.

Der Klassenbegriff wird im Gegensatz zur Wertkritik zwar nicht als abgeleitete Kategorie verstanden. So setze die Existenzweise des Werts die Klassenspaltung voraus (Elbe 2010, 518). Das Klassenverhältnis fasst Elbe als Strukturbegriff, der auf der Möglichkeit der universalisierten Warenform beruhe. Der Klassen-

kampf sei, darauf aufbauend, ein strukturdeterminierter Handlungsbegriff, der aus der Warenförmigkeit der Produktionsbeziehungen resultiere (ebd., 528). Hieraus ergebe sich kapitallogisch die „Immanenz des Klassenkonflikts“ (ebd., 520).

182 Wie wird aber dann Herrschaft gefasst, wenn nicht als Klassenherrschaft? Darüber geben Ingo Elbe und seine beiden Adlaten vom Institut für Sozialtheorie, Sven Ellmers und Jan Eufinger, in einem Sammelband Auskunft, dessen Titel *Anonyme Herrschaft* (2012) bereits die Antwort enthält. In dessen Einleitung schreiben die Herausgeber, der kapitalistische Herrschaftstypus sei nach Marx als „sachliche Abhängigkeit“ zu bezeichnen, dabei wären die Individuen einem „gesellschaftlichen Verhältnis der Sachen untergeordnet“. Als „zentrale Intention“ der Marxschen *Kritik der politischen Ökonomie* machen sie die „Erforschung dieses Systems der Verselbständigung des eigenen gesellschaftlichen Zusammenhangs der Produzenten“ aus (Elbe/Ellmers/Eutlinger 2012, 7). In Folge stellen sie klar, dass sie die Produktionsverhältnisse für „keine bloß sachlich verschleierte interpersonalen Verhältnisse“ halten, sondern für die „Unterordnung [...] aller Akteure unter den Akkumulationsimperativ“ (ebd., 8). Die Schlussfolgerung daraus lautet: „Wer sich mit diesem System der Reichtumsproduktion kritisch auseinandersetzen will, muss also die Realität der Herrschaft von Strukturen über alle Akteure der bürgerlichen Gesellschaft berücksichtigen“ (ebd.).

Werfen wir einen Blick auf einen anderen Vertreter der Neuen Marx-Lektüre, der augenscheinlich einen großen Einfluss auf die gegenwärtige Marx-Rezeption nimmt: Michael Heinrich. Dessen erstmals 1991 publizierte 400-Seiten-Dissertation *Die Wissenschaft vom Wert* befindet sich gegenwärtig bereits in der 6. Auflage. Wichtiger noch aber ist sein Einführungsbuch *Kritik der politischen Ökonomie*, das nunmehr bereits in einer für linke Literatur geradezu außergewöhnlichen 11. Auflage vorliegt und eines der gegenwärtig meistgelesenen Einführungsbücher in das Marx-

sche *Kapital* bzw. die Heinrichsche Lesart sein dürfte. Für Heinrich ist die Kritik der politischen Ökonomie zunächst Kritik an der gesamten Disziplin der Wissenschaft der politischen Ökonomie – ihren Grundkategorien, Fragestellungen und der Ausblendung bestimmter Fragen. Diese nehme nämlich „eine für das Verständnis, wie auch das Selbstverständnis der bürgerlichen Gesellschaft zentrale Rolle ein“ (Heinrich 2008, 69). „Die Kritik dieser Wissenschaft umfasst daher auch wesentliche Seiten der unmittelbaren, für das Alltagsbewusstsein wichtigen spontanen, innerhalb des Fetischismus befangenen Anschauung von dieser Gesellschaft. [...] Indem die Kritik der politischen Ökonomie den Fetischismus entschlüsselt und diese Naturalisierung als gesellschaftlich produzierte nachweist, schafft sie überhaupt erst einen Raum, um eine Alternative zu den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu denken“ (ebd.). Heinrich fasst den Materialismus hier als Forschungsstrategie auf, um die von Marx so bezeichnete „Religion des Alltagslebens“ (MEW 25, 838), die die ökonomischen Fetischisierungen und Mystifikationen beinhaltet, ausgehend von der Analyse der „wirklichen Lebensverhältnisse“ aufzudecken. Dieses Vorgehen sieht er mit Bezug auf Marx als das einzig wissenschaftliche. „Ganz im Gegenteil zu dieser Strategie pflegte ein Großteil der marxistischen Tradition eine Art von Ideologiekritik, welche nicht nur die Religion, sondern auch philosophische, politische oder gesellschaftstheoretische Auffassungen auf den Ausdruck bestimmter Interessen, letztlich auf das ‚cui bono?‘ zurückführte. Damit blieb diese Art von Ideologiekritik der Aufklärung und ihren ‚Priestertrugstheorien‘ verhaftet“ (Heinrich 2008, 66). Heinrich vollzieht hier einen problematischen Schritt: Er macht einen falschen Dualismus zwischen Fetischismuskritik einerseits und manipulativen Priestertrugslehren andererseits auf und gesteht der Sphäre des Ideologischen somit keine eigenständige Existenzform zu.

In seiner Einführung in die *Kritik der politischen Ökonomie* grenzt er sich bereits zu Beginn im Vorwort von einem von ihm so

bezeichneten „traditionellen“ oder „weltanschaulichen“ Marxismus ab (2005, 10)¹ und bezieht sich dezidiert positiv auf die Neue Marx-Lektüre (11, 26), in der er Marx als „Kritiker der über den Wert vermittelten und damit ‚fetischisierten‘ Vergesellschaftung“ (10) charakterisiert. Der Kapitalismus beruht „auf einem systemischen Herrschaftsverhältnis, das Zwänge produziert, denen sowohl die Arbeiter und Arbeiterinnen als auch die Kapitalisten unterworfen sind“ (15). Diese Aussage spitzt er mit seiner These einer „sachlichen Herrschaft“ noch deutlich zu: „In einer Waren produzierenden Gesellschaft stehen (und zwar alle!) tatsächlich unter der Kontrolle der Sachen, die *entscheidenden* Herrschaftsverhältnisse sind keine persönlichen, sondern ‚sachliche‘“ (73; Hervorh. d.Vf.). Hierfür verwendet er auch den Begriff der „Herrschaft des Werts“ (74). Er betont immer wieder, dass „alle Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft“ (185) gleichermaßen dem Fetischismus unterworfen seien. Das spontane Alltagsbewusstsein der Menschen bleibe genauso wie die ökonomische Wissenschaft dem Fetischismus verhaftet, zumal es sich mit Marx gesprochen ja um „objektive Gedankenformen“ handle: „Die Rationalität ihrer Handlungen ist immer schon eine Rationalität *innerhalb des mit der Warenproduktion gesetzten Rahmens*“ (76). Der „weltanschauliche Marxismus“ unterliege dagegen dem Irrtum, „dass es nämlich ein soziales Subjekt gäbe (die Arbeiterklasse), das aufgrund seiner besonderen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft über eine besondere Fähigkeit zum Durchschauen der gesellschaftlichen Verhältnisse verfügen würde“ (76) – wohingegen „[v]on einer privilegierten Erkenntnisposition der Arbeiterklasse [...] keine Rede sein [kann] – allerdings auch nicht davon, dass der Fetischismus prinzipiell undurchdringlich wäre“ (77). Wie der Fetischismus seiner Ansicht nach durchdrungen werden kann und wie er sich dies in der poli-

1 Im folgenden Zusammenhang beziehen sich alleinstehende Seitenzahlen in Klammer auf Heinrich (2005).

tischen Praxis vorstellt, verrät Heinrich allerdings leider nicht. Unspezifisch spricht er davon, dass „der Fetischismus auch kein völlig in sich geschlossener Verblendungszusammenhang [ist], aus dem es kein Entrinnen gibt. Er bildet vielmehr einen strukturierenden Hintergrund, der stets vorhanden ist, sich auf die Einzelnen aber unterschiedlich stark auswirkt und aufgrund von Erfahrungen und Reflexion auch durchbrochen werden kann“ (185). Der „traditionelle Marxismus“ wäre demgegenüber davon ausgegangen, dass die Ausbeutung der ArbeiterInnenklasse offen zu Tage läge und nur die Manipulationen der Herrschenden dies mit Hilfe von Presse, Kirche, Schule etc. verschleierte (180). Heinrich bezieht sich hier auf das *Manifest der Kommunistischen Partei* und *Die Deutsche Ideologie*, die eine solche Sichtweise vermitteln würden, während die im *Kapital* dargestellten Fetischismen und Mystifikationen Verkehrungen seien, die aus der Struktur der bürgerlichen Gesellschaft und den diese Strukturen reproduzierenden Handlungen entspringen.

185

Durch seine einseitige und damit falsche Interpretation schlussfolgert Heinrich, die AkteurInnen folgten „einer Rationalität, die ihnen durch die ökonomischen Verhältnisse selbst *aufgezwungen* ist“ (186; Hervorh. d.V.). Damit nicht genug: „Alle, auch diejenigen, die vom Wirken des Kapitalismus profitieren, sind Teil eines großen Räderwerks. Der Kapitalismus erweist sich als eine anonyme Maschine, die keinen Maschinenmeister kennt, der diese Maschine mit seinem Willen lenkt und den man für die von dieser Maschine angerichteten Zerstörungen verantwortlich machen könnte. Will man diese Zerstörungen beenden, reicht es nicht, die Kapitalisten zu kritisieren, es müssen vielmehr die kapitalistischen Strukturen in ihrer Gesamtheit abgeschafft werden“ (186). Heinrich ist also der Auffassung, dass auch die KapitalistInnen sich nicht „den Zwangsgesetzen des über den Wert vermittelten Zusammenhangs entziehen“ (188) könnten. Im Grunde seien ArbeiterIn wie KapitalistIn der „selbstzweckhafte[n] Bewegung einer

Sache“ untergeordnet, nur sei die Position des Kapitalisten „angenehmer“: „Der Kapitalist *exekutiert* die Logik des Kapitals, die Arbeiter und Arbeiterinnen *erleiden* sie“ (Heinrich 2012, 29).

186 Damit kompatibel ist auch seine Staatsauffassung. Die Neue Marx-Lektüre kritisiert die Vorstellung des Staates als eines Instruments der herrschenden Klasse. Wie schon bei seiner problematischen Auffassung von Ideologie konstruiert Heinrich hier ebenfalls einen simplen dichotomen Schematismus. Wird die Vorstellung eines von der herrschenden Klasse bewusst gelenkten Staats mit Recht kritisiert, so kippt er im Gegenzug im Rahmen seiner Darstellung des „idealen Durchschnitts“ (208, Fn. 69) in die Idee, der Staat verhielte sich „tatsächlich als eine neutrale Instanz“, und „[g]erade vermittels dieser Neutralität sichert der Staat vielmehr die Grundlagen der kapitalistischen Herrschafts- und Ausbeutungsprozesse“ (209). So laufe die Reproduktion des Kapitalverhältnisses „weitgehend ohne *unmittelbaren* staatlichen Zwang“ ab (209), der Staat sichere nur die materiellen Bedingungen der Kapitalakkumulation (210) und die Existenz von funktionsfähigen LohnarbeiterInnen, während er sich gleichzeitig ähnlich neutral wie ein korrekter Schiedsrichter verhalte, so dass die Begünstigung von bestimmten Einzelkapitalen nicht der Regelfall, sondern die Ausnahme sei (211), da die ökonomisch herrschende Klasse selbst aus konkurrierenden KapitalistInnen mit unterschiedlichen und teilweise gegenläufigen Interessen bestehe (213).

Heinrichs Interpretation des Marxschen Fetischismus und sein Verständnis von Klassen und Klassenkampf sind eng miteinander verknüpft. Denn die „politische Relevanz des Fetischismus“ bestehe darin, dass dadurch der Kapitalismus als ein „alternativloses Unternehmen“ erscheine, „in dem Kapital und Arbeit ihre ‚natürlichen‘ Rollen einnehmen. Die Erfahrungen von Ungleichheit, Ausbeutung und Unterdrückung führen daher nicht zwangsläufig zur Kritik am Kapitalismus, sondern eher zur Kritik an Zuständen innerhalb des Kapitalismus: ‚Übertriebene‘ Ansprüche oder eine

„ungerechte“ Verteilung werden kritisiert, aber nicht die kapitalistische Grundlage dieser Verteilung. Arbeit und Kapital erscheinen als die gleichermaßen notwendigen und daher auch gleichermaßen zu berücksichtigenden Träger der Produktion des gesellschaftlichen Reichtums“ (218). Folgerichtig sind für Heinrich Klassenkämpfe „zunächst einmal Kämpfe innerhalb des Kapitalismus: das Proletariat kämpft um seine Existenzbedingungen als Proletariat“ (197). Dies deshalb, da das spontane Alltagsbewusstsein bekanntermaßen in den fetischisierten Denk- und Wahrnehmungsformen feststecke und daher die ökonomischen Forderungen „meistens innerhalb des von der trinitarischen Formel abgesteckten Rahmens“ (197) verblieben. Für Heinrich sind Klassenkämpfe nichts weiter als „die normale Bewegungsform der Auseinandersetzung von Bourgeoisie und Proletariat“ (197), sie drehen sich um den Wert der Ware Arbeitskraft, die Länge der Arbeitszeit und die jeweiligen Bedingungen des Produktionsprozesses. Es gebe allerdings keine notwendige oder auch nur naheliegende Entwicklung, die von einer proletarischen Klassenlage über die Heranbildung von Klassenbewusstsein zu einer Revolution führe (198). „Ganz im Gegenteil dazu liefert ‚das Kapital‘ doch die Elemente, um zu verstehen, warum revolutionäre Entwicklungen so selten sind, warum die ‚Empörung‘ [...] nicht gleich zum Kampf gegen den Kapitalismus führt“ (200). In der Tat: eine verheerende Perspektive.

187

Marxismus als objektivistische Strukturtheorie

Die Neue Marx-Lektüre teilt eine Marx-Lesart, die die essenzielle Stellung der Kategorie Klasse und des Klassenkampfs durch den Fetischismus und den Wert als „automatisches Subjekt“ substituiert. Nicht das konfliktgeladene Handeln der Menschen steht im Vordergrund, sondern die übermächtig erscheinenden Strukturen der kapitalistischen Ökonomie, hinter denen jenes zu verschwinden scheint. Wir haben es mit einer wesentlich objektivistischen und strukturalistischen Theoriekonzeption zu tun: Die

ökonomische Kernstruktur wird vorausgesetzt, organisiert den Prozess und Modus der gesellschaftlichen Veränderung, wohingegen soziale Kämpfe keinen Einfluss auf diese Kernstruktur ausüben. Damit aber scheint, wie Alex Demirović (2010, 162) bemerkt, die Analyse der Warenform bereits ausreichend für das Verständnis des Gesamtprozesses des Kapitals. „Die Rede von der Struktur ist eine Abkürzung für den komplexen Sachverhalt, dass das Handeln der Einzelnen, das sich zu einem kollektiven Muster aggregiert, füreinander zur Determinante wird“ (ebd., 168). Demirović weist darauf hin, dass hinsichtlich des in der Soziologie so zentralen Gegensatzpaares Struktur bzw. System und Handlung bzw. Interaktion nie die Frage gestellt wird, warum dieser Widerspruch zwischen Struktur-/Systemtheorie und Handlungstheorie überhaupt existiert. Im Gegensatz zum soziologischen Mainstream, der diesen Widerspruch als „eine Art gesellschaftliches Naturgesetz“ begreift, sei es „ein spezifischer, die kapitalistische Vergesellschaftung selbst kennzeichnender Antagonismus [...], der sich nicht durch bessere Theorie, sondern allein durch die Transformation der Verhältnisse selbst überwinden lässt“ (ebd., 158). Es gebe ihn also nicht in einem abstrakten Sinn, sondern nur in historisch besonderer Form der kapitalistischen Produktionsweise, in der gesellschaftliche Verhältnisse als Rechts- und Willensverhältnisse eine selbstständige Form anzunehmen scheinen (ebd., 161).

Aber weisen nicht die VertreterInnen der Neuen Marx-Lektüre auf bestimmte Marx-Zitate hin, die ihre strukturalistische Interpretation zu stützen scheinen? Marx hatte ja im *Kapital* tatsächlich von „Charaktermasken“ und „Personifikationen ökonomischer Kategorien“ gesprochen, ebenso hatte er den Wert als „automatisches Subjekt“ bezeichnet. Marx schreibt im Vorwort zur ersten Auflage vom ersten Band des *Kapital*: „Die Gestalten von Kapitalist und Grundeigentümer zeichne ich keineswegs in rosigem Licht. Aber es handelt sich *hier* um die Personen nur, *soweit* sie die Personifikationen ökonomischer Kategorien sind, Träger

von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, sosehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag“ (MEW 23, 16; Hervorh. d.Vf.). Zum anderen betont Marx, „daß die ökonomischen Charaktermasken der Personen nur die Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse sind, als deren Träger sie sich gegenüber treten“ (ebd., 100).

Damit ist, wie Wolfgang Fritz Haug (2013, 211) schreibt, „keineswegs unterstellt, die handelnden Subjekte reduzierten sich im Kapitalismus tatsächlich darauf, sondern Marx schränkt damit die Reichweite seiner theoretischen Sätze über Personen im *Kapital* ein. Seine Aussagen beanspruchen nicht, die wirklichen Individuen zu erreichen, wohl aber deren allgemeine Determinanten“. KapitalistInnen und ArbeiterInnen sind freilich auch mit Willen, Moral und Subjektivität ausgestattete Individuen, durch welche die Widersprüchlichkeit der sozialen Verhältnisse vermittelt wird, aber hiervon wird in der Darstellung des *Kapital* explizit abgesehen. Michael Heinrich versucht zwar, die ihm von Haug attestierte „ökonomistische Schließung“ (ebd., 213) von der Hand zu weisen: „Die handelnden Personen sind jedoch nicht lediglich Marionetten, die an unsichtbaren Fäden hängen“ (Heinrich 2012, 27). Dies wirkt allerdings unglaubwürdig, da Heinrich selbst betont, dass die Rationalität ihrer Handlungen nicht nur „immer schon eine Rationalität innerhalb des mit der Warenproduktion gesetzten Rahmens“ (Heinrich 2005, 76) ist, wie ich bereits erwähnt habe, sondern dieses ihnen „durch die ökonomischen Verhältnisse selbst aufgezwungen ist“ (ebd., 186). Eine derartig hermetische Auffassung der Reproduktion kapitalistischer Verhältnisse ist in mehrfacher Hinsicht problematisch: Die Auffassung einer den Verhältnissen inhärenten Widersprüchlichkeit wird zugunsten einer Logik aufgegeben. Von der für Marx konstitutiven Dialektik

wollen die „Kapitallogiker“, wie die Marx-ExegetInnen der Neuen Marx-Lektüre auch gelegentlich bezeichnet werden, nur noch insofern etwas wissen, als sie „eine bestimmte *Strategie der Darstellung*“ (Heinrich 2008, 64) verkörpert, nicht aber die Bewegungsform der antagonistischen gesellschaftlichen Verhältnisse selbst. Alle Elemente der sozialen Realität werden einer Logik eingepasst, die vollständig in ihrer Identität aufgeht. Unglaublich erscheinen im Rahmen dieser Auffassung damit jene Beteuerungen, es sei möglich, dass der Fetischismus und „das kapitalistische System als Ganzes in Frage gestellt wird“ (Heinrich 2005, 197). Diese hermetisch-strukturalistische Konzeptualisierung des kapitalistischen Spektakels zieht einen Rattenschwanz an weiterer theoretischer wie praktischer Problematik mit sich: einseitig-falsche Interpretation des Fetischismus, Eliminierung der konstitutiven Bedeutung von Klassenkämpfen und damit auch einen Bruch zwischen Theorie und Praxis, der, anstatt des Versuchs, sie zueinanderzuführen, sie unweigerlich entzweit und damit ungewollt den Abriss emanzipatorischer Theorie vollzieht.

Klassenherrschaft oder das automatische Subjekt Kapital

Verheerend ist der vereinseitigte und damit Nicht-Begriff von Herrschaft im Kapitalismus. Wer übt im Kapitalismus Herrschaft aus und wie wird Herrschaft ausgeübt? Herrschaft wird in der Auffassung der Neuen Marx-Lektüre vom „automatischen Subjekt“ ausgeübt, vom Kapital, von einer verselbstständigten sachlichen Form der Vergesellschaftung mittels Warenproduktion. Ob Kapitalist oder Lohnarbeiterin – beide werden in dieser Sichtweise gleichermaßen von einer ihnen nicht zugänglichen Logik unterworfen. Mögen die MehrwertauspresserInnen mehr darunter leiden als die Ausgebeuteten; so betont etwa Heinrich, beide seien gleichermaßen VerliererInnen, es gebe keine GewinnerInnen in diesem „Spiel“. Mit Marx hat dies alles jedoch wenig zu tun, wie ich im Folgenden schildern möchte.

Wie Karl Reitter betont, besteht ein wesentliches Merkmal der kapitalistischen Ökonomie „in der gleichzeitigen Identität wie Nichtidentität von sozialem Verhältnis und Wert“ (Reitter 2011a, 20). Die Neue Marx-Lektüre negiert diese Dialektik und kippt auf die Seite des bloß sachlichen Ausdrucks kapitalistischer Entitäten. Sie verdoppelt damit paradoxerweise exakt jene Sichtweise, welche sie zu kritisieren vorgibt, und löst den Kapitalismus primär in ein „gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen“ (MEW 23, 86) auf, „um somit Klassenkampf in all seinen Aspekten [...] als außer-ökonomisch aus der reinen Bewegungsform des Kapitals auszuklammern“ (Reitter 2011a, 21). Statt hinter dem Fetischismus der vermeintlich vollkommen verselbstständigten Waren das Klassenverhältnis zu dechiffrieren, wird dieses als etwas der Warenproduktion quasi Äußerliches postuliert: Nur so kann der Kapitalismus als systemisches Herrschaftsverhältnis über ArbeiterInnen *und* KapitalistInnen, als Herrschaft des Werts bzw. der Sachen, als subjektlose Herrschaft, auf verkehrte Weise missverstanden werden. Aber der Kapitalismus und damit „das Kapital ist einzig und allein Resultat des Klassenkampfes!“ (Hanloser/Reitter 2008, 55). Das Kapital ist „ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen“ (MEW 23, 793), aber „immer auch ein politisch konstituiertes Zwangsverhältnis“ (Hanloser/Reitter 2008, 56). Durch die Identität der Verhältnisse mit sich selbst wird bei diesem „Zirkulationsmarxismus“ (Hanloser/Reitter) die „logische Darstellung mit einer starren, unbeweglichen und immergleichen Struktur identifiziert“ (ebd., 52), wohingegen der Kapitalismus ein durch und durch dynamisches Verhältnis ist, das sich beständig selbst revolutioniert. Die Herstellung des Proletariats erscheint hier als abgeschlossener Prozess – es ist einfach da –, aber in Wirklichkeit muss das Proletariat stets von Neuem hervorgebracht werden – ein Prozess, der nicht zwangsläufig friktionsfrei vonstatten geht. Bei der Neuen Marx-Lektüre scheint es dagegen so, dass der Klassenkampf zwar historisch im Prozess der ursprünglichen Akkumulation die tragende Rolle spielte,

nach Abschluss dieses Prozesses aber zugunsten einer fetischisierten Selbstverständlichkeit und einem „Selbstläufertum“, dem „stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse“, zurücktrete. Dies ist ein sehr statisches Verständnis, das die enormen Bemühungen, die dominierende Kapitalinteressen in der staatlich-politischen Sphäre mitsamt den repressiven und ideologischen Staatsapparaten (Althusser) zu ihrer Herrschaftssicherung aufwenden müssen, ebenso ausblendet wie die zumindest potenziell damit verbundene Konfliktualität und auftretende Widersprüchlichkeiten.

192 Die These von der „Herrschaft der Sachen“ ist eine zirkulationsmarxistische, die ihre Sicht auf den Kapitalismus allein vom Standpunkt der einfachen Warenproduktion vornimmt. Sie geht fälschlicherweise von der universellen Geltung des Wertgesetzes aus und ignoriert damit die konstitutive Dimension des Klassenverhältnisses, das auf der politischen Ebene immer von Neuem durchgesetzt werden muss. Karl Reitter weist darauf hin, dass die bestimmenden Gesetze im Kapitalismus immer in einem doppelten Sinn verstanden werden müssen: „Einerseits als Geltung des Wertgesetzes, zweitens als politisch organisierte Herrschaft und als Widerstand dagegen. Ersteres schließt die herrschenden Klassen mit ein, insofern sind sie auch Beherrschte, zweiteres jedoch keineswegs“ (Reitter 2011b, 60). Die herrschende Klasse steht also nicht ausschließlich unter dem Diktat des Wertgesetzes. Über die staatlich-politische Regulation werden bestimmte dominante Einzelkapitale und Kapitalfraktionen immer gegenüber anderen privilegiert – im neoliberalen Zeitalter sind dies etwa gewisse Finanzkapitale. Banken-Bail-Outs finden nicht wegen einer unausweichlichen „Systemrelevanz“ dieser Finanzinstitute statt, sondern umgekehrt ist diese Konstruktion der Systemrelevanz jeweils bestimmter Banken erst das Ergebnis der Macht dieser Kapitale auf der politischen Ebene, die mitnichten der Konkurrenzlogik des Wertgesetzes gehorcht. Marx zeigt im dritten Band des *Kapital*, wie konkurrierende Einzelkapitale durch verschiedene Mechanis-

men wie Ausgleich der Profitrate, Zins, Grundrente und fiktives Kapital zu einer geeinten Klasse zusammengeschweißt werden, wodurch ein permanentes Gesamtinteresse der KapitalistInnenklasse an der Gesamtausbeutung der ArbeiterInnenklasse geltend gemacht wird (Reitter 2011a, 100).

Heinrich kann diesen überaus wichtigen Aspekt nicht sehen, weil er den Staat nicht als umkämpftes Terrain wahrnimmt, in dessen Materialität ein sich immerzu veränderndes Kräfteverhältnis der Klassen eingeschrieben ist, sondern ihn als „neutrale Instanz“ gegenüber allen Einzelkapitalen wahrnimmt und seine Funktion der Reproduktion des Kapitalverhältnisses bloß ableitungslogisch-ökonomistisch zu erklären versucht. Diese Darstellung des Staates als eine Art metakapitalistischer Schiedsrichter kann mit guten Gründen angezweifelt werden, ohne deshalb in eine zu Recht kritisierte instrumentalistische Staatsauffassung zurückzukippen, die eine relative Heterogenität und innere Widersprüchlichkeit der kapitalistischen Klasse ignoriert.

193

Ein weiterer, problematischer Punkt ist das Verständnis von Klassenkampf. Dieser wird grosso modo als systemimmanenter Prozess verstanden, als bloßer Verteilungskampf oder Kampf um die Arbeitsbedingungen und die Höhe der Löhne. Dieser „engstirnige Reduktionismus“ (Hanloser/Reitter 2008, 55) kann bestimmte Formen des Klassenkampfes, wie etwa die Flucht vor der Lohnarbeit, Generalstreiks, Sabotage oder Fabrikbesetzungen und -übernahmen nicht als Klassenkampf identifizieren. Einen Ausweg aus dem Irrweg, Klassenkämpfe in erster Linie als Kämpfe innerhalb des Kapitalismus misszuverstehen, bietet die politische Lesart des *Kapital* von Harry Cleaver (2012), die an der Marxschen Dialektik festhält. Die ArbeiterInnenklasse wird als autonome Macht anerkannt. Sie ist *zugleich* konstitutiver Bestandteil des Kapitals *und* gegen dieses gerichtet. Jeder Versuch, diese Widersprüchlichkeit in die eine oder andere Richtung aufzulösen, lässt Emanzipation unmöglich erscheinen: Kritisiert die Neue Marx-Lektüre korrekter-

weise jegliche Bemühungen bestimmter „orthodoxer“ Marxisten, die ArbeiterInnenklasse zu positivieren und ihre Identität, die ihr nur im Rahmen dieses gesellschaftlichen Verhältnisses zukommt, festzuzurren, so wirft es sie gerade in die andere Richtung – ArbeiterInnenklasse und Kapitalverhältnis scheinen so miteinander eine Identität zu bilden, ein Entrinnen ist logisch nicht möglich. Cleaver betont als zentralen Herrschaftsmodus des Kapitals, dass die ArbeiterInnenklasse gespalten ist – „das Kapital herrscht durch Spaltung“ (ebd., 132). Der Lohn fungiert außerdem „als fundamentales Werkzeug der hierarchischen Spaltung der Klasse“ (ebd., 159) in entlohnte und nicht-entlohnte Sektoren. Sexismus und Rassismus sind folglich Spezialfälle dieser Spaltung, da nahezu immer auch Spaltungen entlang des Lohns. Dieser Basis-Herrschaftsmodus der Bourgeoisie, der der Bildung eines Kollektivsubjekts, einer Klasse für sich, vorbeugen soll, wird von der Neuen Marx-Lektüre, die die Festigkeit der Herrschaft hauptsächlich dem Fetischismus zuschreiben muss, vollkommen übersehen. „Nur durch das Spalten und gegeneinander Ausspielen einer Gruppe von ArbeiterInnen gegen die andere kann das Kapital deren gefährliche Einheit verhindern und die Klasse schwach genug halten, um sie zu kontrollieren. Der Widerspruch zwischen den Anstrengungen des Kapitals, die Klasse als Arbeitskraft zu vereinheitlichen, und den Anstrengungen der ArbeiterInnen, diese Spaltungen zu überwinden, um sich gegen das Kapital zu vereinigen, ist eines der wesentlichsten und wichtigsten Merkmale des Klassenkampfes“ (ebd., 230; Hervorh. entf.). Die ArbeiterInnenklasse umfasst demnach nicht nur LohnarbeiterInnen, sondern auch nicht-entlohnte ArbeiterInnen wie Hausfrauen, Kinder, Studierende, Bauern/Bäuerinnen und nicht zuletzt die industrielle Reservearmee, also Erwerbsarbeitslose. Geschlechterverhältnisse und Rassismus sind in das Kapitalverhältnis eingelassen und müssen daher trotz ihrer relativen Autonomie in stetiger Interaktion und Verzahnung mit diesem begriffen werden.

Cleavers Verdienst besteht darin, gezeigt zu haben, dass sich Klassenkämpfe nicht hermetisch innerhalb des Kapitalverhältnisses bewegen. Dem Vorwurf, ökonomische Kämpfe um höhere Löhne und kürzere Arbeitstage würden innerhalb des Kapitals verbleiben, entgegnet er, dass diese Kämpfe nicht bloß quantitativ sind, sondern auch „qualitativ, weil sie die Realisierung von genügend Mehrwert zur Aufrechterhaltung der Kontrolle des Kapitals in Frage stellen“ (Clever 2012, 224). Letztlich zielt der Klassenkampf „auf die Beseitigung der Spaltung, die das Kapital der ArbeiterInnenklasse aufzwingt“ (ebd., 301). Dieses nicht-ökonomistische Verständnis von Klassenkampf greift die Einsicht auf, dass Kapitalismus mitnichten nur ein ökonomisches System ist, sondern die ganze bürgerliche Gesellschaftsformation von zentralen Spaltungslinien durchzogen ist, die herrschaftsförmig durchgesetzt werden müssen. Da Diskriminierungen und Abwertungen, die auf Identitätskategorien basieren, zumeist auch Implikationen auf der Ebene der Warenform beinhalten, geht dieses Verständnis von Klassenkampf tendenziell an die Grundlagen von Herrschaft und erweist sich damit als radikale Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft.

Der verengte Klassenkampfbegriff der Neuen Marx-Lektüre, der auf bloße verteilungspolitische Kämpfe reduziert wird, erkennt vollkommen, dass „Klassen nicht allein durch ihre Stellung oder die Kämpfe im Bereich der Ökonomie konstituiert [sind], sondern in der Einheit von Produktionsverhältnissen, Politik und Kultur“ (Demirović 2009, 82). Das Klassenverhältnis ist eines, das die *gesamte* Gesellschaft umfasst und nicht einfach auf den Bereich des Ökonomischen reduziert werden kann. Die Vermittlung des Klassenverhältnisses von der Ökonomie über die staatliche Politik zur Zivilgesellschaft im Sinne Gramscis und den kulturellen Lebensweisen mit ihren symbolischen Distinktionen muss von einer radikalen Kritik ganzheitlich berücksichtigt werden. Dies sind genau jene Bereiche, in denen sich die Menschen der Konflikte bewusst werden, wie Marx schrieb.

Der Fetisch als Fetisch

196

Neben der herrschaftstheoretischen Verfehlung der Neuen Marx-Lektüre erscheint mir der ideologietheoretische Einwand äußerst zentral zu sein. Der Fetischismus und die durch das Kapitalverhältnis erzeugten Mystifikationen, die von „traditionellen MarxistInnen“ meist vollständig ignoriert wurden, werden hier in den vordersten Rang erhoben. Sie werden bei der Neuen Marx-Lektüre als bewusstseinskonstitutiv aufgefasst und zum zentralen Moment der kapitalistischen Synthesis auserkoren. Der Grund für die außerordentliche Beständigkeit und Stabilität der kapitalistischen Produktionsweise wird in der umfassenden Indienstnahme der Subjekte durch fetischisierte soziale Verhältnisse gesehen.

Ebenso problematisch wie die von der Neuen Marx-Lektüre vertretene Auffassung, alle Menschen unterlägen gleichermaßen dem Fetischismus der bürgerlichen Gesellschaft, ist die Vorstellung, dass das „spontane Alltagsbewusstsein“ dazu tendiere, vollständig sich den objektiven Gedankenformen der fetischistischen Warenproduktion und -zirkulation unterzuordnen. Dem Fetischismus wird dabei eine Macht zugesprochen, die dem „Verblendungszusammenhang“ von Adorno nahe steht.

Die mehr oder weniger implizite Gleichsetzung von Fetischismus und Ideologie stellt einen Reduktionismus und Ökonomismus dar, der der Komplexität der bürgerlichen Herrschaftsverhältnisse nicht gerecht wird. Der Dualismus von Fetischismuskritik und Priestertrugstheorien bei Heinrich verkennt, dass es jenseits von bloß mechanistisch imaginierte Manipulation und bewusstseinsprägenden Elementen warenförmiger Vergesellschaftung noch ein – hier ausgeschlossenes – Drittes gibt, worauf die marxistische Ideologietheorie (Rehmann 2008) aufmerksam gemacht hat. Gegen ideologiekritische Ansätze „falschen Bewusstseins“ werden von diesem drei Einwände stark gemacht:

„[...] zum einen übersehen sie die materiellen Existenzformen des Ideologischen, seine Apparate, Intellektuellen und

Praxisformen, die bestimmte ideologische Effekte auf Handlungs- und Denkweisen erzeugen; zum anderen tendiert ihre Orientierung aufs ‚Bewusstsein‘ dazu, die Bedeutung der unbewussten Funktionsweisen von ideologischen Formen und Praxen zu verfehlen; und drittens verdrängt das Bemühen, die Ideologie zu ‚widerlegen‘, die Hauptaufgabe, ihre Wirkungsweise zu verstehen und ihrer ‚Macht über die Herzen‘ nachzuspüren, um ihr auf dieser Grundlage ihre Attraktionspunkte entwinden zu können“ (Rehmann 2008, 13).

Kritisiert wird hier gerade auch die „Reduktion von Ideologien auf bloße Erscheinungen des Ökonomischen“ (Rehmann 2008, 11).

Die Auffassung der bewusstseinskonstitutiven Zentralität des Fetischismus ist von Lukács über Adorno auf die Neue Marx-Lektüre gewandert. Der Ideologietheoretiker Rehmann kommt in Bezug auf Lukács zu dem ebenso für die Neue Marx-Lektüre gültigen Schluss: „Trotz vielfältiger Abgrenzungsversuche gegenüber einem ökonomistischen ‚Vulgärmarxismus‘ ist Lukács’ Ableitung selbst ökonomistisch, insofern sie dem Ideologischen keine eigene Wirklichkeit zugesteht: es sieht so aus, als erfolge die Integration durch den Warenfetisch selbst, ohne dass es hierzu irgendwelcher ideologischer Mächte, spezifischer ‚konzeptiver Ideologen‘, Rituale oder Formen bedürfte“ (Rehmann 2008, 69). Die von Antonio Gramsci betonte Heterogenität und Widersprüchlichkeit des Alltagsbewusstseins werde so zum Verschwinden gebracht (ebd.). Bei Lukács herrsche die Tendenz vor, „den in den ökonomischen Praxisformen aufgefundene [sic] Fetisch mit der Macht auszustatten, den Bereich des Ideologischen insgesamt zu durchdringen. Indem die ökonomischen Praxisformen ‚verkehrtes‘ und ‚verdinglichtes‘ Bewusstsein sozusagen ausschwitzen, ist alles oder das Wesentliche bereits gelaufen – eine ökonomistische Weichenstellung, bei der sich eine Erforschung der idealistischen Superstruktur, ihrer Apparate, Formen, Intellektuellen und Praxen erübrigen würde“ (ebd., 44).

Die Bedeutung des Fetischcharakters für die Reproduktion des Kapitalverhältnisses wird hypostasiert. Für eine Ideologiekritik im Sinne von Marx und Engels der *Deutschen Ideologie* fehlen zwei wichtige Faktoren: die rechtfertigende Funktion der fraglichen Gedankenformen und die systematisierende Arbeit der IdeologInnen (Reitz 2004, 699). Dem Projekt Ideologietheorie (PIT) zufolge analysiert Marx „im Fetischkapitel einen Bestand alltagspraktisch beschränkter Auffassungsweisen von allenfalls ‚protoideologischem‘ Charakter“ (ebd.). Es braucht jedoch noch konzeptive IdeologInnen, die diese protoideologischen Elemente entsprechend theoretisch aufbereiten, systematisieren und in eine „doktrinäre Sprache übersetzen“ (ebd.), damit die daraus hervorgegangenen ideologischen Vorstellungen einen die herrschende Klasse stützenden Rechtfertigungscharakter annehmen und zu einer Apologie der bestehenden Verhältnisse werden. Somit „kommen die ‚objektiven Gedankenformen‘ der Integrationsleistung bürgerlicher Ideologien entgegen, bilden aber selber noch keine Ideologie, da sie nicht ‚von oben‘, d.h. über ideologische Apparate des Staates (im weiten Sinne) geregelt sind. Erst wenn die ‚objektiven Gedankenformen‘ in die Wirkungsstruktur der ideologischen Mächte hineingedacht und nach deren Regeln angeordnet werden, ist ihre Verarbeitung im strengen Sinn ideologisch zu nennen“ (Rehmann 2008, 44 f.). Der Begriff der „ideologischen Macht“ stammt von Friedrich Engels und verweist auf den engen Zusammenhang von Ideologie und Staat, den er als die „erste ideologische Macht“ bezeichnete (MEW 21, 302). Darauf aufbauend beschreibt er das Recht als zweite ideologische Macht – die ökonomischen Tatsachen müssen in juristische Formen gegossen werden – und weiter die „höheren, d.h. noch mehr von der ökonomischen Grundlage sich entfernenden Ideologien“ der Philosophie und Religion (Rehmann 2008, 53 f.). Die Marxschen Fetischanalysen sind folglich „als Verbindungsglied zwischen dem ‚stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse‘, den alltäglichen Bearbeitungsweisen dieses Zwangs und seiner ‚diskursiven‘ Bear-

beitung durch die verschiedenen Ideologien der ideologischen Mächte anzusehen“ (ebd., 45). Der vom PIT ausgearbeitete Ansatz versucht einen kritischen Ideologiebegriff mit der Frage nach den Funktionsweisen der ideologischen Mächte, Apparate und Praxisformen zu verknüpfen, der damit die Materialität des Ideologischen berücksichtigt und es nicht auf die Form des Bewusstseins verengt (ebd., 153 f.). Die für die kapitalistische Reproduktion mitverantwortliche Wirkung des Fetischismus wird nicht geleugnet, aber in einer Konzeption relativiert, die der Sphäre des ideologischen Klassenkampfes eine zentrale Bedeutung beimisst. Die kapitalistische Produktionsweise reproduziert sich also nicht einfach „aus sich selbst heraus“, sondern bedarf auch der „herrschenden Gedanken“ (MEW 3, 46). Die Analyse bestimmter Ideologien, etwa des Neoliberalismus, muss jeweils historisch-konkret durchgeführt und erneuert werden, sie ist mitnichten bereits der von Marx publizierten *Kritik der politischen Ökonomie* fertig zu entnehmen.

Paradoxerweise, und dies scheint mir hier am wichtigsten zu sein, wird die Neue Marx-Lektüre durch ihre Hypostasierung des Fetischcharakters selbst *ideologisch*. Dadurch, dass sie dem Fetischismus die zentrale Funktion der Aufrechterhaltung kapitalistischer Herrschaft zuweist, geraten sowohl die Klassenauseinandersetzungen auf allen Ebenen – sei es in der Ökonomie, der Politik oder der Kultur – vollkommen aus dem Blick; die Bemühungen der Herrschenden, ihre Superiorität zu festigen und zu reproduzieren, die Akte des Widerstandes und des Kampfes der ArbeiterInnenklasse gegen ihr Zur-Klasse-gemacht-Werden, gegen die sexistischen und rassistischen Spaltungen spielen keine signifikante Rolle mehr. Mehr noch: Die Behauptung, zwischen herrschender und beherrschter Klasse gebe es nur graduelle Unterschiede, letztlich seien beide „VerliererInnen“, verkennt völlig, worum es in diesen Herrschaftsverhältnissen geht: Ausbeutung fremder Arbeit und Aneignung von deren Ergebnissen, vermittelt über symbolische Herrschaft und Abwertung nicht-hegemonialer Lebensweisen. Diese

Auffassung kommt der herrschenden Klasse geradezu entgegen: Die Herrschenden wollen, dass ihre von konkreten Personen und Gruppierungen getragene Herrschaft entannt, entpersonalisiert und anonymen Strukturen zugeordnet wird, die sie dann als vermeintliche Sachzwänge eines verselbstständigten Systems behaupten können. Damit will ich jedoch nicht aussagen, dass die Herrschenden ihre Herrschaft durchwegs mit „vollem“ Bewusstsein und Willen ausüben, wie es die von Heinrich kritisierten Priestertrugtheorien nahelegen. Die Herrschenden herrschen *durch* und *mit* dem Fetischismus, er kommt ihrer Herrschaft entsprechend entgegen. Für sie gibt es keine mit ihm verbundenen erfahrenen Widersprüche; nicht so jedoch bei den Angehörigen der ArbeiterInnenklasse, die beständig erleben müssen, dass die ihnen von den bürgerlichen Institutionen vorgespielte Freiheit und Gleichheit immerzu eine sehr beschränkte ist. Die Zentralität des Fetischismus in der Neuen Marx-Lektüre redet die Antagonismen der bürgerlichen Gesellschaft klein oder bringt sie sogar zum Verschwinden. Der Fetisch wird in der Neuen Marx-Lektüre nur verdoppelt und mitnichten einer Kritik unterzogen. Die kapitalistische Produktionsweise als „Automatismus einer irrationalen Vergesellschaftungsweise“ (Elbe 2006, 63) zu verkennen, gleicht damit einer Fetischisierung des Fetischs und des „automatischen Subjekts“ – ein Begriff, den Marx im *Kapital* selbst nur für die vom Standpunkt der Zirkulationssphäre auftretende *Erscheinung* verwendet hat, dass der Wert „lebendige Junge [wirft] oder [...] wenigstens goldne Eier [legt]“ (MEW 23, 169); spricht, dass es so aussehe, als könne sich der Wert in der Formel $G - W - G'$ aus sich selbst heraus vermehren – eine Illusion, die Marx freilich noch im selben Kapitel auflöst. Kritik bedeutet bei Marx, hinter das Wesen einer Erscheinung zu blicken – dahinter steckt besagtes Klassenverhältnis – und gerade nicht bei der Erscheinung stehenzubleiben. Eine Verdopplung der Erscheinung reproduziert diese nur und wird deshalb ideologisch. So entpuppt sich ein Anhänger der Neuen Marx-Lektüre absurderweise „als ein Fetischkritiker, ‚der in gewis-

sem Sinn vielleicht am meisten an Fetische glaubt‘ (Jean Pouillon)“ (Böhme 2006, 327). Die Fetischismen können nicht als allumfassend gesehen werden, weil sie der Zirkulation entstammen (Gallas 2006, 317). Vom Standpunkt der Produktion lösen sie sich auf. Auch treten sie in Krisensituationen zurück, wenn sie ihre Evidenz verlieren; wenn etwa klar wird, dass Geld nicht aus sich heraus mehr Geld heckt, wenn Finanzblasen wie große Kartenhäuser zusammenbrechen. Diese Verschleierungen müssen folglich immer als fragil begriffen werden, ihre Stabilität wackelt mit der Krisenhaftigkeit der kapitalistischen Produktionsweise.

Literatur

201

- Backhaus, Hans-Georg (2006 [1997]): Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik. Freiburg
- Böhme, Hartmut (2006): Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne. Reinbek bei Hamburg
- Cleaver, Harry (2012 [1979/2000]): „Das Kapital“ politisch lesen. Eine alternative Interpretation des Marxschen Hauptwerks. Wien
- Demirović, Alex (2009): Staatliche Herrschaft und die politische Konstruktion von sozialen Klassen. In: Bescherer, Peter/Schierhorn, Karen (Hg.): Hello Marx. Zwischen „Arbeiterfrage“ und sozialer Bewegung heute. Hamburg, S. 62-88
- Demirović, Alex (2010): Struktur, Handlung und der ideale Durchschnitt. In: PROKLA 159. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 40. Jg., Nr. 2, S. 153-176
- Elbe, Ingo (2006): Zwischen Marx, Marxismus und Marxismen – Lesarten der marxschen Theorie. In: Hoff, Jan u.a. (Hg.): Das Kapital neu lesen. Beiträge zur radikalen Philosophie. Münster, S. 52-71
- Elbe, Ingo (2010): Marx im Westen. Die Neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965. Berlin
- Elbe, Ingo (2012): Neue Marx-Lektüre. In: Information Philosophie, Heft 2/2012. Online: <http://www.information-philosophie.de/?a=1&t=6556&n=2&y=4&c=100> [abgerufen: 12.09.2014]
- Elbe, Ingo/Ellmers, Sven/Eufinger, Jan (2012): Einleitung. In: Dies. (Hg.): Anonyme Herrschaft. Zur Struktur moderner Machtverhältnisse. Münster, S. 7-14

- Engels, Friedrich (MEW 20): Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, S. 1-303
- Engels, Friedrich/Marx, Karl (MEW 3): Die Deutsche Ideologie, S. 5-530
- Engster, Frank (2012): Die Neue Marx-Lektüre, ihr kritischer Gehalt und die nächste Generation. In: Ders./Hoff, Jan: Die Neue Marx-Lektüre im internationalen Kontext. Philosophische Gespräche Heft 28. Berlin: „Helle Panke“ e.V. – Rosa Luxemburg-Stiftung Berlin, S. 29-51
- Gallas, Alexander (2006): Subjektivität = Fetischismus? Die wertkritische Marxrezeption auf dem Prüfstand. In: Hoff, Jan u.a. (Hg.): Das Kapital neu lesen. Beiträge zur radikalen Philosophie. Münster, S. 303-323
- Hanloser, Gerhard/Reitter, Karl (2008): Der bewegte Marx. Eine einführende Kritik des Zirkulationsmarxismus. Münster
- Haug, Wolfgang Fritz (2013): Das Marx'sche „Kapital“ lesen – aber wie? Materialien. Berlin
- Heinrich, Michael (2005): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. 4. Auflage. Stuttgart
- Heinrich, Michael (2008): Weltanschauung oder Strategie? Über Dialektik, Materialismus und Kritik in der Kritik der politischen Ökonomie. In: Demirović, Alex (Hg.): Kritik und Materialität. Münster, S. 60-72
- Heinrich, Michael (2012): Individuum, Personifikation und unpersönliche Herrschaft in Marx' Kritik der politischen Ökonomie. In: Elbe/Ellmers/Eufinger 2012, S. 15-34
- Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Band 1
- Marx, Karl (MEW 25): Das Kapital. Band 3
- Rehmann, Jan (2008): Einführung in die Ideologietheorie. Hamburg
- Reitter, Karl (2004): Kapitalismus ohne Klassenkampf? Zu Michael Heinrich: „Kritik der politischen Ökonomie“. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie und Debatte. 11, S. 26-34.
- Reitter, Karl (2011a): Prozesse der Befreiung. Marx, Spinoza und die Bedingungen des freien Gemeinwesens. Münster
- Reitter, Karl (2011b): Holloways Flirt mit der Wertkritik. Ein Rezensionssay zum Buch ‚Kapitalismus aufbrechen‘. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie und Debatte 37, 57-61.
- Reitz, Tilman (2004): Ideologiekritik. In: Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Band 6.1: Hegemonie bis Imperialismus. Hamburg, S. 690-717.

Zur Relevanz von klassentheoretischen Analysen heute

Reflexionen einer wertformkritischen Perspektive

Die Analyse der Klassenstruktur einer Gesellschaft galt in Hinblick auf Ansatzpunkte und Strategien für eine Perspektive jenseits der kapitalistischen Produktionsweise lange Zeit als unverzichtbar. Jene Variante einer wertformkritischen Strömung, wie sie sich seit den 1980er Jahren im deutschsprachigen Raum im Umkreis der Zeitschriften *Krisis*¹, *Streifzüge*² und später auch von *Exit*³ prominent entwickelte, kann teilweise als eine der schärfsten und artikuliertesten Kritiken an klassentheoretischen Analysen von radikal linker Seite gelten. Dieser Umstand bildet den Ausgangspunkt des Beitrags. Seine Fragestellung ist eine zweifache. Kann eine wertformkritische Theoriebildung auf eine klassenorientierte Analyseebene verzichten und sind anti-kapitalistische Perspektiven von der Kategorie der Klasse zu trennen?

203

Der „Klassenkampf-Fetisch“

Das Argumentationsschema der wertformkritischen Kritik am Begriff des Klassenkampfes wurde zuerst in dem Artikel *Der Klassenkampf-Fetisch* aus dem Jahr 1989 von Ernst Lohoff und Robert Kurz präsentiert. Zentral ist dabei die Feststellung, dass nicht der Klassenkampf, sondern die Warenform das „Wesen des Kapi-

1 <http://www.krisis.org/>

2 <http://www.streifzuege.org/>

3 <http://exit-online.org/>

talismus“ darstelle. Während der Klassengegensatz empirisch offen daliege, sei gerade die Warenform unbegriffen und gesellschaftlich nicht bewusst. Die Kategorie der Klasse wird gegenüber der Warenform als eine abgeleitete, sekundäre und immanente bezeichnet. Das lasse sich nicht zuletzt schon aus dem methodischen Beginn bei der Ware als der Elementarform der kapitalistischen Produktionsweise im Marxschen *Kapital* ersehen. Die Arbeiterklasse sei demnach eine „logische Realkategorie des Kapitals“ selbst, d.h. als „Charaktermaske des variablen Kapitals“. Der Wille der Arbeiterklasse als Arbeiterklasse sei kein überhistorisch geltender, unmittelbar am Gebrauchswert orientierter, sondern sozial formbestimmt, nämlich als Geld- und Wareninteresse. Ebenso wenig wie das Wollen der Kapitalistenklasse aus subjektiven Motiven abzuleiten sei, etwa einer „Profitgier“, sei das Wollen der Arbeiterklasse subjektivistisch zu verstehen. Es sei vielmehr objektiv durch den Kapitalisten- wie Arbeiterklasse umfassenden Kapitalzusammenhang gegeben. Der Warenfetisch verschleierte den Klassengegensatz nicht, sondern konstituiere ihn erst. Das Klasseninteresse der Arbeiterklasse konnte nur in der Periode der Durchsetzung kapitalistischer Produktionsverhältnisse so erscheinen, als würde es die bürgerliche Gesellschaft überschreiten, zumal die Lohnabhängigen noch nicht als Rechtssubjekte vollgültig anerkannt und feudale Verhältnisse noch bestimmend waren. Ab dem Punkt eines voll entwickelten Kapitalverhältnisses aber werde das Klasseninteresse der Arbeiterklasse zu einem Konkurrenzinteresse wie jedes andere auch.

Die Formidentität von Arbeiter- und Kapitalisteninteresse erweise die marxistische Forderung nach einer Radikalisierung der Interessen der Arbeiterklasse als realitätsfremd. Eine solche Radikalisierung finde ihre Grenze an den Erfordernissen der Kapitalverwertung, die Arbeiterklasse bleibe Bestandteil des Kapitals. Daraus leiten Lohoff und Kurz die Notwendigkeit einer „Selbstaufhebung der Arbeiterklasse“ ab, welche die Form einer allgemeinen

Negation der Arbeit und des Arbeiter-Daseins als Grundlage einer Überwindung kapitalistischer Verhältnisse annehmen müsste. Die Negation der Arbeit spielt in den Publikationen der *Krisis* eine zentrale Rolle und wird als wichtiger Unterschied gegenüber so genannten traditionsmarxistischen Positionen gesehen, aber auch gegen Marx selbst in Anschlag gebracht. Die Negation der Arbeit, so die Autoren, finde zum einen ihre Stütze in einem objektiven Krisenprozess der Arbeit. Zunehmend würden Lohnabhängige im Zuge der Verwissenschaftlichung der Produktion überflüssig. Zum anderen wird in dem Artikel eine subjektive Desidentifikation weiter Teile der Lohnabhängigen mit immer stärker wechselnden Jobs und Einkommensquellen ausgemacht. Diese subjektiv-objektive Krise der Arbeit schaffe nicht Möglichkeit und Notwendigkeit einer Umwälzung der kapitalistischen Produktionsweise aus der Welt. Im Gegenteil:

„Klar geworden ist nur, dass jede emanzipative Entwicklung innerhalb der bürgerlichen Formbestimmtheit ein für allemal abgeschnitten ist und dass jeder weitere Fortschritt nur mehr den Bruch mit Wert, Geld und allen davon konstituierten Interessen und Daseinsweisen, allen voran die Lohnarbeiterexistenz, zum Inhalt haben kann.“

Der empirische Anschlusspunkt für eine solche Perspektive wird wie folgt charakterisiert:

„Der Weg zur konkreten revolutionären Subjektivität öffnet sich dort, wo die Menschen mit ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten in ihrer abstrakten, an sich selber inhaltsleeren, von Geld und Ware konstituierten Subjektivität nicht mehr aufgehen und über sie hinausdrängen“ (Lohoff/Kurz 1989; www).

Sozialer Kampf jenseits der Klasse

Während diese Basistopoi der Kritik der Klassenkategorie und des Klassenkampfes sich bis in jüngere Artikel durchhalten, lassen sich auch Schwerpunktverschiebungen ausmachen. So hat

Norbert Trenkle in *Kampf ohne Klassen* eine Kritik neuerer Klassentheorien vorgelegt und Überlegungen zu einer Perspektive jenseits der kapitalistischen Produktionsweise angeschlossen, die rezenten Entwicklungen Rechnung zu tragen versuchen. Sein Artikel gliedert sich in zwei hauptsächliche Abschnitte. Im ersten Teil kritisiert der Autor aktuelle Ansätze einer strukturellen Klassentheorie am Beispiel von Marcel van der Linden und Frank Deppe, die seiner Einschätzung nach den Begriff der Arbeitendenklasse so weit aufblähen, dass er empirisch unbrauchbar wird. Im zweiten Teil werden Ansätze kritisiert, die Klasse von der jeweiligen Stellung zu den Produktionsmitteln entkoppeln und stattdessen die Dynamik der Selbstkonstitution von Klassen im sozialen Kampf zum Ausgangspunkt nehmen. Diesen Ansatz charakterisiert Trenkle mit einem Zitat, wonach der Klassenkampf den Klassen vorangehe, und bezeichnet diese Formulierung als tautologisch. Wird der Klassenbegriff aus dem historischen Kontext der Arbeiterbewegung herausgelöst, so Trenkle, drohe eine Identifikation des sozialen Kampfes mit einem bloßen Kampf aller gegen alle. Während der historische Ansatz von E. P. Thompson eines „Making of the working class“ bezogen auf die Durchsetzungsgeschichte des Kapitals noch adäquat war, sei dies unter heutigen Bedingungen nicht mehr der Fall. Trenkle resümiert dazu:

„Nicht die Formierung einer (neuen) Arbeiterklasse liegt in der derzeitigen Entwicklungsrichtung der verselbstständigten kapitalistischen Basislogik, sondern die zunehmende Zersetzung einer Gesellschaft, die auf dem verallgemeinerten Zwang des Sich-verkaufen-Müssens beruht. Die Menschen werden also nicht in eine einheitliche gesellschaftliche Form hineingezwungen, sondern die Einheitsform, in der sie leben und durch die sie konstituiert sind, zerfällt und sie fallen deshalb durch die Strukturen hindurch“ (Trenkle 2006, www). Diese Feststellung entspricht ähnlichen Aussagen in *Der Klassenkampf-Fetisch* von 1989.

Positiv an Thompson anschließend reformuliert Trenkle einen Begriff des sozialen Kampfes als eine Verbindung uneinheitlicher Kämpfe:

„Diese Verbindung lässt sich jedoch nicht aus vorausgesetzten objektiven oder subjektiven Bestimmungen (Klassenstandpunkt oder Klassenkampf) ableiten. Sie kann nur der bewussten Kooperation von solchen sozialen Bewegungen entspringen, die eine Aufhebung von Herrschaft in all ihren Facetten anstreben und zwar nicht nur als abstraktes Fernziel, sondern bereits in ihren eigenen Strukturen und Beziehungen.“

In *Wir haben ihn so geliebt, den Klassenkampf* wiederholt Robert Kurz seine schon 1989 begründete Kritik des Klassenkampfes, vermittelt sie nun allerdings mit konkreten Auseinandersetzungen und meint: Auch „immanente Teilkämpfe“ etwa gegen Billiglohn seien nur mehr denkbar gegen den vorausgesetzten Formzusammenhang der kapitalistischen Produktionsweise. Voraussetzung für eine Überwindung dieser Produktionsweise sei eine bewusste Frontstellung gegen den „vom Verwertungsprozess bestimmten subjektlosen Formzusammenhang“. Wer in dieser Frontstellung „hüben“ oder „drüben“ steht, könne nicht mehr objektiv ausgemacht werden. Kurz nennt „den Manager“ als ein Beispiel dafür, dass ein Prozess der „Polarisierung“ nicht mehr auf objektive Klassenpositionen und deren unterstellten Gegensatz festgelegt werden könne. In dieser Linie sieht Kurz nun in den seit den 1980er Jahren entstandenen sozialen Bewegungen einen Anknüpfungspunkt. Zwar handele es sich um „Einpunktbewegungen“, doch würden diese nicht mehr eine objektive Klassenposition zum Ausgangspunkt ihrer Interventionen machen. Die Kritik „der Arbeit“ und „der Betriebswirtschaft“ seien konkrete Möglichkeiten einer Vermittlung der theoretischen Kritik des Werts mit „den Alltagserfahrungen“. Diese Position zum sozialen Kampf hat sich bei Robert Kurz bis zu seinem Tod durchgehalten. Als Beispiel sei hier der Artikel *„Aneignung“ als Modebegriff einer verkürzten Kapitalismuskri-*

tik genannt. Dort wird unter anderem festgehalten: „Nötig wird eine soziale Massenbewegung, die nicht mehr durch die ‚Stellung im Produktionsprozess‘ definiert ist“ (Kurz o.J., www). In diesem Artikel betont Robert Kurz zudem die seiner Analyse nach zurückgehende Kapitalverwertung, wonach auch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet eine Besetzung von Fabriken und ähnliche Strategien des von ihm so verstandenen Klassenkampfes nicht mehr angemessen sind. Schließlich stellt der Autor fest, dass die Perspektive einer Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise nicht bedeuten kann, sich des sozialen Kampfes zu entziehen: „Die mögliche Konstitution sozialer Kämpfe verläuft heute genau an der Frontlinie der finanziellen Kahlschläge. Praxen direkter Aneignung und selbstbestimmter Reproduktionseinrichtungen können solche Kämpfe anreichern, aber sie nicht ersetzen“ (Kurz o.J., www). Das schon oben skizzierte Argument, dass nur eine Positionierung gegen die Klassenlage einen erneuerten sozialen Kampf ermöglichen würde, wird von Kurz ebenfalls formuliert:

„In Wirklichkeit ist der soziale Interessenkampf nicht einfach identisch mit der individuellen und betriebswirtschaftlichen Konkurrenz. Die Kämpfe um Lohn, Sozialtransfers und öffentliche Dienste besetzen zwar eine bestimmte Ebene der Konkurrenz gegenüber den Institutionen von Kapital und Staat, aber sie gehen darin nicht auf. Vielmehr sind sie überhaupt nur möglich, wenn gleichzeitig die Konkurrenz der Betroffenen untereinander ausgesetzt wird.“ – Und zugespitzt: „Auch wenn es kein Zurück zum traditionellen Klassenkampf geben kann, sind deshalb noch lange nicht alle Katzen des Interesses grau“ (Kurz o.J., www).

Die Kritik des Klassenbegriffs als ungeeignete Analysekategorie

Auf ähnliche Weise wie die zuvor referierten Artikel hat Franz Schandl in einem 1997 erschienenen und 2002 wieder veröffentlichten Text mit dem Titel *Kommunismus oder Klassenkampf* argu-

mentiert. Der Klassentheorie wird in diesem Text auch ihr analytischer Sinn abgesprochen, ähnlich wie bei Trenkle. Konflikte seien immer weniger als solche zwischen Lohnarbeit und Kapital zu verstehen, nicht zuletzt aufgrund der übergreifenden Destruktionslogik des Kapitalwachstums, welche von den Interessenkämpfen der Arbeitendenklasse noch befestigt würde. Die Formprinzipien der kapitalistischen Produktionsweise würden „zerbröseln“, die Klassen daher „zerfallen“. Schandls Schlussfolgerung liest sich wie eine Fortführung entsprechender Passagen aus *Der Klassenkampf-Fetisch*:

„Das heißt nun nicht, dass es keine Klassen mehr gibt, sehr wohl aber, dass Klassen nicht einmal mehr sekundär zur Charakterisierung der gesellschaftlichen Struktur einen entscheidenden Beitrag leisten können. Die sozialen Individuen wechseln vielmehr zwischen verschiedenen losen Rollen, ohne sich ihnen dezidiert zugehörig zu zeigen. Klassenmerkmale werden Momente unter vielen, aufgehoben in einem Kunterbunt der Zu-, Hin- und Verwendungen. Menschen verstehen und verhalten sich nicht in erster Linie als Proletarier oder Bourgeois, Beamter oder Bauer“ (Schandl 2002, www).

209

Die Klassenposition sei nicht mehr geeignet, individuelles Verhalten zu verstehen, sondern nur ein Moment unter mehreren. Dies bedeutet Schandl zufolge: „Der Klassenbegriff kann keine relevanten Konturen mehr annehmen. Die Klasse löst sich selbst als poröse Einheit auf, sie ist immer schwerer zu fassen, so sehr man sich auch um Untergruppierungen, Schichten, Fraktionen und Kategorien bemüht“ (Schandl 2002, www). Mit der limitierten Relevanz der Klassenanalyse gehe eine Beschränkung der „Interventionsfähigkeit“ einher, wenn sich linke Theorie darauf konzentriert oder gar beschränkt. Stattdessen hält Schandl fest: „Das aktuelle Bewusstsein ist vielmehr Ausdruck der objektiven Auflösung sozialer Rollenbildung als primäre Instanz gesellschaftlicher Beschrei-

bung und Selbstbeschreibung.“ – Und: „Was sich formiert, ist eine *negative Klassenlosigkeit*, d.h. die bewusst-bewusstlose Affirmation von Wert und Geld hat sich durchgesetzt“ (Schandl 2002, www). Damit gehe einher, so der Autor, dass das „postmoderne Individuum“ zwar nicht Bedingung, jedoch Voraussetzung des Kommunismus sei.

Die Kritik des Kampfes

210 Bei Franz Schandl kommt in jüngeren Texten noch eine Schwerpunktsetzung zum Tragen, die sich in den Artikeln der Gruppen *Krisis* und *Exit* in der Weise nicht findet, nämlich eine grundsätzliche Problematisierung des Kampfes als solchem. Dies zeigt sich im kurzen Essay *Kampf? Bewegung? Politik?* aus dem Jahr 2006. Prägnant wird darin formuliert:

„Dass das Leben Kampf ist, ist wahr, aber traurig. Aus der *Notwendigkeit* von Kämpfen ist keineswegs auf die *Befürwortung* des Kampfes zu schließen. Im Gegenteil, es gilt ihn zu überwinden, nicht zu erneuern. Nicht zu wenig wird gekämpft, sondern viel zu viel. Das gute Leben ist jenseits des Kampfes. Natürlich geht es nicht an, sich gefallen zu lassen, was einem zugemutet wird. Aber sich an dieser zwanghaften Reaktion zu erfreuen, sie gar zu einer Art Sinn des Lebens aufzublasen, ist ein Kurzschluss, wenn auch ein objektiv notwendiger. Um nicht falsch interpretiert zu werden: So lange Kapitalismus ist, wird das so bleiben. Aber es stellt sich die Frage, mit welchem Bewusstsein Konfrontationen sich gestalten“ (Schandl 2006, www).

Schandl plädiert stattdessen grundsätzlich für ein „Aus-der-Rolle-Fallen“ der Individuen gegen die Anforderungen der kapitalistischen Produktionsweise und der von ihr dominierten Gesellschaft: „Wir sollten in erster Linie an uns denken, aber nicht als Betätigter der uns zugewiesenen Rollen“ (Schandl 2006, www). Setzen diese Formulierungen sich noch nicht vom sozialen Kampf als einer

zwar bedauerlichen, aber unter bestimmten Bedingungen notwendigen Form der Auseinandersetzung ab, gehen Überlegungen von Lorenz Glatz im Text *Vermutungen über Kampf* aus dem Jahr 2012 einen Schritt weiter. Dort wird der Kampf als Form von Auseinandersetzung historisiert und grundlegend kritisch betrachtet:

„Kampf ist wie Arbeit keine anthropologische Konstante, sondern historische Form spezifischer menschlicher Aktivität. Auf dem Grund der Geschichte des Kampfes liegt die Institution der Herrschaft. Kampf etabliert Herrschaft, stürzt sie, um eine neue zu errichten, sichert sie ab. Kampf produziert Ermordete und Überlebende, Verlierer und Sieger, Unterdrückte und Herrscher. Kampf infiziert die Seele der Kämpfer mit Kälte und Wut. Die bringen sie heim vom Feld der Ehre. Sie fressen sich durch Empathie und Sympathie, entsichern die Menschen damit Stück um Stück – ob Loser oder Winner –, und mehren die Dyspathie, die in einem Wort zugleich schweres Leid und die Unfähigkeit, es zu empfinden, bedeutet“ (Glatz 2012, www).

211

Kampf führe nur zum „eingeschriebenen Ziel“, der Erneuerung von Herrschaft:

„Dem Kampf zu entkommen ist in der aktuellen kapitalistischen Gesellschaft, die Konkurrenz auch in ihrem Inneren nicht bloß zu einer unausweichlichen Naturerscheinung, sondern zu einem heiligen Prinzip erklärt hat, schier unmöglich. Kampf und Konkurrenz und Freundschaften, die auf gemeinsamen Feinden beruhen, gehören zu den Essentials dessen, was eins zu lernen hat und lernt in dieser Lebensweise – und was den Weg heraus aus ihr so schwierig macht. Nur das Personal der Herrschaft kann gestürzt werden, sie selber ist ein Phönix, sie ersteht neu aus dem Flammen des Kampfs. Eine Lebensweise kann nur verlernt werden, indem eine neue erlernt wird“ (Glatz 2012, www).

Nachfragen

212

An den referierten Texten zum Klassenkampf fällt zunächst einmal ins Auge, dass ein bestimmtes Verständnis von Klasse und Klassenkampf zur Voraussetzung gemacht wird. Dieses Verständnis wird von sozialdemokratischen und leninistischen Positionen übernommen. Zweitens wird das Kapital als ein, wie es häufig heißt, „automatisches Subjekt“⁴ charakterisiert, das einen scheinbar voraussetzungslosen Formzusammenhang bildet. Ihm sollen die Individuen einerseits unterliegen, andererseits aber nicht vollständig. Letzterer Aspekt soll den möglichen Einsatzpunkt von praktischer Kritik markieren. Drittens wird eine Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise als eine bewusste Kooperation gegen das Kapital verstanden – wobei die *bewusste* Opposition gegen die Formbestimmungen dieser Produktionsweise als unabdingbare Voraussetzung sinnvollen Widerstands betont wird. Mit dieser Annahme verbinden sich bei Schandl und Glatz eine grundlegende Skepsis gegenüber oder gar Ablehnung von sozialen Bewegungen und in weiterer Folge des sozialen Kampfes überhaupt. Bei anderen Autoren, namentlich Lohoff, Kurz und Trenkle, wird der soziale Kampf als notwendiges Element einer anti-kapitalistischen Perspektive beibehalten, jedoch nur in einer Perspektive der grundlegenden und bewussten Formkritik für aussichtsreich gehalten, ansonsten als potenziell gefährlich angesehen. Viertens wird die Klassenanalyse als theoretisch wenig oder nicht mehr gehaltvoll betrachtet. Die postmoderne Gesellschaft mache den Klassenbegriff obsolet. Dabei wird auf eine Differenzierung der Lebenslagen und die abnehmende Identifikation mit einer – wie immer bestimmten – Klassenposition verwiesen. Zudem wird eine zunehmende Flexibilisierung und Prekarisierung betont, was die Klassenpositionen verwische oder deren Relevanz unterminierte. Diese Betrachtungsweise wird mit der Annahme verkoppelt, wonach sich das Kapital

4 Der Begriff bezieht sich auf MEW 23, 168 f.

von einer primär integrierenden zu einer vorrangig desintegrierenden Dynamik gewandelt habe – dies verbindet sich mit der in wertformkritischem Zusammenhang hier diskutierter Provenienz formulierten „fundamentalen Krisentheorie“, wonach es zu einem „Abschmelzen der Werts substanz“ komme, was einer integrativen Dynamik des Kapitals nachhaltig den Boden entziehe.

Was ist an diesen Kritiken positiv aufzunehmen, was zu problematisieren? Es fällt ins Auge, dass die oben referierten Kritiken von Klasse und Klassenkampf sich vorrangig mit Bezug auf die „Arbeiterklasse“ – oder was jeweils dafür gehalten wird – abarbeiten. Die systematischen und seit den 1980er Jahren fortschreitenden Angriffe auf Lebensbedingungen und -perspektiven, geschweige denn emanzipatorische Versuche von ohnehin schon benachteiligten Menschen weltweit werden in Texten von *Krisis*, *Streifzüge* und *Exit* zwar regelmäßig benannt, bleiben jedoch von den Überlegungen zur Klassenbegrifflichkeit ausgespart. Bei Robert Kurz beispielsweise dominiert die vage Rede von einer „politischen Klasse“ wenn er auf die gesellschaftliche Gruppe zu sprechen kommt, die solche Angriffe ins Werk setzt. Diese Angriffe sollen aus dem von ihm unterstellten „automatischen Subjekt“ folgen, als deren „Charaktermaske“ sich die besagte politische Klasse erweisen solle. Warum dies der Fall ist, bleibt unklar.

Gerade die Aussparung einer Klassenbegrifflichkeit rückt daher die referierten Positionen in die Nähe einer – von diesen zu Recht kritisierten – „Subjektillusion“, wonach beispielsweise ökonomische Akteure dem Motiv einer individuellen Gier folgen. Denn ohne eine Klassenbegrifflichkeit bleibt unklar, warum die Kapitalistenklasse genau diese und jene Politik ins Werk setzt und kein andere. Als Erklärung bleibt letztlich nur Dummheit übrig. Oder es wird unterstellt, dass insbesondere die Kapitalistenklasse im Banne eines umfassenden Verblendungszusammenhangs verharre. Dieser Schluss wird selten explizit und mit theoretischer Fundierung gezogen, wird jedoch von Robert Kurz extensiv auf

von ihm ausgemachte Gegner angewandt. Er ist jedoch implizit angelegt – so wenig er auch überzeugen kann. Eine bestimmte Interpretation der Marxschen Formulierung, wonach der Kapitalist „das mit Willen und Bewusstsein begabte Kapital“ darstellt, scheint dieser Sichtweise zu unterliegen. Der Kapitalist wäre sozusagen nur der Exekutor einer ihm vollständig äußerlichen Handlungsrationalität. Doch kann diese Formulierung auf zweierlei Art verstanden werden. Unter der Annahme eines „automatischen Subjekts“ wird das Kapital zum eigentlichen Akteur. Diese Interpretation jedoch löst gerade den von Marx kritisierten Fetischismus des Kapitals in eine wirkliche Geschichts- oder Naturkraft auf und würde Kritik somit unmöglich machen. Anders herum gelesen enthält die Formulierung dagegen eine Klassendefinition: Kapitalist ist ein Individuum insoweit, als es nach dem Gesichtspunkt der Kapitalvermehrung handelt. Warum es nach diesem Gesichtspunkt handelt, bleibt gesondert zu begründen, und zwar weder durch einen vorgeblich allgemeinen Verblendungszusammenhang noch durch individuelle Defizite.

Es dürfte evident sein, dass die Politiken der G8, der EU – beispielsweise deren drakonische Maßnahmen gegen Griechenland –, der Weltbank, des IWF und anderer vergleichbarer Apparate Strategien der Kapitalistenklasse darstellen, die Profitrate zu maximieren beziehungsweise deren Fall zu verhindern. Damit ist nicht gesagt, dass es keine gegensätzlichen Interessen innerhalb dieser Klasse gibt – deren Vermittlung *qua* Hegemonie bestimmter Kapitalfraktionen ja nicht zuletzt der Staat dient. Klar wird damit jedoch, dass der eine Pol des Kapitalverhältnisses, die Kapitalistenklasse, deutlich zu fassen ist, sogar empirisch – wie sehr sich auch der andere Pol des Kapitalverhältnisses, das heißt jene Klasse, die vom Kapital ausgebeutet wird, uneinheitlich und uneindeutig darstellt. Wenn der eine Pol des Kapitalverhältnisses sich klar und ohne großen theoretischen Aufwand herauschält, dann ist der andere Pol *per definitionem* klassenbegrifflich ebenso fassbar.

Persönliche oder sachliche Herrschaft?

Marx untersucht im *Kapital* unter zunächst den Voraussetzungen der bürgerlichen Ökonomie, wie die Kategorien (Wert, Geld, Profit etc.) und Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Ökonomie auf soziale Verhältnisse zurückgeführt oder als solche verstanden werden können. Zu den Voraussetzungen der bürgerlichen Ökonomie zählt, dass es in der Ökonomie keine systematische Übervorteilung gibt und sich alle Transaktionen in Verhältnisse von äquivalentem Tausch auflösen lassen (woran sich bürgerliche Vorstellungen von Gleichheit und Gerechtigkeit anheften, die hier nicht Thema sein sollen). Marx zeigt im Verlauf der drei Bände des *Kapital*, die erst im Ganzen betrachtet die gesamte dafür notwendige Argumentation ergeben, dass sich Profit und Kapital unter diesen Voraussetzungen der bürgerlichen Ökonomie nicht erklären lassen: die Arbeitskraft ist keine Ware, Profit entsteht nicht auf dem Markt. In der oben referierten Variante einer wertformkritischen Lesart des *Kapital* wird die Warenform als die zentrale Formbestimmung der kapitalistischen Produktionsweise, die Klasse als abgeleitete Kategorie betrachtet. Diese Herangehensweise nimmt den methodischen Ausgangspunkt von Marxens Analyse gewissermaßen für ihr Resultat. Tatsächlich lässt sich der Anfang des *Kapital* aber als eine theoretische Problemstellung verstehen, die von Marx erst im Verlauf einer umfangreichen Analyse aufgelöst wird. Diese Problemstellung besteht in einem zunächst unerklärlich gesellschaftlichen Charakter der Arbeitsprodukte. Der weitere Gang der Argumentation entwickelt alle Kategorien der ökonomischen Wissenschaft – als Systematisierungen eines Alltagsverstands der Akteure in der kapitalistischen Produktionsweise – nacheinander aus sich heraus, indem immer wieder logische Defizite einer begrifflichen Begründung der Kategorien auf einer bestimmten Darstellungsebene festgestellt und durch Einführung einer weiteren Kategorie teilweise gelöst werden.⁵

215

5 Siehe für eine beispielhafte Explikation dieser Lesart Rakowitz (2003).

Insgesamt betrachtet führt die Marxsche Darstellung somit von der allgemeinsten beziehungsweise elementaren Kategorie der kapitalistischen Produktionsweise – der Ware – über eine Abfolge von Vermittlungsschritten und weiteren, spezifischeren Kategorien bis an den Punkt, aus dem die Voraussetzung sich aus dem Resultat erklärt: Die scheinbar einfache und zunächst voraussetzungslos eingeführte Kategorie der Ware wird als Produkt der kapitalistischen *Produktionsweise*, als spezifisch *kapitalistische* Ware erkennbar; die Unterteilung der Klassen nach ihren Einkommensarten, die Marx erst am Ende des dritten Bandes des *Kapital* anreißt, wird entsprechend als Voraussetzung der einfachen Form der Ware begreifbar. Es ist somit weder zutreffend, die Warenform zum Wesen des Kapitalismus zu erklären noch den Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit, der in der Warenform als widersprüchlicher Einheit von Wert und Gebrauchswert begrifflich eingeschlossen ist – eine Interpretation, die Harry Cleaver in seiner Studie *Das Kapital politisch lesen* exemplifiziert hat (Cleaver 2011). Beide Formbestimmungen verweisen aufeinander. Was in der Warenform begrifflich schon enthalten ist, zeigt sich am Ende der Analyse von Marx als Ergebnis des kapitalistischen Klassenverhältnisses. Dieser Verweisungszusammenhang lässt sich methodisch zureichend letztlich nur in der von Marx im *Kapital* gewählten Weise darstellen. Cleavers Interpretation macht diese Beziehung zwischen Anfangs- und Endpunkt des *Kapital* in fokussierter Weise deutlich, indem er sie darstellungstechnisch kurzschließt.

Das Wesen des Kapitals, seine übergreifende Struktur ist die widersprüchliche, prozessierende Einheit von Wert und Nicht-Wert. Diese Struktur zeigt sich in verschiedenen Aspekten. Für unsere Fragestellung ist dem nicht weiter nachzugehen, jedoch ist hier der Hinweis auf die gleichartige Widerspruchsstruktur der beiden Akteure des Kapitalverhältnisses wesentlich, von Kapitalist und Arbeiterin oder Arbeiter. Diese beiden Akteure stellen einerseits jeweils den abstrakten Pol des Kapitalverhältnisses dar; zu-

gleich bestehen diese Pole andererseits aus lebendigen Menschen. Hierin lässt sich die scheinbar automatische Subjektivität des Kapitals mit der tatsächlichen, konkreten Subjektivität der lebendigen Menschen vermitteln. Diese Subjektivität bestimmt sich unterschiedlich, der jeweiligen Klassenposition entsprechend. Eine solche Lesart vermeidet also nicht zuletzt den vorschnellen Schluss, beim Kapital handele es sich um ein so genanntes automatisches Subjekt. Das Kapital erscheint als ein solches nur auf der Analyseebene der Zirkulationssphäre. Eine bestimmte Erscheinungsform des Kapitals beschreibt nicht schon das Ergebnis der ganzen Analyse. Aus einer solchen Lesart ergibt sich auch ein Verständnis von Klasse, das den scheinbaren Gegensatz zwischen persönlicher und sachlicher Herrschaft überwindet. Der Fetischbegriff bei Marx suggeriert eine historische Spezifik von kapitalistischer Herrschaft, die sich von so genannten persönlichen Herrschaftsverhältnissen früherer Produktionsweisen grundsätzlich unterscheidet. Ein solches Herrschaftsverständnis unterliegt letztlich auch der Kritik an Klasse und Klassenkampf, die von der hier diskutierten Strömung der Wertformkritik formuliert wird. Klasse wird nicht zuletzt deshalb als politisch-praktisch wie analytisch unbrauchbar betrachtet, weil sie auf ein Verständnis von Herrschaft als eine persönliche Kommando- beziehungsweise Herrschaft verweise. Diese sei für den Kapitalismus jedoch nicht konstitutiv. Vielmehr regiere hier eine „subjektlose Herrschaft“ (Kurz 1993, www).

217

Michael Heinrich, der eine Klassenanalyse keineswegs ablehnt, verweist trotz dieses Unterschieds zur besagten wertformkritischen Strömung mit durchaus ähnlicher Zielrichtung darauf, dass in der bürgerlichen Gesellschaft alle Klassen einem Fetischismus unterliegen. Insofern gebe es, so die Schlussfolgerung, keine persönliche, nur eine sachliche Herrschaft:

„Spezifisch für den Kapitalismus ist weder Ausbeutung noch Klassenherrschaft [...]. Was die kapitalistische Form von Klassenherrschaft von allen anderen unterscheidet, sind sach-

liche Herrschaft und Fetischismus. [...] Die sachliche Herrschaft ist aber gerade nicht ‚Ergänzung‘ persönlicher Herrschaftsverhältnisse, es ist die für die kapitalistischen Verhältnisse spezifische, strukturierende Form von Herrschaft. Die den Kapitalismus charakterisierende Klassenherrschaft beruht gerade nicht mehr auf dem persönlichen Zwang, sondern auf dem sachlichen Zwang“ (Heinrich 2004, www).

218 Auch von dieser Seite her betrachtet würde man folglich zu einer Konzeption der Marxschen Analyse gelangen, welche die Klasse als abgeleitete Kategorie und die Warenform als logisch primäre versteht, die Warenform würde also das Wesen des Kapitalismus bezeichnen. In der Sicht von Michael Heinrich besteht also eine grundsätzliche Differenz zwischen vor-kapitalistischer und kapitalistischer Herrschaft. Dieser Sicht stehen zwei alternative Perspektiven gegenüber. Während bestimmte Stränge eines klassischen Marxismus dazu tendieren, die Warenform nur als eine oberflächliche Verkleidung letztlich persönlich gedachter Klassenherrschaft zu verstehen, formulierten etwa Robert Kurz und Ernst Lohoff in jüngeren Artikeln eine Sicht auf Geschichte als eine Geschichte von Fetischverhältnissen überhaupt.⁶ In diesen beiden Perspektiven wird die Differenz zwischen vor-kapitalistischen und kapitalistischen Gesellschaftsformen relativiert. Diese Relativierung hat einiges für sich, allerdings wird damit auch die scheinbar strikte Differenzierung zwischen persönlicher und sachlicher Herrschaft eingeebnet. Dies ist dann klar festzuhalten. In der Tat waren Herrschaftsbeziehungen auch im europäischen Feudalismus nicht persönlich, wenn damit gemeint ist, dass sie sich aus einer scheinbar vor-kulturellen Person heraus legitimierten. Auch im Feudalismus trat die Person als Verkörperung objektiver gesellschaftlicher Formen auf, das Personal der Kirche etwa als Verkörperung der Kirche von Gottes Gnaden, der als die eigentliche Quelle ihrer

6 Lohoff (2005); Kurz, R. (o.J.): Geschichte als Aporie.

Macht erschien, der Adel etwa als Verkörperung einer bestimmten Familie und ihres Blutes. Was diese vor-kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse von den kapitalistischen unterscheidet, ist folglich nicht ein persönlicher Charakter, wenn damit gemeint ist, dass es sich um nicht-fetischistische, nicht an „Sachen“ im Sinn von Institutionen, dem Blut und so weiter gebundene Formen handelt. Vielmehr galten diese Herrschaftspositionen als untrennbar mit Personen verwachsen (im Sinn eines Standes), während die Klassenposition im Kapitalismus nicht mit den Personen verwachsen ist, sondern mit einer Funktionsbestimmung im Formzusammenhang der Kapitalverwertung.⁷ Klassenherrschaft ist daher spezifisch für den Kapitalismus. Richtig ist gleichwohl, dass die „Sachen“ unter den Bedingungen der Klassenherrschaft eine „Fetischisierung“ erfahren, jedoch ist diese im allgemeinen Sinn kein Alleinstellungsmerkmal des Kapitalismus. In ihrer besonderen Form ist die Fetischisierung der „Sachen“ im Kapitalismus indes historisch spezifisch, sie erscheint als ein umfassendes, quantitatives Verhältnis der Dinge, beruhend auf ihrer abstrakten (Tausch-) Wertgröße.

Eine Aufspaltung von Herrschaft in persönliche und sachliche Herrschaft scheint auch noch von einer anderen Seite her problematisch. Wenn mit einem Begriff sachlicher Herrschaft gemeint sein soll, dass es keine Personen mehr gibt, die Zwangsmittel einsetzen, so ist das weder in vor-kapitalistischen Gesellschaften noch in der kapitalistischen Gesellschaft offensichtlich der Fall. Auch beim anscheinend persönlichen Einsatz von Zwangsmitteln, also deren Einsatz durch Personen – eine Funktion, die unter kapitalistischen Verhältnissen das Personal des Staates übernimmt –, ist jedoch immer auch eine Versachlichung im Spiel. Ebenso wenig

7 Dass der Marxsche Begriff des Fetischismus und ein daran anschließendes Emanzipationsverständnis problematisiert werden können, sei hier nur angemerkt.

war der persönliche Einsatz von Zwangsmitteln unter vor-kapitalistischen Verhältnissen auf eine bloß persönliche, scheinbar vor-kulturelle Willkür zurückzuführen. Die Gewalt des Staates, die sich in „persönlicher“ Herrschaft (im Sinn einer Anwendung von Gewalt durch Personen oder der Drohung damit) äußert, bildet offensichtlich die Grundlage der Reproduktion des Kapitals. Der scheinbar „sachliche Zwang“ von ökonomischen Verhältnissen ist damit immer vermittelt mit einem nicht aus diesen Verhältnissen direkt begründbaren „persönlichen Zwang“. Auch unter diesem Gesichtspunkt erweist sich eine Trennung zwischen persönlicher und sachlicher Herrschaft als trügerisch oder missverständlich.

220

Kapitalistische Herrschaft ist damit auch weder per se durchsichtiger noch undurchsichtiger als vor-kapitalistische Herrschaftsformen. Ebenso wenig ist sie per se als eine Zuspitzung oder Intensivierung vor-kapitalistischer Herrschaftsformen zu begreifen – wenngleich die Folgen von Herrschaft im Kapitalismus schon allein aus technologischen, politischen und ökologischen Gründen katastrophaler geworden sind –, sondern zunächst als ein Formwandel. Was sie auszeichnet, ist vielmehr die Vermittlung mit der Warenform, die den Herrschaftsverhältnissen vor dem Kapitalismus äußerlich geblieben ist. Das Ergebnis beziehungsweise die historische Voraussetzung dieser Vermittlung ist die Ablösung des feudalen Standes durch die kapitalistisch bestimmte Klasse. Die *materielle* Trennung der unmittelbar Produzierenden von den Produktionsmitteln, die das Klassenverhältnis zwischen Kapital und Arbeit historisch konstituiert und die Voraussetzung für die Ausbreitung und Vertiefung der Warenform ist, stellt sich auf der Ebene der Subjekte als eine *ideelle* Trennung zwischen den Positionen von Herrschaft beziehungsweise Unterordnung und den diese besetzenden Personen dar.

Zum Stellenwert des Klassenkampfes

Für das Kapitalverhältnis selbst spielt der Klassenkampf zwischen Kapitalisten und Lohnabhängigen die unmittelbare Rolle – er ist im Kapitalverhältnis selbst strukturell eingelassen. Anzumerken ist, dass diese Dimension des Klassenkampfes nicht die allein relevante ist. Der Kampf zwischen Kapitalisten und Bäuerinnen- und Bauernklasse beispielsweise kann vermittelt über die Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft, die neben anderen Faktoren die Profitrate determinieren, ebenso wichtig sein. Der Klassenkampf zwischen Kapitalisten und Lohnabhängigen existiert, weil weder die Lohnabhängigen noch die Kapitalisten vollständig im abstrakten Kapitalverhältnis aufgehen. Betrachten wir zunächst die Seite der Lohnabhängigen, so können wir diese Feststellung auch so ausdrücken, dass der so genannte Verkauf der Ware Arbeitskraft an die Kapitalisten eine Fiktion darstellt. Der herrschenden Ideologie nach wird dabei eine normale Ware verkauft, während es sich tatsächlich weder um eine Ware handelt noch um einen Verkauf. Dies ist ein Punkt, an dem die widersprüchliche, prozessierende Einheit von Wert und Nicht-Wert als Kapital deutlich gemacht werden kann. Zwei Gesichtspunkte sind dafür relevant.

221

Erstens verkaufen die Lohnabhängigen im Prozess der Ver-
ausgabe ihrer Arbeitskraft diese nicht. Das Konstrukt einer
Ware Arbeitskraft beruht auf der Voraussetzung, dass sich die
Lohnabhängigen imaginär in zwei Teile spalten könnten. Sie ver-
halten sich demzufolge wie die Eigentümer ihrer selbst zu sich
selbst und trennen sich jeweils in den Verkäufer und in seine Ar-
beitskraft. Diese Illusion beruht auf dem Arbeitsvertrag. Ein Ver-
kauf von Arbeitskraft erfolgt jedoch nur auf dem Papier. Tatsäch-
lich verwenden die vermeintlichen Verkäuferinnen und Verkäufer
einen Teil ihrer Lebenszeit für die Herstellung von Produkten, die
vollständig jemand anderem gehören, der über ihre Lebenszeit zu
verfügen sucht. Dieser andere, der Eigentümer der von ihnen an-
gewandten Produktionsmittel, gibt ihnen einen Teil ihres Pro-

dukts in der Wertform namens Lohn zurück. Im Unterschied zum Verkauf als einem Tausch handelt es sich hierbei um eine Beziehung der – asymmetrischen – Redistribution, um in den von Karl Polanyi geprägten Termini gesellschaftlichen Stoffwechsels zu sprechen (Polanyi 1977). Zweitens wird die Arbeitskraft – anders als alle anderen Waren – nicht für den Verkauf produziert. Die Arbeitskraft ist also eine „fiktive Ware“ (ebd.), und zwar im genannten zweifachen Sinn.

222 Aus Sicht des Kapitals ist die Lohnarbeit jedoch durchaus Ware, Teil seiner selbst (und wird von Marx entsprechend als variables Kapital bezeichnet). Daher kommt auch die Illusion der ökonomischen Wissenschaft, die Arbeitskraft sei ein gegen Maschinerie, Land und Rohstoffe austauschbarer „Produktionsfaktor“. Die Lohnarbeit ist jedoch weit mehr und anderes als lediglich der vom Geldkapital für den Kauf der Ware Arbeitskraft ausgelegte Teil. Es handelt sich um den lebendigen Menschen selbst. Als solcher ist die Lohnarbeit nicht Teil des Kapitals. Das Kapital ist genau aus diesem Grund ein in sich widersprüchliches Verhältnis. Das Kapital ist noch nach einer zweiten Seite hin eine Einheit von Wert und Nicht-Wert. Denn auch die Kapitalisten gehen in der Wertform und in ihrer Bestimmung als „mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital“ (MEW 23, 168) nicht auf. Allerdings auf eine spezifisch andere Art als die Lohnabhängigen.

Die wesentliche subjektiv-objektive, durch die Subjektform der Kapitalistenklasse vermittelte Triebkraft der Kapitalverwertung ist der Erhalt des Status dieser Klasse im Rahmen des spezifisch kapitalistischen Regimes sozialer Anerkennung. Die Kapitalakkumulation wird zwar durch die Konkurrenz erzwungen (Wachstumszwang) und durch die abstrakte Geldlogik des „Niemals genug“ hervorgetrieben (Wachstumsdrang). Nach dieser Seite hin betrachtet ist der Kapitalist Träger einer ihm vorausgesetzten Bewegung des Kapitals. Allerdings ist das Vermittlungsglied zwischen dem strukturellen Zwang und Drang zum Kapitalwachstum einerseits und

dem individuellen (in bestimmten Maßen je verschiedenen) Handeln andererseits die kapitalistische und unternehmerische Subjektform. Kapitalisten und Unternehmer agieren nach Maßgabe der Aufrechterhaltung ihre Statusposition (Exner 2014). Sie müssen aus genau diesem Grund dem scheinbaren Selbstzweck der Kapitalverwertung „gehorschen“, der zunächst als ein „automatisches Subjekt“ erscheint. Dieser Selbstzweck ist jedoch tatsächlich keiner, sondern vielmehr das für die kapitalistische Produktionsweise spezifische Mittel zum konkreten Zweck des Stuserhalts der herrschenden Klasse, das heißt als Träger einer bestimmten Subjektform. Als „automatisches Subjekt“ erscheint das Kapital nur aus der Perspektive des Marktes, die von den Akteuren abstrahiert und das Kapital auf Tauschakte reduziert, anstatt nach den im Kapitalismus vorfindlichen sozialen Verhältnissen zu fragen. Diese sind unter den Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise eben keine zwischen einfachen Privatproduzenten, die für einen gesellschaftlichen Bedarf produzieren, sondern solche zwischen *kapitalistischen* Privatproduzenten, die also Lohnarbeit einsetzen.

Während die Lohnabhängigen sich über den sogenannten Verkauf der Ware Arbeitskraft reproduzieren und das eingenommene Geld für im weiteren Sinne Lebensmittel (Essen, Wohnung, Mobilität etc.) eintauschen, reproduziert sich die Kapitalistenklasse über die Ausbeutung der Arbeitskräfte und tauscht das eingenommene Geld zum größten Teil gegen Produktionsmittel und Arbeitskräfte zur Kapitalerweiterung. Das Ziel der Geldzirkulation (der Markttransaktion) ist in beiden Fällen unterschiedlich: das eine Mal ist es die Ware als ein konkreter Gebrauchswert (der die in der Postmoderne wesentlichen semiotischen, „immateriellen“ Qualitäten einschließt), das andere Mal ist es die Ware als abstrakter ökonomischer Wert. Die „kleine Zirkulation“ (Marx) der Löhne folgt dem Muster $w - g - w$: Die Ware Arbeitskraft (w) tauscht sich gegen Geld (g) ein und erhält ihren Wert als Lohn zurück, der sich gegen Lebensmittel (w) zur Reproduktion

der Ware Arbeitskraft eintauscht. Die Zirkulation des Kapitals folgt dagegen dem Muster $G - W - G'$: Geld (G) wird zum Kauf von Arbeitskraft und Produktionsmitteln vorgeschossen, die Waren (W) produzieren, die mehr Geld (G') einbringen, als ihre Herstellung gekostet hat. Anfangs- und Endpunkt ist hier der abstrakte Wert, nicht der Gebrauchswert. Die Bewegung des abstrakten Werts, der sich im Geld ausdrückt, zeigt zugleich eine quantitative Vergrößerung, den Profit und das nach Reinvestition erfolgende Kapitalwachstum.

224

Das ökonomische Interesse der Angehörigen der lohnabhängigen Klasse ist demnach im Kern ihr Selbsterhalt als physisch-kognitiv-emotionale Wesen, das der Kapitalisten jedoch – neben solchem Selbsterhalt – der Erhalt ihrer (den Lohnabhängigen übergeordneten, diese dominierenden) prämierten Klassenposition. Der Selbsterhalt ist von der historisch spezifischen Form, in welcher er erfolgt, unabhängig; alle Menschen müssen beispielsweise essen, egal ob sie die Nahrungsmittel kaufen oder in einer Gemeinschaft selbst produzieren; alle Menschen brauchen irgendeine Art sozialer Anerkennung, egal ob sie diese über den Lohn für Arbeit erhalten oder nicht. Das gilt nicht für den Erhalt der Kapitalistenklasse als Klasse. Sie hängt spezifisch davon ab, dass die Produktionsweise auf dem abstrakten ökonomischen Wert (als herrschender Form des gesellschaftlichen Stoffwechsels) beruht. Sie könnte sich freilich auch in einer anderen historischen Form, also als nicht-wertförmige Herrschaft, reproduzieren. Dass die Angehörigen der lohnabhängigen Klasse und ihr Interesse am Selbsterhalt als konkrete Menschen sich als Teil des Kapitalzusammenhangs darstellen und dadurch formbestimmt in Erscheinung treten, wollen Lohoff und Kurz in *Der Klassenkampf-Fetisch* als Einwand gegen eine solche Differenzierung von Interessen geltend machen. Dass sich sowohl Kapitalisten als auch Lohnabhängige auf einen diesen beiden Klassen logisch vorausgesetzten Formzusammenhang beziehen, bedeutet jedoch nicht, dass sie nicht zwei

strukturell unterschiedliche Perspektiven auf diesen Formzusammenhang entwickeln oder diese den Angehörigen dieser Klassen strukturell nahegelegt werden. Dieser Unterschied begründet überhaupt die Möglichkeit der Emanzipation: Lohnabhängige müssen nicht mit Lohn, sondern können auch mit den konkreten Gütern und Diensten (oder, vielleicht als Vorstufe dazu, mit einem Grundeinkommen) zufrieden gestellt werden. Der Lohn ist ihnen Mittel zum Zweck ihrer Daseinssicherung – von der Statuskonkurrenz, die der kapitalistischen Einkommenshierarchie eingebaut ist, einmal abgesehen. Kapital ist für den Kapitalisten jedoch mehr als das spezifische Mittel (eigentlich: Verhältnis), um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Es ist für ihn die Möglichkeit, seine besondere Statusposition zu erhalten und erweitert zu reproduzieren. **225**

Der Klassenkampf ist nicht nur ein immanenter Interessengegensatz der kapitalistischen Produktionsweise, das heißt ein Gegensatz zwischen ökonomischen Interessen, die erst das Kapital selbst konstituiert. Der Klassenkampf ist der Selbstwiderspruch des Kapitalverhältnisses. Das Kapital widerspricht sich selbst, weil es einerseits ein scheinbar geschlossenes System der Selbstverwertung bildet, worin der Wert sich selbst verwertet, worin aus Geld mehr Geld wird. Andererseits kann sich dieses System der Selbstverwertung auf der Grundlage des Werts jedoch weder reproduzieren noch erweitern. Es ist immer auf einem nicht in ihm aufgehenden, gleichwohl konstitutiven „Außen“ gegründet, es bildet eben gerade keine geschlossene Ganzheit, kann sich nicht auf seiner eigenen Grundlage reproduzieren. Die Geldwirtschaft benötigt die nicht-monetarisierte Sphäre, das Kommando und die Konkurrenz benötigen die eigenständige, selbsttätige Kooperation. Die Verwertung der abstrakten Arbeit benötigt die konkrete Tätigkeit der lebendigen Arbeitskraft, der „Wille“ des Kapitals als abstrakter Wert ruht auf dem konkreten Willen zum Erhalt einer prämierten Statusposition seitens der Kapitalistenklasse.

Unter anderem wird der Selbstwiderspruch des Kapitals, der sich im Klassenkampf äußert, im Widerstand gegen geschlechtliche Zuschreibungen und Arbeitsteilungen deutlich. Das Kapital beruht auf der Ausbeutung der Ware Arbeitskraft, die gerade nicht kapitalistisch produziert wird, sondern in Form der Hausarbeit, die zumindest idealtypisch im Fordismus weiblich konnotiert und den Frauen zugewiesen war (Federici 2012). Gegen diese Ausbeutung gab und gibt es mannigfachen Widerstand. Dies bedeutet nicht, auch noch den Feminismus einem sozialdemokratisch-leninistisch gedachten Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit unterzuordnen – etwa im Sinn eines Nebenwiderspruchs, der angeblich dem Verhältnis Kapital/Arbeit subsumiert wäre. Vielmehr kommt es umgekehrt darauf an, das Kapitalverhältnis nicht im ökonomistisch verkürzten Sinn zu verstehen, sondern als eine Verdichtung einer Reihe gesellschaftlicher Verhältnisse, darunter an wesentlicher Stelle in seiner Verschränkung mit dem Geschlechterverhältnis.

Diese Bemerkungen bedeuten nun nicht, dass der Klassenkampf von unten tatsächlich eine besondere Stärke entfaltet oder gar quasi naturgesetzlich das Kapital auflöst. Der Klassenkampf von unten ist Ausdruck des Umstands, dass Menschen niemals völlig in den Herrschaftsverhältnissen aufgehen. Sie können allerdings in sehr weitgehendem Ausmaß darin aufgehen, was sich als Schwächung des Klassenkampfes von unten äußert. Der Begriff des Klassenkampfes von unten verweist im Allgemeinen nicht auf ein Kollektivsubjekt, sondern auf einen systematischen, nicht jedoch unbedingt kollektiven Widerstand der lohnabhängigen Klasse gegen das Kapital. Ebenso ist der Klassenkampf von oben systematisch wirksam. Der Kampf ist Teil des Kapitals. Der Widerstand gegen den Klassenkampf von oben ist zwar nur selten koordiniert und organisiert. Er tritt dennoch systematisch im Sinn von strukturell bedingt regelmäßig auf, weil das Kapital eine Herrschaftsbeziehung darstellt, worin eine Gruppe von Menschen ihren (formbestimmten) Willen gegen den Eigensinn einer anderen durchzusetzen versucht.

Klassenkampf und Konkurrenz

In der wertformkritischen Sichtweise *sensu Krisis, Streifzüge* und *Exit* ist der Klassenkampf eine spezifische Variante der Konkurrenz. Doch handelt es sich bei Klassenkampf und Konkurrenz um unterschiedliche Konfliktformen. Die Konkurrenz ist das Bestreben zweier Individuen oder Gruppen, dieselbe Ressource anzueignen, ohne dass eine Kommando- beziehungsweise ein Herrschaftsverhältnis besteht. Die Konkurrenz schädigt beide Konkurrenten, allerdings mitunter in verschiedenem Ausmaß (zum Teil abhängig von der Art der Ressource, die angeeignet werden soll). Beide Konkurrenten müssen Ressourcen für Aufbau, Erhalt und Einsatz ihrer Konkurrenzfähigkeit verwenden, wobei letztlich die anzueignende Ressource entweder zu gleichen Teilen oder ungleich aufgeteilt wird. Die Konkurrenz ist zudem als solche rechtskonform. Beispiele für Konkurrenzverhältnisse sind zwei Kapitalien, die um Mehrwert konkurrieren, zwei Lohnabhängige, die sich für den selben Arbeitsplatz bewerben, oder zwei nationale Klassen von Lohnabhängigen, die in Konkurrenz um Arbeitsplätze stehen. Die Widerstandsform gegen die Konkurrenz ist die Kooperation. Sie ist als solche in der kapitalistischen Produktionsweise allgegenwärtig – von der Kooperation im Betrieb bis zum Firmennetzwerk. Allerdings kann die Kooperation als Widerstandsform gegen die Konkurrenz in bestimmten Situationen illegalisiert sein, etwa bei Bildung eines Kartells oder (in manchen Ländern) im Fall eines Streiks. Kooperation ist nicht nur die erste Voraussetzung für die Steigerung der Produktivität der Arbeit, sondern dient unter kapitalistischen Bedingungen damit auch der Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit des jeweiligen Kooperationsverbands. Das Klassenverhältnis besteht dagegen in Herrschaft, einer Beziehung, worin nur eine der beiden involvierten Gruppen geschädigt wird, denn die Lohnabhängigen verfügen nur über einen Teil ihres Produkts, während die Kapitalisten ohne Lohnabhängige gar kein Produkt aneignen könnten. Dieses Argument ist valide unabhängig davon,

ob die Lohnabhängigen auch tatsächlich ohne das Kapital produzieren würden – also ohne den durch das Kapital organisierten und restringierten Zugang zu den Produktionsmitteln. Lohnabhängige konkurrieren nicht mit Kapitalisten um den Wert (oder Mehrwert). Diese Sichtweise gleicht mehr einer rhetorisch-suggestiven Wendung, welche die Figur des „automatischen Subjekts“ nahelegt, das sich als scheinbar von soziologischen Kategorien (und sozialen Verhältnissen) „gereinigt“ darstellt, als bloße Selbstbezüglichkeit von Wert auf Wert als Mehrwert, als eine dem Kapital wie den Lohnabhängigen fetischistisch-äußerliche Bewegung ihres eigenen gesellschaftlichen Zusammenhangs. Tatsächlich ist dieser Zusammenhang nicht allein durch den Wert, sondern auch durch das Ausbeutungsverhältnis gegeben, das den Wert produziert.

Konkurrenz und Klassenkampf sind voneinander zu unterscheiden. Die Kooperation dagegen quert beide Konfliktformen und kann sowohl der Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit als auch der Absicherung von Herrschaft oder dem Kampf dagegen dienen. Die Kooperation ist zu großen Teilen daher nicht nur integraler Bestandteil des Kapitalismus, sondern auch rechtskonform. Der Klassenkampf von unten dagegen ist grundsätzlich nicht rechtskonform, sondern bricht das bürgerliche Recht. Die paradoxe Institutionalisierung des Rechtsbruchs in Gestalt legalen Streiks ist eine Errungenschaft des Klassenkampfes von unten und nicht Teil einer „Logik des Kapitals“. Insoweit sich sowohl im regulären Verlauf der kapitalistischen Produktionsweise als auch in Situationen der Krise sowie in einem Szenario einer gesamtgesellschaftlichen Transformation, die über diese Produktionsweise hinausgeht, gegensätzliche Bestrebungen artikulieren oder artikulieren würden, scheint der Begriff des sozialen Kampfes zwar rhetorisch durch den der Auseinandersetzung austauschbar, aber inhaltlich letztlich nicht verzichtbar. Diese Feststellung ist nicht mit einer Affirmation des Kampfes um seiner selbst willen ident.

Aus dem hier vorgelegten strukturellen Zugang zum Klassenbegriff folgend – im Unterschied zu einem empirisch-soziologischen Ansatz – sind die sozialen Klassen deduktiv zu gewinnen und nicht induktiv durch eine Sortierung von Individuen nach etwa kulturellen Kriterien.⁸ Dass Individuen zwischen verschiedenen Klassenpositionen wechseln (können), ist in dieser Sicht ebenso wenig ein relevanter Einwand wie die Feststellung, dass sich Identitäten nicht notwendigerweise oder gar nicht wesentlich über die Klassenposition bestimmen.⁹

Schlussbemerkungen

Ein Gesamtfazit der oben referierten wertformkritischen Sicht auf den Klassenkampf und die Kategorie der Klasse fällt gemischt aus. Der Kritik an sozialdemokratisch-leninistischen Verständnissen von Klassenkampf kann gefolgt werden, allerdings ist eine Verengung des Begriffs von Klassenkampf auf derartige Ver-

229

- 8 Es ist nicht schwierig, eine Klasseneinteilung auf dieser Basis zu treffen, die sich aus der Stellung zu den Produktionsmitteln ergibt: Verelendete, Lohnabhängige, vorrangig oder ausschließlich subsistent Produzierende, Kleinbürgertum und Kapitalisten. Ohne eine solche analytische Struktur lassen sich – um nur drei Beispiele zu geben – weder Ursprünge, Inhalte und Strategien einer politisch wirkmächtigen Massenbewegung wie La Via Campesina verstehen noch der historische anti-koloniale Befreiungskampf oder die historisch wie kontemporär ungleiche soziale Verteilung antisemitischer Ideologien und autoritärer Haltungen. Dies bedeutet nicht, dass eine Klassenanalyse schon allein dafür ausreicht oder deterministisch verstanden werden sollte. Auch ist sie dynamisch zu konzipieren, das heißt, Auf- und Abstiegsprozesse sind in den Blick zu nehmen.
- 9 Die Anmerkung soll genügen, dass auch unter postmodernen Bedingungen der Wechsel selbst der Schicht- und Milieuzugehörigkeit weit schwieriger ist, als der hegemoniale postmoderne Diskurs suggeriert. Die Fähigkeit zum raschen Wandel der Identität ist selbst Spezifikum mit bestimmtem „kulturellem Kapital“ und ökonomischen Ressourcen ausgestatteter Klassenpositionen.

ständnisse nicht nachvollziehbar. Denn damit wird nicht zuletzt die Verbindung der Marxschen immanenten Formkritik mit einer Analyse der realen gesellschaftlichen Verhältnisse gekappt. Sie erschließen erst in der gemeinsamen Betrachtung das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise. Ohne eine Klassenbegrifflichkeit bleibt die Analyse der Wertformen gewissermaßen auf der Ebene einer Systemtheorie stehen, die mit dem Konzept funktionaler Differenzierung operiert. Ein so verstandener theoretischer Zugang zur kapitalistisch geprägten Gesellschaft ist unkritisch. Denn eine bloße Beschreibung dieser Gesellschaft mittels funktionaler Differenzierung und autopoetischer, eigenlogischer sozialer Sphären wird bereits für ein adäquates Verständnis der Bestimmungsgründe dieser Phänomene beziehungsweise Repräsentationen genommen. Eine solche Beschreibung bleibt mit den realen Prozessen unvermittelt, wird nicht als realer Schein verstehbar. Deshalb kann auch eine kritische Interpretation nicht greifen, die das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise gerade durch Verweis auf solche Systemtheorie benennen will. Denn im Rahmen einer solchen Theorie ist eben systematisch auch kein Raum für eine Veränderung der kapitalistischen Produktionsweise mehr denkbar. Des Weiteren entbehrt die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise und der von ihr dominierten Gesellschaft im globalen Rahmen mit dem Verlust einer Klassenbegrifflichkeit ein wesentliches heuristisches Element.

Der Zusammenschluss der Klassenkampfkritik mit einer bestimmten Krisentheorie kann nicht überzeugen, auch wenn man die Richtigkeit der von *Krisis*, *Streifzüge* und *Exit* entwickelten Krisentheorie unterstellen würde. Die Lohnabhängigen, die in dieser Theorie ihre Reproduktionsgrundlage im Rahmen des Lohnverhältnisses dauerhaft, weltweit und auf immer größerer Stufenleiter verlieren, verlieren damit nicht ihre Klassenzugehörigkeit. Die sich aus solchen Prozessen ergebenden Konfliktkonstellationen würden sich erneut unter anderem als Klassenkonflikte beschreiben lassen,

solange das Kapital überhaupt eine dominierende Stellung behaupten kann – was nicht bedeutet, dass es auch nur einen großen Teil der Menschen (einer Region) integriert. Eine „Auflösung der Wertform“ ist im Übrigen, anders als diese Krisentheorie prognostiziert, bei Weitem (noch) nicht abzusehen. Die oben diskutierten Positionen kennzeichnet eine Verbindung von analytischen mit politisch-praktischen Gesichtspunkten. Erkenntnisleitend ist der Wunsch nach einer Reformulierung gesellschaftskritischer Theorie. Implizit sollen nicht nur die kontemporären Verhältnisse angemessen verstanden werden, sondern es sollen der Intervention in diese Verhältnisse auch Mittel an die Hand gegeben werden, die sowohl von einer größeren Zahl von Menschen verstanden werden können als auch in Richtung auf eine emanzipatorische Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise zielen. In dieser zweifachen Hinsicht wird die Klassenbegrifflichkeit als unbrauchbar betrachtet. Doch scheint es so zu sein, dass der politisch-praktische Gesichtspunkt dabei den analytischen dominiert, sich also der analytische Gesichtspunkt aus der politisch-praktischen Schwäche des Klassenkampfes von unten oder den Konjunkturen der Klassenkampfrhetorik ergibt; oder was für den Klassenkampf und diese Konjunkturen gehalten wird. So wichtig ein Hinterfragen des eigenen analytischen Zugangs angesichts praktisch-politischer Schwäche auch ist – nicht jede solche Schwäche beruht auf einer schwachen Analyse; und nicht jede praktisch-politische Stärke gründet auf einer starken Analyse. Ich würde demgegenüber nicht zuletzt aus diesem Grund für eine Trennung von analytischen und politisch-praktischen Gesichtspunkten plädieren. Ob ein Klassenvokabular für praktische Interventionen in gesellschaftliche Auseinandersetzungen oder Prozesse alternativer Organisierung brauchbar ist oder nicht, muss jeweils konkret und situativ entschieden werden. Auf der anderen Seite müssen unter anderem politisch-praktische Überlegungen zwar den Ausgangspunkt, sollten aber nicht den Gang der Analyse bestimmen.

Literatur

- Cleaver, H. (2011): Das Kapital politisch lesen. Eine alternative Interpretation des Marx'schen Hauptwerks. Mandelbaum Verlag, Wien
- Exner, A. (2014): Degrowth and Demonetization. On the Limits of a Post-Capitalist Market Economy. Capitalism, Nature, Socialism. http://www.social-innovation.org/wp-content/uploads/2014/02/Degrowth-and-Demonetization_Exner_CNS.pdf
- Federici, Silvia (2012): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Mandelbaum Verlag, Wien.
- Glatz, Lorenz (2012): Vermutungen über Kampf. <http://www.streifzuege.org/2012/vermutungen-ueber-kampf>
- Heinrich, Michael (2004): Welche Klassen, welche Kämpfe? Eine Antwort auf Karl Reitters „Kapitalismus ohne Klassenkampf“. <http://www.grundrisse.net/>
- Kurz, Robert (1993): Subjektlose Herrschaft. Zur Aufhebung einer verkürzten Gesellschaftskritik. <http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=16&posnr=135&backtext1=text1.php>
- Kurz, Robert (2000): Wir haben ihn so geliebt, den Klassenkampf. Das letzte Gefecht des Arbeitsmarxismus (Teil 1). <http://www.exit-online.org/link.php?tabelle=autoren&posnr=36>
- Kurz, Robert (o.J.): Geschichte als Aporie. Vorläufige Thesen zur Auseinandersetzung um die Historizität von Fetischverhältnissen. <http://www.exit-online.org/link.php?tabelle=autoren&posnr=276>
- Kurz, Robert (o.J.): „Aneignung“ als Modebegriff einer verkürzten Kapitalismuskritik. <http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=schwerpunkte&index=12&posnr=138&backtext1=text1.php>
- Lohoff, Ernst (2005): Die Verzauberung der Welt. Die Subjektform und ihre Konstitutionsgeschichte – eine Skizze. <http://www.krisis.org/2005/die-verzauberung-der-welt>
- Lohoff, Ernst/Kurz, Robert (1989): Der Klassenkampf-Fetisch. Thesen zur Entmythologisierung des Marxismus. <http://www.krisis.org/1989/der-klassenkampf-fetisch> – alle Zitate sind der Online-Version entnommen und daher ohne Seitenangaben
- Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Band 1
- Polanyi, Karl (1977): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Übersetzt von Heinrich Jelinek. Europaverlag, Wien

- Rakowitz, Nadja (2003): Einfache Warenproduktion. Ideal und Ideologie. Freiburg
- Schandl, Franz (2002): Kommunismus oder Klassenkampf?
<http://www.streifzuege.org/2002/kommunismus-oder-klassenkampf>
- Schandl, Franz (2006): Kampf? Bewegung? Politik?
<http://www.streifzuege.org/2006/kampf-bewegung-politik>
- Trenkle, Norbert (2006): Kampf ohne Klassen. Warum das Proletariat im kapitalistischen Krisenprozess nicht wieder aufersteht.
<http://www.krisis.org/2006/kampf-ohne-klassen>

Was spricht eigentlich gegen eine Popularisierung der Marxschen Werttheorie?

Ein Plädoyer für die Wiederaufnahme der „Popularisierungsdebatte“

Versuche, die Marxsche Werttheorie verständlicher zu machen

234

Den Anfang von Marx' *Kapital* – die Werttheorie – zu verstehen, ist bekanntlich sehr schwer. Louis Althusser empfahl deshalb 1969, die schwer zu verstehenden Kapitel 1-3, also den ersten Abschnitt „Ware und Geld“, bei der Lektüre (zumindest erst einmal) schlicht wegzulassen.¹ Andere Bemühungen zur Bewältigung der Verstehensprobleme sind Lesehilfen, die deutlich umfangreicher sind als das Original.² Eine dritte Möglichkeit wären Popularisierungen. Seit der Neuen Marx-Lektüre gilt aber als Faktum: Eine Popularisierung der Marxschen Werttheorie ist nicht möglich; jeg-

- 1 Althusser (o.J., 4): „Ich gebe also gleich folgenden praktischen Rat: beginnen wir die Lektüre des 1. Buches mit dem 2. Abschnitt, ‚Die Verwandlung von Geld in Kapital‘. Man kann meines Erachtens den 1. Abschnitt erst zu verstehen beginnen (und auch nur beginnen), nachdem man ausgehend vom 2. Abschnitt, das ganze 1. Buch immer wieder gelesen hat. Dieser Ratschlag ist mehr als nur ein Ratschlag, er ist eine Empfehlung, die ich als Imperativ verstanden wissen möchte. Jede praktische Erfahrung wird das bestätigen.“ Ebenso in: Louis Althusser: Vorwort für die Leser des I. Bandes des *Kapital*, in: Althusser (1973, 95).
- 2 Z.B. von W. F. Haug und von Michael Heinrich. Heinrich (2009/2013); Haug (2005); Haug (2006). W. F. Haugs Vorlesungen sind mehr als nur eine Lesehilfe, aber in erster Linie sollen sie eine Lesehilfe sein. Eine schon etwas ältere Einführung ist: Lohnberg (1975).

liche Popularisierung ist eine Verschlechterung, Verfälschung, Vulgarisierung. Meine Frage ist: Was taugen die in der Popularisierungsdebatte³ vorgebrachten Argumente gegen eine Popularisierung der Marxschen Werttheorie?

Marx' Position zur Frage von Popularisierungen

Marx selber sah das Problem der Schwerverständlichkeit seiner zentralen Theorie, der Wert-Theorie. Zur Frage möglicher Vereinfachungen äußerte er sich widersprüchlich. Einerseits sprach er von der Unvermeidlichkeit bestimmter Verständnisschwierigkeiten. So heißt es im „Vorwort zur ersten Auflage“ des ersten Bandes des *Kapital*: „Aller Anfang ist schwer, gilt in jeder Wissenschaft. Das Verständnis des ersten Kapitels, namentlich des Abschnitts, der die Analyse der Ware enthält, wird daher die meiste Schwierigkeit machen“ (MEW 23, 11). Und im „Vor- und Nachwort zur französischen Ausgabe“ des ersten Bandes des *Kapital* erklärt Marx: „Die Untersuchungsmethode, deren ich mich bedient habe und die auf ökonomische Probleme noch nicht angewandt wurde, macht die Lektüre der ersten Kapitel ziemlich schwierig [...] Das ist ein Nachteil, gegen den ich nichts weiter unternehmen kann, als die nach Wahrheit strebenden Leser von vornherein darauf hinzuweisen und gefaßt zu machen. Es gibt keine Landstraße für die Wissenschaft, und nur diejenigen haben Aussicht, ihre lichten Höhen zu erreichen, die die Mühe nicht scheuen, ihre steilen Pfade zu erklimmen“ (MEW 23, 31).

Andererseits gibt es zahlreiche Belege dafür, dass Marx Popularisierungen im Allgemeinen – und die Popularisierung seiner schwierigen (Wert-)Theorie im Besonderen – nicht nur für möglich, sondern auch für angebracht hielt. So schreibt er am 28.12. 1862 an Louis Kugelmann: „Wirklich populär können *wissenschaft-*

3 Siehe die Darstellungen bei Hoff (2004, 21-29) und bei Elbe (2010, 283-307).

liche Versuche zur Revolutionierung einer Wissenschaft niemals sein. Ist aber einmal die wissenschaftliche Grundlage gelegt, so ist das Popularisieren leicht“ (Brief Marx an Kugelmann vom 28. Dezember 1862, MEW 30, 640). Und als Marx am 16. September 1868 von Engels gefragt wurde: „Wird nicht eine populäre kurze Darstellung des Inhalts Deines Buchs [der Erstausgabe des *Kapital* Band I von 1867] für Arbeiter ein dringendes Bedürfnis? Wird’s nicht gemacht, so kommt irgendein Moses und macht’s und verballhornt’s. Was denkst Du davon?“ (MEW 32, 149), erklärte Marx noch am selben Tag: „Auch wäre es sehr gut, wenn Du selbst eine kleine Broschüre zum populären Verständnis schriebest“ (MEW 32, 152).⁴ Marx beschränkte sich aber nicht darauf, Engels um eine Popularisierung zu bitten, sondern er bemühte sich selbst bis an sein Lebensende immer wieder darum, seine Theorie klarer, verständlicher, ‚populärer‘ darzustellen. So erklärt er im Vorwort zur französischen Ausgabe (1872-1875) von *Kapital* Band 1 über die zweite deutsche Ausgabe des deutschen Originals von 1872, dort habe er es unternommen, „einige Erörterungen zu vereinfachen, andre zu vervollständigen, ergänzendes historisches oder statistisches Material zu geben, kritische Bemerkungen hinzuzufügen etc.“ (MEW 23, 32).

Und bereits 1865 verfasste Marx selber eine populär geschriebene Darstellung seiner Werttheorie, über die bei Marx-Forschern allerdings so gut wie völliges Schweigen herrscht:⁵ den Vortrag *Lohn, Preis und Profit* (MEW 16, 101-152). Über diesen Vortrag schreibt Marx am 24. Juni 1865 an Engels: „[...] das Ding enthält

4 Weitere Belege: Marx’ Äußerungen zwischen 1876 und 1881 zu den populären Fassungen des ersten Bands des *Kapital* durch Johann Most, Ferdinand Domela Nieuwenhuis, Gabriel Deville und Carlo Cafiero.

5 Soweit ich sehe, äußern sich zu diesem populär geschriebenen Text von Marx nur die Herausgeber der MEW-Ausgabe Bd. 16 und die Herausgeber der MEGA² im Vorwort des Bandes, in dem das englische Original dieses Vortrags abgedruckt ist (MEGA² I/20, I, S. 141-186).

im zweiten Teil, in außerordentlich gedrängter, but relatively popular form, viel Neues, das aus meinem Buch [das damals noch unfertige *Kapital*, Band I] vorweggenommen ist, während es zugleich doch notwendigerweise über allerlei hinwegschlüpfen muß“ (Marx an Engels am 24. Juni 1865, MEW 31, 125). Schließlich bearbeitete Marx die Popularisierung seiner Theorie durch Johann Most: „*Kapital* und Arbeit. Ein populärer Auszug aus *Das Kapital* von Karl Marx“ (1874) für eine zweite, verbesserte Auflage, die 1876 erschien (MEGA² II/8,1, 733-787). Über die amerikanische Übersetzung dieser von ihm verbesserten zweiten Auflage der Most-Ausgabe schreibt Marx an Friedrich Adolph Sorge am 4. September 1878: „Engels wie ich haben die Exemplare richtig erhalten; [...] Unzahl Druckfehler; auch ist einiges in der Übersetzung [...] mangelhaft. Doch habe ich vor, eine etwas *amended* edition⁶ davon [...] für London zu besorgen [...]“ (Marx an Friedrich Adolph Sorge am 4. September 1878, MEW 34, 340).⁷

6 *verbesserte* Ausgabe.

7 Das Vorhaben wurde anscheinend nicht verwirklicht. 1882 empfahl Engels für die USA die Herausgabe folgender drei Schriften: das „Kommunistische Manifest“, „Die Lage der arbeitenden Klasse in England ...“ und die Popularisierung des Marxschen *Kapital* Band I durch Johann Most in der von Marx verbesserten Fassung. Engels schrieb dazu am 25. Juli 1882 an Adolf Hepner in New York (Entwurf): „[...] aus der *zweiten* Auflage des *Mostschen* Auszugs hat Marx (dies privatim!) die größten Mißverständnisse entfernt und einige Zusätze gemacht, so daß dieser Auszug immer noch seine Vorzüge hat und abgedruckt werden könnte. / Sonst wüßte ich Ihnen nicht viel zu empfehlen zum Abdruck“ (MEW 35, S. 344/5).

Die Popularisierungs-Debatte der Neuen Marx-Lektüre

1. Hans-Georg Backhaus' Kritik der Marxschen Verbesserungsbemühungen

238

Grundsätzliche Kritik an Marx' Popularisierungen seiner (Wert-)Theorie übte Backhaus, zuletzt mit seinem programmatischen Aufsatz „Über die Notwendigkeit einer Ent-Popularisierung des Marxschen *Kapitals*“ (Backhaus 1998, 349-371). Laut Backhaus sind die Ergebnisse der Marxschen Bemühungen, seine Werttheorie zu popularisieren, „unauthentisch“ (Backhaus 1997, 16, 349), die Marxsche Popularisierung sei eine „Vulgarisierung“ (Backhaus 1987, 406) seiner Theorie: In der von Marx popularisierten Fassung seiner Wert-Theorie sei es unmöglich, den „Anfang, die Einführung der ersten Grundbegriffe überzeugend zu begründen“ (Backhaus 1997, 370). Die Marxsche Popularisierung gehe somit unvermeidlich zu Lasten der Richtigkeit, der Komplexität der Marxschen Wert-Theorie.

Über das *Kapital* Band I von 1872 fällte Backhaus folgendes Urteil: Die Fassung der Werttheorie in der zweiten Auflage des *Kapital* von 1872 sei ein „irreführende[r] Text“ (Backhaus 1997, 231). Man solle deshalb *Das Kapital* besser „als Not- und Verlegenheitslösung, als Surrogat des ursprünglich geplanten Werks be- greifen [...], dessen Konzeption ungleich breiter und tiefer ange- legt war, d.h. als ein Produkt der Resignation“ (ebd., 18).

2. Backhaus' Verallgemeinerung seiner Kritik

Backhaus stellte fest: Die Marxschen Popularisierungsbemühungen beginnen nicht erst mit der 2. Auflage des *Kapital* Band I von 1872, sondern schon 1859 mit *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*. Backhaus belegte dies mit einer brieflichen Äußerung von Marx. Marx schreibt am 9. Dezember 1861 an Engels: Die geplante Fortsetzung von *Zur Kritik der politischen Ökonomie. Erstes Heft* von 1859 „wird indes viel populärer [...] als in Teil I“ (Backhaus 1997, 207). Der Komparativ „populärer“ beweist für Backhaus, dass

schon in *Zur Kritik der politischen Ökonomie* von 1859 die Darstellung der Werttheorie von Marx popularisiert worden ist.

3. Backhaus' Forderung einer „Ent-Popularisierung“ des Marxschen Kapital

Backhaus verallgemeinerte daraufhin seine Kritik zu der Aussage: Es gebe bei Marx von 1859 an eine zunehmende Popularisierung der Werttheorie, und diese Popularisierungen seien eine zunehmende Verfälschung. Backhaus sah deshalb „die Notwendigkeit einer Ent-Popularisierung des Marxschen *Kapitals*“ (Backhaus 1998, 349-371). Zum Glück gibt es laut Backhaus eine „authentische“ Skizze, eine nicht popularisierte Fassung der Werttheorie durch Marx: den „Urtext“ von 1858, von dem Backhaus als „der einzig authentischen Explikation des Werts“ (ebd., 349) spricht: „Ausschließlich dieser kurze Umriss vermag uns eine Vorstellung darüber zu vermitteln, wie die beiden [...] Kapitel einer dialektischen Wert- und Geldtheorie ursprünglich ausgesehen haben dürften“ (ebd.). Und mit dieser authentischen Originalfassung seien die Marxschen Popularisierungen „inkompatibel“ (Backhaus 1998, 350); das Marxsche Original, der Entwurf im Brief an Engels vom 2. April 1858, sei „nicht-popularisierungsfähig“ (ebd.).

239

4. Was Backhaus konkret untersuchte und was er kritisiert

Im „Nachwort zur zweiten Auflage“ (1873) erklärt Marx: „Kapitel I, 3 (Die Wertform) ist gänzlich umgearbeitet“ (MEW 23, 18). Diese Umarbeitung der 2. Auflage des ersten *Kapital*-Bandes besteht im Wesentlichen in Folgendem: Marx fügt im dritten Abschnitt des ersten Kapitels in die Wertform-Analyse die Geldform ein; in der ersten Auflage hatte Marx sie einen Abschnitt später, im Abschnitt „Der Austauschprozeß der Waren“, behandelt. Marx begründet seine Umarbeitung damit, dass in der ersten Ausgabe des *Kapital* die Wertform zweimal dargestellt ist: einmal im

Text in Kapitel I, 1 und sodann noch einmal in einem Anhang zu Kapitel I, 1 (MEGA II, 5, 1 und 2).

240

Backhaus fragte nun, „ob die Neufassung der Form-Analyse in der 2. Ausgabe als Verbesserung oder vielmehr als Vulgarisierung zu begreifen ist“ (Backhaus 1987, 406). Und er kritisiert sodann Marx' Einarbeitung der Geldform in die Wertform-Analyse als eine fundamentale Verschlechterung:⁸ Marx habe mit seiner Einfügung der Geldform in die Wertform-Analyse den „dialektischen Entwicklungsprozeß“⁹ der Kategorie Kapital eliminiert: „[D]ie Form $G - W - G$ wird nur scheinbar abgeleitet, vielmehr im Widerspruch zur eignen Entwicklungsmethode ‚aus der Empirie hereingenommen‘“ (Backhaus 1998, 370).¹⁰ Somit bleibe der Zusammenhang von Ware und Geld von Marx ‚unabgeleitet‘. Damit sei der Marxsche Anspruch der ‚Geldableitung‘ aufgegeben.

Zur Kritik der Popularisierungskritik von Hans-Georg Backhaus

1. Zum philologischen Gebrauchswert des Marxschen „Urtexts“

Das Backhaussche Lob des Marxschen „Urtexts“ als „der einzig authentischen Explikation“ – Backhaus 1998, 349) der Marxschen Werttheorie ist einigermaßen rätselhaft, denn Backhaus muss selber eingestehen (was er aber anscheinend unproblematisch findet), dass diese „einzig authentische“ Fassung der Marxschen Wert-Theorie nur in Bruchstücken vorliegt: „Unglücklicher-

8 Für Elbe (2010, 283) ist diese Marx-Kritik von Hans-Georg Backhaus nur scheinbar eine „skurrile philologische Schrulle“. Ihm zufolge berührt sie „den Kern des Gegenstands- und Methodenverständnisses der Kritik der politischen Ökonomie“: „Sie ist als Diskussion um den Gegenstand der ersten beiden Kapitel des *Kapital* sowie um die Frage einer unzulässigen Popularisierung der Darstellung dieses Gegenstandes zu begreifen.“

9 Backhaus benutzt hier eine Formulierung aus Marx' „Grundrissen“ (MEW 42, S. 231).

10 Backhaus benutzt hier eine Formulierung aus Marx' „Grundrissen“ (MEW 42, S. 175).

weise blieben vom ‚Urtext‘, der einzig authentischen Explikation des Werts [...] bloß die beiden letzten Abschnitte des zweiten Kapitels ‚Geld‘ erhalten, ferner der erste Abschnitt des dritten Kapitels über die Kategorie Kapital. Die ursprüngliche Fassung des Fundaments der Marxschen Ökonomie-Kritik ist also verlorengegangen“ (ebd.). Das überlieferte Manuskript, das unter dem Titel *Urtext* veröffentlicht worden ist, „enthält allerdings“, so Backhaus, „nicht die wichtigsten Teile – nämlich die Ausarbeitungen zu Wert und Ware. Diese ersten Abschnitte – damit aber das, worauf es methodisch wesentlich ankommt: die Dialektik des Anfangs, die Entfaltung des dialektischen Prinzips ‚Ware überhaupt‘ – sind verlorengegangen“ (Backhaus 1997, 13). Doch Backhaus hat einen Trost bereit: „Es existiert jedoch ein thesenhafter Entwurf dieser verschwundenen Texte, die in einem Brief an Engels vom 2. April 1858 enthaltene ‚short outline of the first part‘¹¹ genannte Skizze über Wert und Geld“ (Backhaus 1998, 349).

2. Zur Haltbarkeit der Vorwürfe von Backhaus

a) Winfried Schwarz' Rechtfertigung der Marxschen Popularisierungsbemühungen

Auf Backhaus' Kritik der Marxschen Popularisierungsbemühungen antworteten zwei Autoren: Winfried Schwarz und Dieter Wolf. Winfried Schwarz rechtfertigte 1987 die Textveränderung in der 2. Auflage des ersten Bandes des *Kapital*, in der „die Geldform schon im Rahmen der Wertformanalyse mitbehandelt“ (Schwarz 1987, 210) wird, folgendermaßen: „[E]s ging *Marx* einzig um die erhöhte Wirkung seines Werkes“ (ebd., 212). „Der wichtigste Schritt war die Mitbehandlung der Geldform bei der ‚Wertform‘. Offenbar wollte *Marx* den Stellenwert der Wertformanalyse dem Leser verständlicher machen, indem er sie von Anfang

11 Vgl. MEW 29, 312.

an, und das heißt *vor* dem ‚Austauschprozeß‘¹², als das bezeichnete, was sie – wenn auch nur indirekt – tatsächlich ist: ein Schritt zur Lösung des ‚Geldrätsels‘ (MEW 23, 62), eine Etappe auf dem Weg zur Erklärung der Geldform. [...] Unterbelichtet wurde durch diesen Vorgriff notgedrungen, daß sie real erst vom Austauschprozeß hervorgebracht wird“ (Schwarz 1987, 212 f.), was aber – so ließe sich die Argumentation von Winfried Schwarz vervollständigen – kein Problem aufwirft, sondern eine (leicht) lösbare Frage der Darstellung ist.

242

b) Dieter Wolfs Zurückweisung von Backhaus' Marx-Kritik als Fehlinterpretation

Dieter Wolf fragte 2004 eher rhetorisch, wie mir scheint: „Warum sollte es bei Marx nicht Schwächen in der Darstellung geben, wovon die von ihm erwähnten Popularisierungen als Versuche, es anders und besser zu machen, beredtes Zeugnis ablegen“? (Wolf 2004, 20). Des Weiteren: „Warum soll Marx [...] nicht auf die Geldform eingehen?“ (ebd., 151). Schließlich gehe es in den ersten drei Kapiteln letztlich um die Erklärung des Geldes. Dieter Wolf beantwortete seine Frage folgendermaßen: Marx entwickle im dritten Abschnitt des ersten Kapitels in der zweiten Auflage des *Kapital* Band I (1872) die Wertform, und diese logisch-systematische Analyse sei – das betone Marx ausdrücklich – mit der Darstellung der allgemeinen Äquivalentform beendet. Dass eine bestimmte Ware – das Gold – zum allgemeinen Äquivalent, also zu Geld, werde, sei ein historischer Vorgang, der nicht logisch-systematisch entwickelbar, sondern nur historisch erklärbar sei. Und deshalb – so Wolf – müsse das Geld als letzter Baustein in die Wertformanalyse eingefügt werden, und zwar als historisch zu erklärender Vorgang und nicht als logisch systematische Entwick-

12 Der Austauschprozess ist erst im nächsten, im zweiten Kapitel Thema.

lung.¹³ Bei Backhaus¹⁴ liege eine schwerwiegende Fehlinterpretation vor, die nicht berücksichtige, wo eine logisch systematische Darstellung an ihre Grenze stoße und wo „die historische Betrachtung hereintreten muß“ (Wolf 2004, 41).¹⁵

Versäumnisse der Popularisierungs-Debatte der Neuen Marx-Lektüre
1. Keine Prüfung, ob Theorien popularisiert werden können, ohne dass dabei Wichtiges unter den Tisch fällt

Die Popularisierungskritiker der Neuen Marx-Lektüre lassen unbestimmt, was sie unter „Popularisierung“ verstehen.¹⁶ Popularisierung ist für sie nur ein negativ wertender Begriff und meint: „Vulgarisierung“ (Backhaus 1987, 406). Jede werttheoretische Darlegung, die nicht mindestens so schwer verständlich ist wie die Marxschen Originalausführungen, ist für sie eine abzulehnende Popularisierung der Marxschen Werttheorie. Nun wäre eine leichtere Verständlichkeit der Marxschen Werttheorie sicherlich wünschenswert. Dafür könnte die Berücksichtigung der Ratschläge einschlägiger Handbücher zum Thema „sich verständlich ausdrücken“ gelegentlich hilfreich sein, aber das dürfte das entscheidende

243

13 „Und wenn aus logisch systematischer Sicht mit dem allgemeinen Äquivalent die Qualität aufgedeckt ist, die das Geld in seiner ökonomisch gesellschaftlichen Formbestimmtheit auszeichnet, und wenn eine Ware, die allgemeines Äquivalent ist, erst durch einen historischen Vorgang zu Geld wird, dann muss die Geldform eingefügt und mit diesem außerhalb der logisch systematischen Darstellung liegenden Vorgang erklärt werden“ (Wolf 2004, 152).

14 Diese Kritik richtet Dieter Wolf auch an Michael Heinrich.

15 Hier zitiert Dieter Wolf eine Formulierung von Marx aus den *Grundrisen* (MEW 42, 373); Dieter Wolf gibt als Quelle an: MEGA II/1.2, 369, wo aber eine sprachlich andere Fassung des Zitats steht, nämlich: „hineintreten“ statt: „hereintreten“.

16 Einzig Jan Hoff – soweit ich sehe – bestimmt einmal Popularisierung, und zwar als „den Verzicht auf eine systematische Ausarbeitung werttheoretischer und methodologischer Grundgedanken“ (Hoff 2004, 24).

Problem von Popularisierungen kaum lösen: Lassen sich Theorien überhaupt popularisieren, ohne dass man dabei Wichtiges wegließe – wodurch die popularisierte Darstellung zur verfälschenden Karikatur würde? Wieweit könnte man auf die Darstellung der Entwicklung der Grundbegriffe verzichten? Wie detailliert und wie tiefgehend müssten die Grundbegriffe erläutert und begründet werden? In welche Tiefe muss die Grundlegung einer Theorie gehen, um tragfähig zu sein?¹⁷ Solche Fragen nach der sinnvollen Detailliertheit und Tiefe von Theorien werden von der Neuen-Marx-Lektüre-Bewegung aber nicht gestellt (und auch sonst werden sie kaum je gestellt). Nun sollen sozialistische Theorien ein adäquates Mittel für einen bestimmten Zweck sein – nämlich für die Befreiung von der „ganzen alten Scheiße“ (MEW 3, 35), dem Kapitalismus. Da ist es doch wohl wichtig, die Frage zu klären: Wie detailliert und wie grundlegend müssen solche Theorien sein, um für den angestrebten Zweck von (optimalem) Nutzen zu sein? Und eine solche Klärung – wann ein Mittel für einen bestimmten Zweck angemessen ist – ist eine wissenschaftliche Aufgabe, die grundsätzlich lösbar ist.

2. Keine Unterscheidung zwischen misslungenen und gelungenen Popularisierungen, sondern pauschale Ablehnung jeglicher Popularisierung

Selbst wenn Backhaus mit seiner Behauptung recht haben sollte, die Marxschen Darstellungsänderungen seiner (Wert-)Theorie seien keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung – warum forderte dann niemand eine gelungene Popularisierung, lieferte sie vielleicht gar selber? Warum fragte niemand: Ist eine Popularisierung der Marxschen (Wert-)Theorie möglich, die keine Ver-

17 Ich gehe hier nicht auf die pädagogische Frage ein, ob gegebenenfalls für unterschiedliche Adressaten, für die die Theorie von Nutzen sein soll, unterschiedlich formuliert werden muss.

schlechterung, keine Verfälschung ist? Warum kritisierte niemand die Backhaussche Behauptung, es sei notwendig, das Marxsche *Kapital* zu ‚entpopularisieren‘? Wäre eine Popularisierung der Marxschen Theorie nicht grundsätzlich hilfreich und also angebracht? Backhaus und ihm folgend die Neue-Marx-Lektüre-Forscher unterließen es, zu prüfen, ob Marx' Popularisierungsbemühungen im Prinzip zwar sinnvoll, aber faktisch missglückt sind. Sie zogen die Möglichkeit gelingender Popularisierung überhaupt nicht in Erwägung. Der Grund dafür ist anscheinend, dass die Neue Marx-Lektüre die Bemühungen von Marx nicht bloß als faktisch gescheitert ansah, sondern die Bemühung um Popularisierung für prinzipiell verfehlt hielt – anscheinend aufgrund der von Backhaus geübten Popularisierungs-Kritik.¹⁸

3. *Keine Prüfung der Stichhaltigkeit der prinzipiellen Kritik von Backhaus an Popularisierungen der Marxschen Werttheorie*

Wie argumentiert Backhaus? Er belegt mit Zitaten aus Marx-Vorworten und mit Briefstellen von Marx, dass Marx sich um die Popularisierung seiner Theorie bemühte, und er versucht zu zeigen, dass die von Marx an seiner Werttheorie vorgenommenen Änderungen die Theorie nicht verständlicher gemacht, sondern sie verunklart hätten. Also seien Popularisierungen der Marxschen (Wert-)Theorie von Übel und die „Ent-Popularisierung“ der Marxschen (Wert-)Theorie sei folglich notwendig. Hier liegt offenkundig ein Argumentationsfehler von Hans-Georg Backhaus vor. Sein Irrtum liegt darin, dass er vom möglicherweise faktischen Misslingen bisheriger Popularisierungsbemühungen auf das notwendige Misslingen jeglichen Popularisierungsversuchs schließt. Letzteres –

18 Noch weiter ging Frieder Otto Wolf in seinem „Geleitwort“ zu Jan Hoff (Hoff 2004, 87), wo er von der „Popularisierungsversuchung“ spricht – offenbar sind Popularisierungen des Teufels, und das ohne ein einziges Wort der Begründung.

dass Popularisierungen der Marxschen Werttheorie nur misslingen können – dürfte schwerlich zu beweisen sein.

Merkwürdigkeiten der Popularisierungs-Debatte der Neuen Marx-Lektüre

1. Hans-Georg Backhaus' Kritik an Marx' Popularisierungsbemühungen wird ernst genommen, Marx' Gründe fürs Popularisieren dagegen nicht

246

Dass Marx das Problem hatte, seine Theorie klarer darstellen zu müssen, wenn sie verstanden werden sollte, nahm in der Popularisierungs-Debatte der Neuen Marx-Lektüre niemand ernst – außer Winfried Schwarz und Dieter Wolf, deren (oben referierte) Anti-Kritiken aber nicht akzeptiert wurden.¹⁹ Hans-Georg Backhaus' Kritik an Marx' Popularisierungsbemühungen hingegen wird merkwürdigerweise ernst genommen.

2. Keine Kritik an der befremdlichen Behauptung von Hans-Georg Backhaus, die Popularisierung sei die Ursache für die Unverständlichkeit der (Wert-)Theorie von Marx

Die Behauptung von Backhaus, die Marxisten verstünden die Marxsche (Wert-)Theorie deshalb bis heute nicht, weil Marx versucht habe, sie verständlicher, populärer darzustellen²⁰, ist mir genauso wenig nachvollziehbar wie das Fehlen jeglicher Kritik an dieser Behauptung. Eine Begründung für seine Behauptung vom

19 Jedenfalls von Ingo Elbe (Elbe 2010, 290-293 und 295-298).

20 So erklärt Hans-Georg Backhaus etwa, dass „die popularisierte Werttheorie des *Kapital* allein von dieser ursprünglichen, dem Brief vom 9. Dezember 1861 zufolge einzig authentischen Fassung her verstanden werden kann. Weil dies in der mehr als hundertjährigen Diskussion der Werttheorie unterlassen wurde, blieb sie tatsächlich bis heute unverstanden“ (Backhaus, 1997, 16). In dem von Hans-Georg Backhaus angegebenen Brief vom 9.12.1861 schreibt Marx übrigens nichts darüber, welche Fassung seiner Werttheorie die „einzig authentische“ ist.

Unverständlichwerden der Marxschen Werttheorie durch die Marxschen Bemühungen um eine verständlichere Darstellung liefert Backhaus, soweit ich sehe, nicht. Weil sie sich nicht begründen lässt? Immerhin ist es eine Tatsache, dass Marx von Anfang an mit der Schwerverständlichkeit seiner Werttheorie konfrontiert war: Seine ersten Leser verstanden ihn kaum oder falsch – wie Hans-Georg Backhaus selber nicht müde wurde zu betonen.²¹ Und erst daraufhin begann Marx mit seinen wiederholten Bemühungen, seine Werttheorie klarer, populärer darzustellen. Naheliegender wäre es doch wohl, Marx vorzuwerfen: Seine Werttheorie sei unverständlich, weil zu kompliziert; und seine Popularisierungsbemühungen seien mangelhaft, weil sie seine (Wert-)Theorie nicht hinreichend verständlich gemacht haben.

3. Keine Überlegungen darüber, ob nicht nur eine Popularisierung, sondern darüber hinaus vielleicht sogar eine Vereinfachung der Marxschen (Wert-)Theorie angebracht sein könnte

Schließlich unterließen es Backhaus – und mit ihm die Neue Marx-Lektüre-Forscher –, die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, dass vielleicht sogar eine Vereinfachung der Marxschen (Wert-)Theorie angebracht sein könnte – und zwar nicht nur aus pädagogischen Gründen (weil ein breites Publikum erreicht werden soll), sondern aus prinzipiellen Gründen, weil möglicherweise eine einfachere Fassung der Theorie zur Problemlösung vollkommen ausreicht. Das nahm jedenfalls 1959 Ronald Meek an. Er fragte damals: Ist möglicherweise die Marxsche Werttheorie „unnötig komplex und subtil“

21 So schreibt Marx am 13.10.1866 über *Zur Kritik der politischen Ökonomie* ... von 1859, dass „selbst gute Köpfe die Sache nicht ganz richtig begriffen, also etwas Mangelhaftes an der ersten Darstellung sein mußte“ (MEW 31, 534). Und Hans-Georg Backhaus spricht etwa in seinem „Ent-Popularisierungsaufsatz“ von einem „Fiasco der Rezeption“ (Backhaus 1997, 349).

(Meek 1973, 141) – komplexer und subtiler, als es für den Marx-schen Zweck der Revolutionierung der bestehenden empörenden Verhältnisse erforderlich ist? Das ist eine Frage, auf die sich, soweit ich sehe, kein Marx-Forscher je eingelassen hat.

Die prinzipielle Ablehnung von Popularisierungen – ein theoriepolitischer Irrweg?

Ist die prinzipielle Ablehnung von Popularisierungen vielleicht ein theoriepolitischer Irrweg? Da nichts gegen die Möglichkeit von gelingenden Popularisierungen zu sprechen scheint – jedenfalls bringen die Kritiker nichts vor –, sollte man vorliegende Popularisierungsbemühungen nicht weiter ignorieren, sondern sich mit ihnen ernsthaft auseinandersetzen. Wäre es nicht der Mühe wert, die vorliegenden Popularisierungen sprachlich und inhaltlich zu prüfen und gegebenenfalls zu verbessern?²² Und falls eine solche Verbesserung nicht machbar oder zu aufwändig sein sollte, wäre dann nicht der Versuch sinnvoll, erstmals eine inhaltlich haltbare Popularisierung zu verfassen? Am besten aber wäre es sicherlich – eine utopische Idee? –, nur *ein* Lehrbuch zu schreiben, das, wenn nötig, immer wieder neue, verbesserte und aktualisierte Auflagen erhält und das selbstverständlich die praktisch relevanten

248

22 Z.B. die (zweite Auflage der) Johann Most-Popularisierung (1876) oder Ferdinand Domela Nieuwenhuis: Kapital und Arbeit: eine gedrängte Darstellung der Marxschen Lehre. New York 1887 oder Otto Rühle: *Das Kapital*. Kurzausgabe (1949) oder Julian Borchardt: *Das Kapital*. Kritik der politischen Ökonomie. Gemeinverständliche Ausgabe (1931) oder Karl Kautsky: Marx' ökonomische Lehren (zuerst 1886) oder Marx: Lohn, Preis, Profit (MEW 16, 101-152) oder Marx: Lohnarbeit und Kapital (in der von Engels verbesserten Fassung) (MEW 6, 397-423 und 593-599) oder Marxistische Arbeiterschulung (Hg.: Hermann Duncker, Alfons Goldschmidt, K. A. Wittfogel): Kursus Politische Ökonomie. 10 Hefte. Berlin – Wien. 1930 (Reprint: Köln 1995-1997) oder Wal Buchenberg: Karl Marx. *Das Kapital*. Kurzfassung aller drei Bände. 2005² oder ...

Forschungskontroversen darstellen sollte. Und wäre es nicht sinnvoll – neben dem David-Rjasanov-Preis für die beste Nachwuchsarbeit auf dem Gebiet der Marx-Engels-Forschung und -Edition –, einen Preis auszusetzen für gelungene Popularisierungen bzw. für die gelungene Verbesserung bereits vorliegender Popularisierungen der Marxschen Theorie? Vielleicht einen Otto-Rühle-Preis?

Literatur

- Althusser, Louis (o.J.): Wie sollen wir Das *Kapital* lesen? O.O. Aus: L'Humanité vom 21.3.1969
- Althusser, Louis (1973): *Marxismus und Ideologie*. Berlin
- Backhaus, Hans-Georg (1997): *Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik*. Freiburg (2011²)
- Backhaus, Hans-Georg (1987): Elementare Mängel in der traditionellen Rezeption der Marxschen Form-Analyse. Bemerkungen anlässlich von Band 12 der Marxistischen Studien „Internationale Marx-Engels-Forschung“. In: *Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF* 13, S. 402-414
- Backhaus, Hans-Georg (1998): Über die Notwendigkeit einer Ent-Popularisierung des Marxschen „*Kapitals*“. In: Görg, Christoph/Roth, Roland (Hg.): *Kein Staat zu machen. Zur Kritik der Sozialwissenschaften*. Münster, S. 349-371
- Borchardt, Julian (1931): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Gemeinverständliche Ausgabe. Berlin
- Buchenberg, Wal (2005): *Karl Marx. Das Kapital. Kurzfassung aller drei Bände*. Berlin
- Nieuwenhuis, Ferdinand Domela (1887): *Kapital und Arbeit: eine gedrängte Darstellung der Marxschen Lehre*. New York
- Elbe, Ingo (2010): *Marx im Westen. Die Neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965*. Berlin
- Haug, W. F. (2005): *Vorlesungen zur Einführung ins Kapital*. Neufassung. Berlin
- Haug, W. F. (2006): *Neue Vorlesungen zur Einführung ins Kapital*. Berlin
- Heinrich, Michael (2009/2013): *Wie das Marxsche Kapital lesen? Leseanleitung und Kommentar zum Anfang des Kapital*. Teil 1. Stuttgart 2009. Teil 2, Stuttgart 2013

- Hoff, Jan (2004): Kritik der klassischen politischen Ökonomie. Zur Rezeption der werththeoretischen Ansätze ökonomischer Klassiker durch Karl Marx. Köln
- Kautsky, Karl (1980): Karl Marx' ökonomische Lehren. (Erstveröffentlichung 1886.) Bonn
- Löhnberg, Erhart (1975): Das *Kapital* zum Selbststudium. Eine Einführung in das Hauptwerk von Karl Marx. 2 Bände. Frankfurt am Main
- Marx/Engels: MEW 3, 6, 16, 23, 30, 31, 32, 34, 35, 42
- Marx/Engels: MEGA I/20,1; II/1.2
- Marxistische Arbeiterschulung (1930): (Hg.: Hermann Duncker, Alfons Goldschmidt, K. A. Wittfogel): Kursus Politische Ökonomie. 10 Hefte. Berlin – Wien (Reprint: Köln 1995-1997)
- Meek, Ronald L. (1973): Ökonomie und Ideologie. Frankfurt am Main
- Most, Johann (MEGA² II/8,1): *Kapital* und Arbeit. Ein populärer Auszug aus *Das Kapital* von Karl Marx. (Erstveröffentlichung Chemnitz 1876), S. 733-787
- Rühle, Otto (1970): *Das Kapital*. Kurzausgabe. (Erstveröffentlichung 1949.) Oberaula
- Schwarz, Winfried (1987): Die Geldform in der 1. und 2. Auflage des *Kapital*. Zur Diskussion um die „Historisierung“ der Wertformanalyse. In: Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF 12, S. 200-213
- Wolf, Dieter (2004): Zur Konfusion des Wertbegriffs. Kritische Theorie und Kritik der Politischen Ökonomie. In: Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition, Wissenschaftliche Mitteilungen Heft 3, Berlin, S. 9-190

Marx verstehen lernen

Plädoyer für eine didaktische Marx-Lektüre

Einleitung: Den Leser abholen, wo er steht

Ein kaum bestrittener Grundsatz aller pädagogischen Bemühungen lautet: Der Lernende muss immer dort abgeholt werden, wo er gerade steht. Dies gilt auch für Lernprozesse, die über Texte vermittelt sind. In Bezug auf die Neue Marx-Lektüre stellt sich die Frage, wie Menschen dazu befähigt werden können, die Marx-schen Texte zu verstehen. Dies ist eine didaktische Frage. Legt man den von Wolfgang Klafki entwickelten bildungstheoretischen Ansatz zugrunde (Klafki 1959), so geht es bei solchen Verstehensprozessen immer um die wechselseitige Erschließung von Subjekt und Welt. Zentral ist für Klafki dabei, dass solche Erschließungsprozesse stets über Kategorien vermittelt sind. Damit diese ihre erschließende Kraft entfalten können, müssen zwei Voraussetzungen gegeben sein: Kategorien müssen für das Subjekt fundamental und für die Welt elementar sein. Fundamental sind Kategorien, wenn sie in Beziehung zu einer tiefen, also nicht nur kognitiv, sondern auch emotional verankerten Erfahrung des Subjekts stehen. Und elementar sind sie, wenn sie Wesentliches der Welt zum Ausdruck bringen. 251

Was folgt aus einer solchen didaktischen Umformulierung der Frage nach der angemessenen Marx-Lektüre heute? Wenn es um die Erschließung der Eigenart der herrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftsform geht, kann – so die These dieses Beitrags – die Marx-Lektüre immer nur der zweite Schritt sein. In einem ersten Schritt geht es um die Verständigung über jene Kategorien,

mit denen die Subjekte aufgewachsen sind, die zunächst ihren Erfahrungen und Interpretationen entsprechen und von denen nicht abstrahiert werden kann, wenn die Subjekte nicht die Beziehungen zu sich selbst und zur Welt kappen wollen. Mit anderen Worten: Der erste Schritt der Erschließung besteht in der intensiven Beschäftigung mit jenen Konstrukten von Wirtschaft und Gesellschaft, die allgemein vorherrschen und weithin als unstrittig gelten. Erst wenn diese Konstrukte erprobt und ihre Grenzen offensichtlich geworden sind, sind Subjekte bereit für den zweiten Schritt: die Übernahme einer neuen Perspektive mit neuen Kategorien, also für eine das vertraute Bewusstsein transzendierende Kritik. In einem dritten Schritt, so mein Vorschlag, gilt es, die ersten beiden Schritte gegenüberzustellen – als Voraussetzung für die eigene Urteilsbildung. Im Folgenden soll dieses dreischrittige Verfahren exemplarisch vorgeführt werden.¹

Zum Beispiel die Sorge um die Grundlagen des Lebens: die Kapitulation der herrschenden Wissenschaft

Holen wir den Leser also dort ab, wo er steht, und nehmen wir zum Beispiel seine Sorge um die Gefährdung der Grundlagen des Lebens. Diese bestehen in all dem, was in der Außen- und Innenwelt des Menschen vorhanden sein muss, damit das Leben gelingen kann. In der Außenwelt sind es die Gaben der Natur, denen der Mensch sein Leben verdankt. Was die Innenwelt betrifft, so müssen wir uns nicht nur die Bedürfnisse des Menschen genauer ansehen. Wichtig sind auch die besonderen Fähigkeiten, die der Mensch mitbringt, um die Verbindung von Außen und Innen auch herstellen zu können. Im Folgenden frage ich zunächst, wie der Kapitalismus mit beiden Seiten der Grundlagen des menschl-

1 In meinem Buch „Wo Marx Recht hat“ (Darmstadt 2011) habe ich, ausgehend von neun aktuellen Themenfeldern der aktuellen Kapitalismuskritik, zu zeigen versucht, wie fruchtbar ein solches Verfahren ist.

chen Lebens umgeht und welche Schwierigkeiten die etablierte Wissenschaft als organisierte Form des herrschenden Bewusstseins damit hat, diese Grundlagen in ihrem Zusammenhang mit Wirtschaft und Gesellschaft zu erfassen.

Verdichtung und Mobilisierung

In Bezug auf die *äußeren* Grundlagen wissen wir spätestens seit dem ersten Bericht des Club of Rome aus dem Jahr 1972 über den Ernst der Lage Bescheid. Nach gegenwärtigem Kenntnisstand betreffen diese Grenzen zum Beispiel die Überbeanspruchung der Wasserkreisläufe, die Verwüstung von Acker- und Weideland, die Plünderung der Bodenschätze unter der Erdkruste und den damit zusammenhängenden Klimawandel. Diese Entwicklungen können als „Landnahme“ und „Beschleunigung“ charakterisiert werden. Landnahme bezieht sich auf die räumliche, Beschleunigung auf die zeitliche Dimension der Spuren, die der Mensch hinterlässt. Zusammengefasst kann vielleicht von „Verdichtung“ gesprochen werden.² Durch raum-zeitliche Verdichtung haben die letzten zwei bis drei Generationen vermutlich mehr äußere Lebensgrundlagen beansprucht als die gesamte Menschheit davor. Zwar gibt es bekanntlich in den industrialisierten Weltregionen Anstrengungen zum ökologischen Umbau der Industriegesellschaft, aber gleichzeitig breitet sich der material- und energieintensive Lebensstil des Nordens wie ein Flächenbrand rund um den Globus aus. Dadurch werden die Einspareffekte, welche die bisherigen Hauptverursacher, etwa ein Fünftel der Weltbevölkerung, erzielen,

253

2 Verdichtung im Raum, also Distanzvernichtung, weil immer mehr Personen, Handlungen, Institutionen, Orte etc., die bisher voneinander nichts wussten und miteinander nichts zu tun hatten, in Kontakt zueinander kommen und voneinander abhängig werden. Und Verdichtung in der Zeit, also Beschleunigung, weil fast alles immer schneller gehen muss, die Formel „Zeit = Geld“ sich immer fester in unseren Alltag einbrennt.

wieder zunichte gemacht und die globale Gesamtbelastung wird weiter erhöht.

254 In Bezug auf die *inneren* Grundlagen reift das Bewusstsein über den Ernst der Lage etwas langsamer. Hier fällt als Erstes die Spaltung der Lebensbedingungen der Menschen auf: Einerseits hungert jeder sechste Erdenbürger, andererseits leiden viele an Übergewicht und Wohlstandsverwahrlosung. Was die soziale, psychische und geistige Lage in den hoch entwickelten Weltregionen betrifft, so kann mittlerweile von einer weit fortgeschrittenen „Mobilmachung“ bzw. „Mobilisierung“ gesprochen werden.³ In Bezug auf den Konsum sind wir in den weit fortgeschrittenen Gesellschaften mit einer Vervielfachung der Optionen, mit der ständigen Verkürzung der Produktzyklen, mit der systematischen Generierung von Bedürfnissen etc. konfrontiert. Und in Bezug auf die Arbeitswelt mit der permanenten Zunahme unregelmäßiger Arbeitszeiten, unsicherer Arbeitsverhältnisse, mit Zeitarbeit und Arbeit auf Abruf usw. Das Leben gerät für viele zur reinen Hetzjagd. Es geht ständig darum, bestimmte Etappen nicht später zu erreichen als die Konkurrenz, wobei die Hürden meist, sobald sie übersprungen sind, sofort höher gesetzt werden, so dass man trotz steigender Anstrengung auf der Stelle tritt – der bekannte Hamsterrad-Effekt. Viele Menschen haben das Gefühl, ständig unter Druck zu stehen, nicht mehr zur Ruhe und zu dem zu kommen, was ihnen eigentlich wichtig ist, manche brennen regelrecht aus. Angst- und Depressionserkrankungen gehören zu Beginn des 21. Jahrhunderts in allen Industriegesellschaften zu jenen Zivilisationserkrankungen, die am schnellsten zunehmen und am weitesten verbreitet sind. Der Konsum von Drogen, die die Anpassung des Menschen an das Leistungsprofil des Hamsterrades verbessern sollen, ist die naheliegende Folge. Dass bei all dem immer häufiger die Zeit zum Inne-

3 Dörre/Lessenich/Rosa (2009, 13 f.). Die Autoren sprechen allerdings statt von „Mobilisierung“ von „Aktivierung“.

halten und zum Nachdenken fehlt, kann nicht verwundern. Damit aber droht dem Menschen jene Eigenschaft verloren zu gehen, die seine Spezies auszeichnet: die Fähigkeit zur Reflexion.

Überforderte Wissenschaft

Der Wissenschaftsbetrieb beansprucht im Kern, das menschlichen Reflexionsvermögen systematisch zusammenzufassen und in institutionelle Bahnen zu lenken. Wie thematisiert er diesen Umgang mit den Grundlagen des Lebens? Was vermag er bei der Entwirrung der verdichteten äußeren Netze wie beim Verstehen der mobilisierten inneren Lebenswelt zu leisten? Für die *äußeren* Grundlagen richtet sich diese Frage zunächst vor allem an die Ökologie (inklusive Biologie, Geowissenschaft etc.) als Wissenschaftsdisziplin, die das Leben von Organismen in ihren Umwelten untersucht. Mit den *inneren* Grundlagen befasst sich vor allem die Gesundheitswissenschaft (inklusive Medizin, Psychiatrie etc.), die die Voraussetzungen für das körperliche, psychische und soziale Wohlbefinden des Menschen erforscht. Die entscheidende Frage ist, wie die Wissenschaft von der Ökonomie (Wirtschaftswissenschaft) in diese Form der wissenschaftlichen Arbeitsteilung eingebunden ist.

255

Schauen wir uns zunächst die *Nahtstelle* zwischen *Ökonomie* und *Ökologie* genauer an. Sprachgeschichtlich haben beide Wörter dieselbe Wurzel: Das griechische Wort „oikos“ meint die Wohnung, das Haus samt Garten und Umfeld, und zwar sowohl den Ort des Lebens wie die Tätigkeit der Bewirtschaftung dieses Ortes, das Haushalten. Für die alten Griechen bildete das Haushalten der Familien und des Staates nach dem Vorbild der Natur noch eine Einheit.⁴ Mit Beginn der Neuzeit jedoch löste sich die Ökonomie

4 Zum Beispiel war für Aristoteles ein zentrales Leitbild des Haushaltens die Sorge für gerechte Verhältnisse, letztlich als menschlicher Beitrag zur Ordnung des Kosmos. Koslowski (1993, v.a. S. 64).

von der Ökologie ab, wurde das Haushalten des Menschen einerseits, das Haushalten der Tiere, Pflanzen und unbelebten Ökosysteme mit ihren Umwelten andererseits in getrennte Disziplinen verwiesen.⁵ Zu dieser disziplinären „Arbeitsteilung“ zwischen Ökonomie und Ökologie kommt der Partikularismus, der im Marktmodell mit seinem methodologischen Individualismus angelegt ist.⁶ Ähnlich ungeklärt ist die Anbindung der *Wirtschafts-* an die *Humanwissenschaft*. Leistungsfähige, kreative Arbeitskräfte und genussfähige, autonome Konsumenten werden in den Marktmodellen einfach vorausgesetzt. Es wird kein systematischer Zusammenhang zwischen dem Gesundheitsverhalten des Einzelnen und der Gesundheit der Verhältnisse in der Gesellschaft, vor allem in Bezug auf das Arbeits- und Wirtschaftsleben, hergestellt. In der Wirklichkeit aber fallen gesunde Menschen bekanntlich nicht vom Himmel. Diese Wirtschaftswissenschaft vertraut im Grunde heute noch auf die im 18. Jahrhundert von Adam Smith gepriesene Klugheit der „unsichtbaren Hand“ des Marktes, die den Egoismus des Einzelnen auf wunderbare Weise zum Wohle des Ganzen lenke. Und die Frage nach der psychischen Gesundheit, der Fähigkeit zur psychischen und geistigen Selbstbestimmung des Menschen, nach Freiheit und Unfreiheit im Verhalten auf Märkten (Konsum, Arbeit, Geld) taucht in diesem ökonomischen Modell nicht auf. Die Fähigkeiten und Präferenzen des Menschen gelten einfach als „exogen“ vorgegeben.⁷

5 Erst seit wenigen Jahrzehnten bemüht sich die „Umweltökonomie“, die Gesamtheit der Umwelteffekte von Produktion und Konsumtion theoretisch zu erfassen und in das Marktmodell zu integrieren. Aber die Art und Weise, wie die von isolierten Menschen und ebenso isolierten Ressourcen ausgehende Markttheorie ökologische Fragen bewältigen will, kann wenig überzeugen. Reheis (2011, 160 f.).

6 Reheis (1986).

7 Zum Subjektstatus des Menschen vgl. Reheis (2012).

Kurz: Die spezifische Arbeitsteilung des herrschenden Wissenschaftsbetriebs ist dafür verantwortlich, dass vorher zerrissen wird, was hinterher verstanden werden soll. So ist es kein Wunder, dass diese Wissenschaft an der Komplexität der Welt scheitern muss. Das anthropologisch gegebene reflexive Potenzial des Menschen kann durch die Art und Weise, wie die Reflexion gesellschaftlich organisiert ist, nicht angemessen umgesetzt werden.

Der „unorganische“ und der „organische“ „Leib“: die Marxsche Perspektive

Wenn mit dem herrschenden Alltagsverstand auch die herrschende Wissenschaft beim Versuch, die Grundlagen des Lebens zu begreifen, mit ihrem Latein am Ende ist, ist eine radikale Umorientierung der Erkenntnisstrategie unausweichlich. Eine solche findet sich bei Marx. Bei ihm kommen die äußeren und inneren Grundlagen des Lebens nicht erst in den Blick, wenn sie schon knapp geworden sind und auf dem Markt durch Preissignale auf sich aufmerksam gemacht haben. Der Marxsche Ausgangspunkt, wie er in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* (MEW Erg. Bd. 1) und in der *Deutschen Ideologie* (MEW 3) studiert werden kann, ist die Produktion des Lebens, die älter als die Produktion von Waren ist. In Bezug auf die äußeren Grundlagen geht die Produktion des Lebens von Anfang an mit einem „Stoffwechsel“ zwischen der Umwelt und dem Menschen einher. Dieser erfolgt zum allergrößten Teil nicht von selbst, sondern erfordert das Tätigwerden des Menschen. Wenn Marx in seinen Frühschriften vom „unorganischen Leib“ und „organischen Leib“ spricht (MEW Erg. Bd. 1, 516), bringt er diesen Zusammenhang zwischen den äußeren und den inneren Grundlagen auf den Punkt. Die Ressourcen der Natur wie das Arbeitsvermögen des Menschen sind die beiden fundamentalen Produktivkräfte, die menschliches Leben und geschichtlichen Fortschritt erst hervorbringen. Daraus folgt eine ebenso banale wie elementare Erkenntnis: Der tätige

Stoffwechsel ist nur möglich, wenn auf der Seite des unorganischen Leibes die Gesetze der Natur und ihrer Fruchtbarkeit, auf der Seite des organischen Leibes die Bedürfnisse des Menschen und seine Fähigkeiten respektiert werden, dass also der äußere und der innere Leib ständig gehegt und gepflegt werden.⁸

Der unorganische Leib als Naturseite der Produktivkräfte und die Frage nach dem Eigentum an der Erde

258 Wenn es um einen pfleglichen Umgang mit Produktivkräften geht, kommt es nach Marx immer darauf an, wer deren Eigentümer ist. Dies gilt nicht nur für jene Kräfte und Mittel, die vom Menschen hervorgebracht wurden, sondern genauso für jene anderen, die die Natur selbst bereitgestellt hat. In der kapitalistischen Warenproduktion, so Marx, in der die äußeren Grundlagen des Lebens sich im privaten Eigentum befinden, entsteht beim Eigentümer das Interesse, überall dort, wo Naturkräfte abgrenzbar sind, diese in Geld zu verwandeln: ein Gewässer, das fischreich ist oder schnell fließt, ein Stück Land, das fruchtbar ist, sich als Bauplatz eignet oder unter der Erde wertvolle Materialien birgt. Dem Eigentümer und allen, die sich von der Oberfläche der Verhältnisse blenden lassen, erscheint das Eigentumsrecht ein Recht, das aus den Natureigenschaften des jeweiligen Stückes Erde selbst resultiert, aus ihrer jeweiligen Nützlichkeit. „Ein Teil der Gesellschaft verlangt hier von den andern einen Tribut für das Recht, die Erde bewohnen zu dürfen, wie überhaupt im Grundeigentum das Recht der Eigentümer eingeschlossen ist, den Erdkörper, die Ein-

8 Wie sehr beide Seiten aufeinander angewiesen sind, können wir zum Beispiel an der Bedeutung von sauberer Luft und sauberem Wasser sowohl für die menschliche Gesundheit wie für die natürliche Umwelt sehen. Auch in Bezug auf Sinneseindrücke wissen wir, wie wichtig die Vielfalt der Formen, Farben etc. einerseits für die geistige Entwicklung des Menschen, andererseits für die Robustheit von Ökosystemen ist.

geweide der Erde, die Luft und damit die Erhaltung und Entwicklung des Lebens zu exploitieren“, also auszubeuten (MEW 25, 782).

Für den Eigentümer ist der Anspruch auf sein Stück Erde genauso selbstverständlich, wie es in der Sklavenhaltergesellschaft für den Sklavenhalter der Anspruch auf seinen Sklaven war. Sobald der Sklavenbesitzer seinen Sklaven rechtmäßig erworben hatte, galt er rechtlich als sein Eigentum. In Wirklichkeit aber, so wissen wir heute, war dieses Recht nichts anderes als der Ausdruck der damals herrschenden Produktions- und Ausbeutungsverhältnisse. „Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammengenommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, und haben sie als boni patres familias [gute Familienväter] den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen“ (MEW 25, 784).

259

Der Mensch ist für Marx also durch und durch Gesellschaftswesen, nicht nur, weil die zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort lebenden Menschen miteinander vernetzt, aufeinander angewiesen sind, sondern vor allem auch, weil jeder Mensch nur ein Glied einer unübersehbaren Kette von Menschen ist, die in diese Welt geboren worden sind und sie wieder verlassen müssen. Bei Marx zeigt sich ein radikal anderer Zeithorizont als jener, der die heutigen ökonomischen Kalküle bestimmt, ein Horizont, der eher dem der Religion entspricht.

*Der organische Leib als menschliche Seite der Produktivkräfte
und die Frage nach Gesundheit und Reflexionsvermögen des
Menschen*

Die inneren Lebensgrundlagen umfassen all jene Kräfte des Menschen, die für ein gelingendes Leben erforderlich sind. Hier geht es um die menschliche Gesundheit in einem umfassenden Sinn, der Körper, Seele und Geist einschließt. Da für Marx die menschliche Arbeit die Basis für die beiden fundamentalen Ver-

hältnisse ist, die der Mensch eingehen muss, um überhaupt leben zu können (zur Natur und zum Mitmenschen), steht im Zusammenhang mit der Produktion der Grundlagen des Lebens die Reproduktion der Arbeitskraft im Zentrum.

Der Mensch, so Marx, kann nur dann dauerhaft arbeiten, wenn das durch die Arbeit zusätzlich verausgabte Quantum an Muskel, Nerv, Hirn usw. immer wieder ersetzt wird. Die durch die Arbeit „vermehrte Ausgabe bedingt eine vermehrte Einnahme“, der Arbeitende muss denselben Prozess wie heute auch morgen unter denselben Bedingungen „von Kraft und Gesundheit“ wiederholen können (MEW 23, 185). Deshalb sieht Marx auch ganz
260 klar den Zusammenhang zwischen der Ausdehnung des Arbeitstages und dem erhöhten Verschleiß der Arbeitskraft. Ab einem bestimmten Punkt kann diese Ausdehnung nicht mehr durch „größeren Ersatz“, also Erhöhung der Nahrungszufuhr, längeres Schlafen, Muskeltraining u.ä. kompensiert werden. „Über diesen Punkt hinaus wächst der Verschleiß in geometrischer Progression und werden zugleich alle normalen Reproduktions- und Betätigungsbedingungen der Arbeitskraft zerstört“ (MEW 23, 549). Solange die Arbeitskraft vom Kapital gebraucht und zu ihrem Wert bezahlt wird, ist für ihre körperliche Regeneration im Kapitalismus grundsätzlich gesorgt. Anders, wenn der Preis der Arbeit auf Dauer unter den Wert fällt oder die Arbeiterklasse zeitweilig („industrielle Reservearmee“) oder dauerhaft aus dem Verwertungsprozess ausgeschlossen wird. Dann ist der organische Leib existenziell bedroht.

Die seelisch-geistige Gesundheit des arbeitenden Menschen diskutiert Marx im Kontext seiner Entfremdungsdiagnose. Hier erscheint mir ein Punkt besonders wichtig, der in der bisherigen Diskussion über Marx und den Kapitalismus noch kaum gesehen wurde: Wenn der Kapitalismus den Menschen nicht nur von seiner Tätigkeit, seinem Produkt und seinem Mitmenschen, sondern auch von sich selbst als Gattungswesen bzw. Spezies entfremdet,

nimmt er ihm genau jene Fähigkeit, die ihn gegenüber allen anderen Lebewesen, also seinen tierlichen und pflanzlichen Vorfahren, auszeichnet. Diese besondere Fähigkeit ist die Fähigkeit, über sich selbst, das eigene Tun und das eigene Denken, zu *reflektieren*. Dieser Gedanke findet sich in den Marxschen Frühschriften, wo die dreifache Entfremdung des arbeitenden Menschen um eine vierte ergänzt wird, nämlich die Entfremdung des Menschen von sich selbst, die gewissermaßen die Spitze der Entfremdung des Menschen darstellt. „Der Arbeiter fühlt sich [...] erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Haus [...] Es kömmt daher zu dem Resultat, daß der Mensch (der Arbeiter) nur mehr in seinen tierischen Funktionen, Essen, Trinken und Zeugen, höchstens noch Wohnung, Schmuck etc., sich als freitätig fühlt und in seinen menschlichen Funktionen nur mehr als Tier. Das Tierische wird das Menschliche und das Menschliche das Tierische“ (MEW Erg. Bd. 1, 514 f.). Wenn über die Entfremdung im Kapitalismus das menschliche Reflexionsvermögen selbst geschwächt wird, ist also nichts Geringeres als der harte Kern der inneren Grundlagen des menschlichen Lebens bedroht: sein Wesen als Mensch.

Auch in Bezug auf die inneren Grundlagen des Lebens zeigt sich, wie hell-sichtig die Marxsche Analyse ist: Sie nimmt Erkenntnisse der modernen Arbeitsmedizin genauso vorweg wie spät- und postmoderne philosophische Einsichten über die Gefährdung bzw. Auflösung der Identität und Autonomie des Menschen.

*Die „Untergrabung“ der „Springquellen allen Reichtums“
als eine Erscheinungsform des Grundwiderspruchs
im Kapitalismus*

An der Art und Weise, wie der Kapitalismus mit den äußeren und inneren Produktivkräften umgeht, zeigt sich der von Marx diagnostizierte kapitalistische Grundwiderspruch noch einmal in al-

ler Deutlichkeit: Der einzelne Kapitaleigentümer möchte individuell möglichst Arbeits- und Naturkosten sparen, ist aber darauf angewiesen, dass in der Gesellschaft immer genügend nutzbare Natur und gesunde Arbeitskraft als Voraussetzung für die Verwertung seines Kapitals zur Verfügung stehen. Individuelle und gesellschaftliche Rationalität fallen also auch hier auseinander.

262 Marx war sich vor 150 Jahren bereits bewusst, dass die Folgen dieser Entwicklung den Arbeiter und die Natur gleichermaßen betreffen. „Jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebne Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit. Je mehr ein Land [...] von der großen Industrie als dem Hintergrund seiner Entwicklung ausgeht, desto rascher dieser Zerstörungsprozeß. Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter“ (MEW 23, 529 f.). Und: „Mit dem stets wachsenden Übergewicht der städtischen Bevölkerung, die sie in großen Zentren zusammenhäufte, häuft die kapitalistische Produktion einerseits die geschichtliche Bewegungskraft der Gesellschaft, stört sie andererseits den Stoffwechsel zwischen Mensch und Erde, das heißt die Rückkehr der vom Menschen in der Form von Nahrungs- und Kleidungsmitteln vernutzten Bodenbestandteile zum Boden, also die ewige Naturbedingung dauernder Bodenfruchtbarkeit“ (MEW 23, 528).

Das Produzieren um der Produktion willen, das die kapitalistische Produktionsweise gegenüber allen vorausgegangenen auszeichnet, mündet Marx zufolge also zwangsläufig in eine doppelte Kreislaufstörung – eine soziale und eine ökologische. Die soziale zeigt sich als globale Migration aus den Peripherien in die Zentren und als systematische Ausscheidung des überschüssigen Arbeits-

kräftepotenzials. Die ökologische Kreislaufstörung kann als Folge der sozialen begriffen werden. Je mehr Menschen sich nämlich in Großstädten bzw. in den industrialisierten Zentren der Welt konzentrieren, desto mehr greifen sie auch in die Kreisläufe der Natur ein und zerstören den Fluss von Materie und Energie. Zum einen direkt in Gestalt des Lärms, der Belastung von Luft und Wasser, der Müllhalden rund um Megastädte und Wohlstandsinseln. Zum andern aber auch indirekt: Je mehr sich Industrie und Reichtum konzentrieren, desto einseitiger werden ökologische Systeme belastet, desto mehr wird der Rückfluss dessen, was bei Produktion und Konsumtion nicht gebraucht wurde, unterbunden. Auf der Seite der ökologischen Quellen zeigt sich dies zum Beispiel, wenn die industrialisierten Zentren des Nordens der Welt in großem Stil Kaffee, Orangen und Bananen und damit indirekt auch das Wasser importieren, das zur Bewässerung dieser Früchte erforderlich war und dann für regionale Kreisläufe und damit für die Bedürfnisse der dort lebenden Menschen nicht mehr zur Verfügung steht. Und die ökologischen Senken werden übermäßig belastet durch den Export von Problem- und Giftmüll oder den Ausstoß von Treibhausgasen. In allen diesen Fällen werden im großen Stil Kreisläufe, die über Jahrtausende und Jahrmillionen die Selbstregulation der Natur gewährleistet haben, existenziell gefährdet.

263

Insgesamt besteht unter der Regie des Kapitalismus also eine zwingende Tendenz, dass der Mensch seinen unorganischen wie seinen organischen Leib schädigt. Wo dies geschieht, wird der Kreislauf des Lebens gestört, brennen die Energien – wenn nichts dagegen unternommen wird – unweigerlich aus. Das Pikante an diesem Zerstörungswerk ist, dass es zwar vom Kapital angetrieben wird, aber auch die Eigentümer des Bodens wie der Arbeitskraft daran fleißig mitwirken.

Das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung: der Anschluss der Marx'schen Perspektive an den herrschenden Diskurs

Wie lässt sich die Marx'sche Analyse des Umgangs des Menschen mit seinen Lebensgrundlagen im Kapitalismus für den aktuellen Diskurs um Wege des Schutzes dieser Grundlagen nutzen? Hier – so der dritte Schritt einer didaktischen Marx-Lektüre, die den Leser dort abholt, wo er steht – bietet sich ein Einstieg über das gern zitierte Leitbild der „Nachhaltigen Entwicklung“ an. Nachhaltige Entwicklung ist eine Kompromissformel mit bisher wenig inhaltlicher Substanz. Die Formel will das Interesse des Nordens am Schutz der Lebensgrundlagen mit dem Interesse des Südens an wirtschaftlicher Entwicklung verbinden. Völlig unklar ist freilich, wie beide Ziele tatsächlich kompatibel gemacht werden können. Die Unklarheit, so meine These, rührt vor allem daher, dass mit dem Begriff Nachhaltigkeit zwar die Zeitdimension ins Zentrum rückt, aber bisher kein konsistentes Konzept vorliegt, wie die ökologische, ökonomische und soziale Dimension der Nachhaltigen Entwicklung zeitlich zu konkretisieren ist.

264

Genau hier könnte Marx weiterhelfen. In einer Gesellschaft, so lässt sich Marx weiterdenken, die das Produzieren um der Produktion willen überwunden und stattdessen die Reproduktion nicht nur des unorganischen, sondern auch des organischen Leibes zum Ziel des Wirtschaftens erhebt, kann und muss der Umgang mit den Grundlagen des Lebens kreislaufförmig organisiert werden. Nur Kreisläufe sind dauerhaft, Durchläufe – und erst recht, wenn sie den Exponentialkurven der Geldodynamik folgen – nicht. Das betrifft wiederum die äußeren und die inneren Lebensgrundlagen, die Gesamtheit der Stoffe und Energien, die das Leben ermöglichen und bereichern. Die Forderung nach einer Kreislaufwirtschaft mit Produktzyklen von der „Wiege bis zur Bahre“ und einer hundertprozentig solaren Energieversorgung, die häufig erhoben wird, kann sich also mit guten Gründen auf die Marx'sche Analyse des Mensch-Natur-Verhältnisses berufen (z.B. Altvater

2005). Was bisher jedoch meines Wissens fehlt, sind Überlegungen zu den Kreisläufen der inneren Lebensgrundlagen und Energien.⁹

Was bedeuten Vorrang der Reproduktion des Lebens (im Gegensatz zur Produktion von Geld), Nachhaltigkeit der Entwicklung (im Gegensatz zum Wachstum des Sozialprodukts) und Kreislaufprinzip (im Gegensatz zum linearen Durchlauf- bzw. Steigerungsprinzip) für die inneren Grundlagen des menschlichen Lebens, für die inneren Energien? Der Mensch ist, als Nachfahre der Pflanzen und Tiere, ein durch und durch rhythmisches Wesen.¹⁰ Es sind Kreislaufprozesse, die seinem Leben Stabilität verleihen: der Kreislauf von Einatmen und Ausatmen, Ernährung und Ausscheidung, Anspannung und Entspannung, Wachsein und Schlafen, Aktivität und Ruhe, Tun und Lassen, Arbeit und Muße. Schon das Alte Testament mahnt: „Ein jegliches hat seine Zeit: Geborenwerden und Sterben, Pflanzen und Ausrotten, was gepflanzt ist, Töten und Heilen, Zerbrechen und Bauen, Weinen und Lachen“ (Prediger 2,3). Diese Kreisläufe, die (direkt oder über Zwischenprozesse vermittelt) letztlich auf die Bewegung der Himmelskörper zurückgehen, sorgen für die Wiederkehr des Ähnlichen, dafür, dass das Leben auf Dauer gestellt ist. Sie sind die Grundlage jener Wachstumsprozesse, durch die Neues entsteht. Was den Menschen aber von seinen Vorgängern abhebt und seine Spezies, die Marx „Gattung“ nennt, definiert, ist seine Fähigkeit zur Reflexion. Auch sie kann als ein Pol in einem kreislaufförmigen Wechselprozess verstanden werden: dem Wechsel von Eingreifen und Begreifen dessen, was das Eingreifen bewirkt. Wo der

9 Erste Ansätze, die aber anthropologisch wenig ausdifferenziert sind, finden sich in Burkett/Foster (2010).

10 Zur naturwissenschaftlichen Vertiefung der Rhythmizität bzw. Kreislaufförmigkeit des Lebens und Lernens Cramer (1996). Zur sozialwissenschaftlichen Weiterführung Reheis (1996 und 2011).

Mensch gewaltsam am Reflektieren gehindert und ihm die Möglichkeit vorenthalten wird, seine Fähigkeit zum Reflektieren auszubilden, wird er als Geistwesen genauso existenziell blockiert, wie wenn ihm als Körperwesen dauerhaft der Schlaf entzogen wird oder er die Fähigkeit zur Entspannung nicht entwickeln kann.¹¹

266 Mit Blick auf die Gefahr der Erschöpfung der inneren Grundlagen des menschlichen Lebens kann eine positive Lehre gezogen werden. Wenn das Reflexionsvermögen den Menschen aus der Welt des Lebendigen heraushebt und wenn die Reflexion ein Moment eines zyklischen Wechselprozesses ist, kommt es entscheidend darauf an, diesen Kreislauf, wo immer er blockiert ist, wieder zum Laufen zu bringen. Dazu bräuchten Menschen *erstens* Gelegenheiten, sich über sich selbst Klarheit zu verschaffen, sich ihrer Identität bewusst zu werden, sich die Geschichte ihres Lebens zu „erarbeiten“ (Sturma 1997). Aber das genügt noch nicht. Denn Menschen, die wissen, wer sie sind, haben deshalb noch nicht unbedingt eine Vorstellung davon, was sie wollen. Der Wille des Menschen kann gewissermaßen als „Überbau“ der personalen Identität angesehen werden. Soll der Wille aus der Person selbst entspringen, also „frei“ im eigentlichen Sinn des Wortes sein, so muss in einem *zweiten* Schritt ein enges Verhältnis zwischen dem Bewusstsein der Identität der Person und ihrem Willen geknüpft werden (Bieri 2003). Solange der Mensch nur einfach das will, was von ihm gefordert wird oder was in seinem Umfeld einfach als erstrebenswert gilt, ohne das Geforderte bzw. Erstrebte selbst geprüft zu haben, kann nicht von einem freien Willen gesprochen werden. Willensfreiheit erfordert im Kern wiederum eine gedankliche Kreisbewegung: Ausgehend von meinem spontan existierenden Willen muss ich prüfen, ob ich selbst es bin, der das Gewollte will.

11 Hier ergibt sich ein Anknüpfungspunkt zum neoaristotelischen Fähigkeitsansatz, wie er vor allem von Martha C. Nussbaum und Amartya Sen vertreten wird.

Der Kreis ist erst geschlossen, wenn Wille und Urteil zur Deckung gebracht sind.¹² Auch in Bezug auf die Geistnatur des Menschen bestätigt sich so seine durch und durch zyklisch-rhythmische Grundstruktur.¹³

Schluss: Zeit und Kapitalismus bei Marx

Soll der Umgang mit den äußeren und inneren Grundlagen des Lebens an der Kreislaufstruktur ausgerichtet und damit dem Primat der Reproduktion und dem Leitbild der Nachhaltigkeit entsprochen werden, so ist es ratsam, sich die bisherige Rolle des Geldes noch einmal anzusehen. Geld wird im Kapitalismus ja als universeller Maßstab und als Medium verwendet, um Dinge zu vergleichen und zu verbinden, die sonst isoliert voneinander blieben. Wenn uns nun die Rationalität des Geldes als Maßstab und Medium bei der Pflege und Entfaltung von Glück und Gesundheit, von Gesellschaft und Kultur und eben auch der natürlichen Grundlagen unseres Lebens immer offensichtlicher in die Irre führt, müssen wir uns einen neuen Maßstab, ein neues Medium suchen. Und dieses könnte die Zeit sein, weil durch den Blick auf die Zeit gleichermaßen das eigene Leben und seine Grundlagen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Die Zeit ist älter und universeller als das Geld, sie ist durch die Evolution in die belebte und unbelebte Welt eingeschrieben, in die große Welt der Himmelskörper genauso wie in die kleine der Atome.

267

- 12 Diese Art des Reflektierens muss aber erst gelernt werden, in „Kopf“, „Herz“ und „Hand“ übergehen. Auf dem Weg zu einer nachhaltig wirtschaftenden Gesellschaft käme es in einem ersten Schritt vermutlich darauf an, in allen Lebensabschnitten und Gesellschaftsbereichen ausreichend Räume und Zeiten für die Reflexion einzurichten – für das Innehalten, das Nachdenken, die Muße.
- 13 Zur Fortführung dieser die äußeren und inneren Energien integrierenden Perspektive vgl. Reheis (2013/14).

Eine Kritik, die das destruktive Potenzial, das der Kapitalismus in der Reproduktionssphäre entfaltet, genauso ernst nimmt wie das in der Produktionssphäre, findet im Marxschen Werk Einsichten, die weit über die des sogenannten Arbeiterbewegungsmarxismus hinausgehen. Eine dieser Einsichten besteht darin, dass der Kapitalismus durch ein spezifisches Verhältnis zur Zeit charakterisiert ist.¹⁴ „Alles Stehende und Ständische verdampft“ unter dem Regime der Bourgeoisie (MEW 4, 465), bei der Produktion des „relativen Mehrwerts“ kommt es auf die systematische Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit an (MEW 23, 331-530) und das Wertgesetz (MEW 23, 49-61) sorgt dafür, dass der Mensch „nichts mehr“, sondern „nur noch die Verkörperung der Zeit“ ist (MEW 4, 85). Dass auch der destruktive Umgang mit den äußeren und inneren Grundlagen des Lebens im Kern eine Frage des Umgangs mit Zeit ist und dieser destruktive Umgang eine notwendige Konsequenz der Verwertungslogik des Kapitals darstellt, diese Erkenntnis findet sich – das sollte deutlich geworden sein – schon bei Marx, wenn auch in einer Terminologie, die heute erst neu zu übersetzen ist. Diese Übersetzungsarbeit muss mit großer Sorgfalt geleistet werden, und dabei können didaktische Erkenntnisse außerordentlich hilfreich sein, weil das Durchbrechen des an der Oberfläche der Gesellschaft herrschenden Alltags- und Wissenschaftsbewusstseins und das Freilegen der Tiefenstruktur der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsform ein echter Lernprozess ist.

14 Mit der Zeitdimension in der Marxschen Kapitalismusanalyse hat sich v.a. Moishe Postone auseinandergesetzt. Zur Einführung z.B. Postone (2003 und 2013). Vgl. auch Rosa (2005 und 2013).

Literatur

- Altwater, Elmar (2005): Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik. 3. Auflage. Münster 2006
- Bieri, Peter (2003): Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens. Frankfurt am Main
- Burkett, Paul/Foster John, Bellamy (2010): Stoffwechsel, Energie und Entropie in Marx' Kritik der politischen Ökonomie. Jenseits des Podolinsky-Mythos (Teil 1). In: PROKLA 159 (40. Jg., Nr. 2, Juni), S. 217-240
- Cramer, Friedrich (1996): Symphonie des Lebendigen. Versuch einer allgemeinen Resonanztheorie. Frankfurt am Main – Leipzig
- Dörre, Klaus/Lessenich, Stephan/Rosa, Hartmut (2009): Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte. Unter Mitarbeit von Thomas Barth. Frankfurt am Main.
- Klafki, Wolfgang (1959): Das pädagogische Problem des Elementaren und die Theorie der Kategorialen Bildung. (3./4. Auflage 1964.) Weinheim
- Koslowski, Peter (1993): Politik und Ökonomie bei Aristoteles. Tübingen
- Marx, Karl (MEW Erg. Bd. 1): Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahr 1844. Berlin 1973, S. 465-588
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (MEW 3): Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten, 1973, S. 9-530
- Marx, Karl (MEW 4): Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends“. Deutsch von E. Bernstein und K. Kautsky. Mit Vorwort und Noten von Friedrich Engels. Berlin 1980, S. 63-182
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (MEW 4): Manifest der Kommunistischen Partei. Berlin 1980 S. 459-493
- Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1: Der Produktionsprozess des Kapitals. Berlin 1972
- Marx, Karl (MEW 25): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 3: Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion. Berlin 1972
- Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Freiburg
- Postone, Moishe (2013): Marx neu denken. In: Jaeggi, Rahel/Loick, Daniel (Hg.): Nach Marx. Philosophie, Kritik, Praxis. Frankfurt am Main, S. 364-393
- Reheis, Fritz (1986): Konkurrenz und Gleichgewicht als Fundamente von Gesellschaft. Interdisziplinäre Untersuchung zu einem sozialwissenschaftlichen Paradigma. Berlin

- Reheis, Fritz (1996): Die Kreativität der Langsamkeit. Neuer Wohlstand durch Entschleunigung. (Überarbeitete und erweiterte 2. Auflage 1998; 3., um ein neues Vorwort ergänzte 3. Auflage 2008.) Darmstadt
- Reheis, Fritz (2005): Nachhaltigkeit, Bildung und Zeit. Zur Bedeutung der Zeit im Kontext der Bildung für eine nachhaltige Entwicklung in der Schule. Baltmannsweiler
- Reheis, Fritz (2011): Wo Marx Recht hat. Darmstadt
- Reheis, Fritz (2012): Wie reift der politische Wille? Thesen zur Eigenzeitlichkeit von Identität und Willensbildung. In: Görtler, Michael/Reheis, Fritz (Hg.): Reifezeiten. Zur Bedeutung der Zeit in Bildung, Politik und politischer Bildung. Schwalbach/Ts., S. 165-180
- Reheis, Fritz (2013/14): Energetische Vielfalt. Gegen das Ausbrennen. In: SCHEIDEWEGE. Jahresschrift für skeptisches Denken, Band 43 (Jg. 2013/2014), Stuttgart, S. 163-173
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main
- Rosa, Hartmut (2013): Klassenkampf und Steigerungsspiel: Eine unheilvolle Allianz. Marx' beschleunigungstheoretische Krisendiagnose. In: Jaeggi, Rachel/Loick, Daniel (Hg.): Nach Marx. Philosophie, Kritik, Praxis. Frankfurt am Main, S. 394-411
- Sturma, Dieter (1997): Philosophie der Person. Die Selbstverhältnisse von Subjektivität und Moralität. Paderborn – München – Wien – Zürich

„... daß wir auch aus Egoismus
Kommunisten sind“
(Engels an Marx 1844)

Zur Dialektik der Eigentumsfrage in der „Kritik der politischen Ökonomie“

Zu Beginn der Freundschaft und Zusammenarbeit von Marx und Engels war das zu dieser Zeit erschienene Buch von Max Stirner *Der Einzige und sein Eigentum* (Leipzig 1845) für die ideologischen Debatten und eigenen Positionierungen im Vorfeld der 1848er Revolution von Bedeutung. Zeitdiagnostisch wird es als „das zum Bewußtsein gebrachte Wesen der jetzigen Gesellschaft [...], die Spitze aller Theorie innerhalb der bestehenden Dummheit“ (Engels an Marx am 19. November 1844; MEW 27,11) verortet. Anlässlich dieser Charakterisierung formuliert Engels, der für etliche Vertreter der heutigen Neuen Marx-Lektüre schon als Sündenfall in der Verkennung der luziden Formanalysen der Mystifikationen kapitalistischer Produktionsverhältnisse durch Marx gilt, eine Maxime dialektischer Theoriearbeit, die sich aus meiner Sicht durch die gesamte gemeinsame Arbeit beider zieht und auch heute für eine kapitalismuskritische, politische Intention marxistischer Theoriearbeit unerlässlich ist. Bezogen auf die ideologische Mächtigkeit des bürgerlich-kapitalistischen Besitzindividualismus wird hier als Maßgabe für Analyse und Kritik formuliert: „Wir müssen dies nicht beiseit werfen, sondern eben als vollkommenen Ausdruck der bestehenden Tollheit ausbeuten und, *indem wir es umkehren*, darauf fortbauen“ (ebd.). Den wirkmächtigen Vorstellungen und ideologischen Befestigungen bürgerlicher Eigentumsverhältnisse wird hier ein gesellschaftliches Bewusstseinspotenzial

mit Entwicklungsfähigkeit attestiert, das sich durch Kritik und soziale Bewegungen emanzipatorisch wenden lässt. Mit Foucault ließe sich sagen, dass die bürgerlichen Prinzipien von Privateigentum, Eigentümersinn und Egoismus gerade in ihrer Verknüpfung mit spezifischen Machtverhältnissen eine „Politik der Wahrheit“ darstellen, ein Dispositiv von Macht und Wissen, aus dem sich emanzipatorische Funken schlagen lassen: „Und wahr ist daran allerdings das, dass wir erst eine Sache zu unsrer eignen, egoistischen Sache machen müssen, ehe wir etwas dafür tun können – daß wir also in diesem Sinne, auch abgesehen von etwaigen materiellen Hoffnungen, auch aus Egoismus Kommunisten sind, aus Egoismus *Menschen* sein wollen, nicht *bloße* (Herv. CL) Individuen“ (ebd.).

„Daß in der Bewegung des *Privateigentums* die ganze revolutionäre Bewegung ihre Basis findet ...“ (Marx 1844)

Mit der Kopplung von bürgerlichem Egoismus und Kommunismus ist bei Marx von Beginn an immer auch eine progressive Sichtweise auf das kapitalistische Privateigentum angelegt, die dann in der Kritik der politischen Ökonomie gesellschaftstheoretisch fundiert und ausdifferenziert wird. Wird unter Kommunismus nicht mehr seine vorbürgerliche rohe oder utopische Gestalt verstanden, sondern die Revolutionierung eines bornierten Zusammenhangs von gesellschaftlichen Produktivkräften und Individuen hin zu neuartigen universellen Aneignungsweisen, hat dies auch Konsequenzen für den Zusammenhang von Privateigentum und Individuum. Seine innere Dynamik bleibt unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen einerseits „mit einer bürgerlichen Schranke behaftet“ (MEW 19, 20), andererseits sensibilisieren sich die Individuen immer wieder an der Beschränktheit ihrer bürgerlich bornierten, „bloßen Individualität“ (Marx) und streben nach allseitiger, universell entwickelter Individualität. „In keiner früheren Periode hatten die Produktivkräfte diese gleichgültige

Gestalt für den Verkehr der Individuen *als* Individuen angenommen, weil ihr Verkehr selbst noch ein bornierter war. Auf der andern Seite steht diesen Produktivkräften die Majorität der Individuen gegenüber, von denen diese Kräfte losgerissen sind und die daher alles wirklichen Lebensinhalts beraubt, abstrakte Individuen geworden sind, die aber dadurch erst in den Stand gesetzt werden, *als Individuen* miteinander in Verbindung zu treten“ (MEW 3, 67) – nur dadurch ist eine Assoziation freier Individualitäten überhaupt denkbar und möglich.

Daher lese ich Marx – entgegen den gängigen Etikettierungen von Egalitarismus und Kollektivismus – zugespitzt formuliert als einen Individualitäts- und Differenztheoretiker, am explizitesten in seinem ersten Rohentwurf zur *Kritik der politischen Ökonomie* von 1857/58, der in einer revolutionstheoretisch bedeutsamen These mündet: „Die Arbeit erscheint nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozeß eingeschlossen, als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozeß selbst verhält [...] Er tritt neben den Produktionsprozeß, statt sein Hauptagent zu sein. In dieser Umwandlung ist es weder die unmittelbare Arbeit, die der Mensch selbst verrichtet, noch die Zeit, die er arbeitet, sondern die Aneignung seiner eignen allgemeinen Produktivkraft, sein Verständnis der Natur und die Beherrschung derselben durch sein Dasein als Gesellschaftskörper – in einem Wort die Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums, die als der große Grundpfeiler der Produktion und des Reichtums erscheint“ (MEW 42, 601).

Diese Lesart hat Konsequenzen für die Behandlung einer politisch-theoretisch so aufgeladenen Frage wie der Eigentumsfrage. Denn sie ist mit der historischen Hypothek der folgenschweren Trennung von westlichem und östlichem Marxismus seit 1917 belastet, wobei Letzterer in Gestalt eines Marxismus-Leninismus zu einer modernisierungstheoretischen Verflachung in der Lesart der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie führte. Der komplexe und dynamische Zusammenhang von „social forces“ (Marx),

Privateigentum und Individuen wurde sozusagen ordnungspolitisch auf die starre Entgegensetzung zweier Eigentumsordnungen reduziert: kapitalistisches Privateigentum versus sozialistisches Staatseigentum – wobei Letzteres die kommunistischen Parteien im Staatssozialismus nolens volens in die staatspolitische „Eigentümer“-Rolle drängte, die Notwendigkeit der Entwicklung der Produktivkräfte *gegen* die Individuen und auf ihre *Kosten* zu repräsentieren und diese fatale Konstellation immer wieder mit eben der Notwendigkeit der Produktivkraftentwicklung *zu rechtfertigen*.

274 Die Kehrseite einer solchen bis in die 1960er Jahre wirksamen Lesart der Marschen Kritik der politischen Ökonomie bezogen auf Kapitalismuskritik ist eine unterkomplexe Kapitalismusanalyse, die mit der simplen Entgegensetzung von gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung hantiert und in verschiedenen Varianten Arbeiterklasse und Kapital, Volk und Monopole in strategisch-politischer Perspektive einer antimonopolistischen Demokratie gegenüberstellt. Das gesellschaftliche Individuum selbst in seinen sozialen Beziehungen als Grundpfeiler der Reichtumsproduktion kommt darin nicht vor. Aber auch das lohnabhängige Individuum partizipiert an allen Facetten bürgerlicher Subjektivierung und bildet als Besitzer der Ware Arbeitskraft ein (Privat-)Eigentümbewusstsein aus.

Es ist nun ein Verdienst einer weitgefassten Neuen Marx-Lektüre seit den 1970er Jahren, insbesondere mit der intensiven Abarbeitung an den ersten drei Kapiteln des ersten Bandes des *Kapital* diese unterbelichteten Dimensionen bürgerlicher Individualitätsformen von Privateigentümern als Waren- und Geldbesitzern wieder in die Marx-Diskussion zurückgeholt zu haben. Denn in der Tat fasst Marx diese Sphäre der einfachen Warenzirkulation als eine charakteristische Totalität sozialer Beziehungen bürgerlicher Privateigentümer: „Die Zirkulation ist die Summe aller Wechselbeziehungen der Warenbesitzer. Außerhalb derselben steht der Warenbesitzer nur noch in Beziehung zu seiner eignen Ware“

(MEW 23, 179). Diese Beziehungsstruktur von Eigentümersubjekten hat immense Bedeutung für die Ausbildung entsprechender Bewusstseinsformen. „Wenn also die ökonomische Form, der Austausch, nach allen Seiten hin die Gleichheit der Subjekte setzt, so der Inhalt, der Stoff, individueller sowohl wie sachlicher, der zum Austausch treibt, die *Freiheit*. Gleichheit und Freiheit sind also nicht nur respektiert im Austausch, der auf Tauschwerten beruht, sondern der Austausch von Tauschwerten ist die produktive, reale Basis aller *Gleichheit* und *Freiheit*. Als reine Ideen sind sie bloß idealisierte Ausdrücke desselben; als entwickelt in juristischen, politischen, sozialen Beziehungen sind sie nur diese Basis in einer anderen Potenz“ (MEW 42, 170). Diese „moderne Mythologie mit ihren Göttinnen der Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit und fraternité“ (Marx an Friedrich Adolph Sorge am 19. Oktober 1877; MEW 34, 303) sind aber zugleich sozial wirkmächtige Bewusstseinsformen, die einerseits den einvernehmlichen Kauf und Verkauf der Ware Arbeitskraft zwischen lohnabhängigen und kapitalistischen Privateigentümern, andererseits den darin eingeschlossenen dialektischen Umschlag in die Aneignung fremder, unbezahlter Arbeitszeit ermöglichen. Dieser Umschlag im Aneignungsgesetz ist das Kernstück der Kritik der politischen Ökonomie und erklärt, weshalb im normalem Gang der gesellschaftlichen Entwicklung Reichtum und Armut in Schranken vereinbar sind. Aber diese Schranken können durch die kapitalistische Akkumulationsdynamik selbst aufbrechen, die meritokratischen Illusionen unterminieren und die bürgerlich-kapitalistische Eigentumsordnung in Legitimationskrisen stürzen.

So weit treibt die Neue Marx-Lektüre ihre Interpretation der ersten drei Kapitel aus MEW 23 meistens nicht, sondern bleibt bei der für sich berechtigten Polemik gegen die Lesart der „Einfachen Warenproduktion“ stehen und kapriziert sich auf den Warenfetischismus, den sie oft völlig hermetisch interpretiert und dessen entgegenwirkende Auflösungstendenzen, die im System der Kritik

der politischen Ökonomie bei Marx ebenfalls begründet sind, sie nicht in Blick nimmt. Aber gerade das Spannungsverhältnis von ökonomisch formbestimmten Mystifikationen und Auflösungstendenzen in der „Religion des Alltagslebens“ (Marx) macht den Pfiff in der Eigentumsfrage aus. Das erleben wir gegenwärtig:

„Auf einer gewissen Stufe der Reife angelangt, wird die bestimmte historische Form abgestreift und macht einer höhern Platz. Daß der Moment einer solchen Krise gekommen, zeigt sich, sobald der Widerspruch und Gegensatz zwischen den Verteilungsverhältnissen, daher auch der bestimmten historischen Gestalt der ihnen entsprechenden Produktionsverhältnisse einerseits und den Produktivkräften, der Produktionsfähigkeit und der Entwicklung ihrer Agentien andererseits, Breite und Tiefe gewinnt. Es tritt dann ein Konflikt zwischen der materiellen Entwicklung der Produktion und ihrer gesellschaftlichen Form ein“ (MEW 25, 891).

276

Dies reflektiert sich gegenwärtig vornehmlich in den aufgeklärteren Köpfen des bürgerlichen Lagers selbst, wofür die Resonanz auf Thomas Pikettys *Das Kapital im 21. Jahrhundert* (München 2014) oder Gabriel Zucmans Analysen über den „verborgenen Reichtum der Nationen“ (Berlin 2014) nur die schlagendsten Beweise sind. Auf sie trifft das Marxsche Diktum zu: „Weitergebildetes, mehr kritisches Bewußtsein gibt jedoch den geschichtlich entwickelten Charakter der Verteilungsverhältnisse zu.“ Teile der Linken haben dafür wieder einmal kein zeitdiagnostisches Gespür, sondern laufen Gefahr, einmal mehr naserümpfend und besserwisserisch abseits zu stehen. Dagegen besteht der Kritikbegriff der Kritik der politischen Ökonomie wie eingangs bemerkt darin, „ins Herz des Gegners“ einzudringen, es „aus[zu]beuten und, indem wir es umkehren, darauf fortbauen“ (Engels). Die Stunde des Privateigentums beginnt zu schlagen.

Eigentum ist eine zentrale Kategorie in der Analyse, Selbstbeschreibung und Legitimation bürgerlich-kapitalistischer Gesell-

schaften. Das bezieht sich nicht nur auf ihre Produktionsverhältnisse, sondern gilt auch für viele andere gesellschaftliche Lebenssphären wie Rechts-, Familien- oder auch Kunst-Verhältnisse, wie man jüngst an der breiten öffentlichen Debatte um den Schwabinger bzw. Salzburger Kunstfund sehen konnte, die sich letztlich sowohl um die privateigentümlich bornierte wie auch auf das Gemeinwesen bezogene Frage drehte: Wem gehören die beschlagnahmten Bilder – wem gehört die Kunst? Aber seine gesamtgesellschaftliche Ausstrahlung gewinnt der Eigentumsbegriff letztlich durch seine Fundierung in den kapitalistischen Produktions- und Verkehrsverhältnissen. Das zeigte der hegemoniepolitische Aufstieg des Neoliberalismus seit Ende der 1970er Jahre, der in Absetzung zur sozialstaatlich eingehegten Nachkriegsordnung den Topos des Eigentums und Eigentümers radikal ins Zentrum einer neuen Selbstbeschreibung, Legitimation und „sozialen Utopie des Kapitalismus“ rückte: die Ownership-Society. Zunehmend war eigenverantwortliches und unternehmerisches Eigentümergehalten gefragt und gefordert – vom Hartz IV-Bezieher über den Facharbeiter bis zu den unzähligen Kultur- und Eventmanagern. Die damit verbundenen Glücksversprechen einer privatkapitalistisch „entfesselten“ Eigentümergeellschaft gerieten spätestens mit der großen Finanz- und Wirtschaftskrise 2007 ff. in einen Legitimationsnotstand und ihre Desavouierung führt nun gesellschaftsgeschichtlich dazu, dass heute wieder vornehmlich innerhalb der politischen Linken verstärkt über die Rolle des (Privat-)Eigentums, über alternative Formen wie öffentliche Güter, Re-Kommunalisierung, Commons, Share Economy und/oder weitergehende Transformationskonzepte kapitalistischer Eigentumsverhältnisse nachgedacht und gestritten wird.

Die Eigentumsfrage: analytisch und zeitdiagnostisch ...

Seit Beginn der bürgerlichen Gesellschaft steht das Eigentum in der Kritik, man denke nur an den vielzitierten Satz „Eigentum ist Diebstahl“ von Pierre-Joseph Proudhon, Zeitgenosse von Karl Marx, wozu Letzterer aber bemerkte, dass „die Frage: ‚*Qu'est-ce que la propriété?*‘ [...] nicht beantwortet werden konnte mit einer *Invektive*, sondern nur durch *Analyse* der modernen ‚*politischen Ökonomie*“ (MEW 16, 27). Mit Rückgriff auf die Kritik der politischen Ökonomie lässt sich denn auch der oft moralisch aufgeladene und „ordnungspolitisch“ festgefügte Grundbegriff Eigentum verflüssigen, d.h. in soziale Beziehungen – und das bedeutet innerhalb der Produktionsverhältnisse in *Aneignungsverhältnisse* – auflösen.

278

„Alle Produktion ist Aneignung der Natur von seiten des Individuums innerhalb und vermittelt einer bestimmten Gesellschaftsform. In diesem Sinn ist es Tautologie zu sagen, daß Eigentum (Aneignen) eine Bedingung der Produktion sei. Lächerlich aber ist es, hiervon einen Sprung auf eine bestimmte Form des Eigentums, z.B. des Privateigentums, zu machen. (Was dazu noch eine gegensätzliche Form, die *Nichteigentum* ebensowohl als Bedingung unterstelle.) [...] Daß aber von keiner Produktion, also auch von keiner Gesellschaft die Rede sein kann, wo keine Form des Eigentums existiert, ist eine Tautologie. Eine Aneignung, die sich nichts zu eigen macht, ist *contradictio in subjecto*“ (MEW 42, 23). Jeder gesellschaftliche Produktionsprozess ist also immer zugleich Aneignungsprozess des produzierten Reichtums und resultiert damit in Eigentumsverhältnissen, die dann über Recht, Politik und staatliche Sanktionsgewalt gesellschaftlich weiter ausgestaltet und befestigt werden. Diese Ausgestaltung war aber geschichtlich immer umkämpft und daher im Kapitalismus offen für Einwirkungen der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung.

In der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie erweist sich so die bürgerlich-kapitalistische Eigentumsform als eine his-

torisch progressive Durchgangsform, in der durch die Trennung der unmittelbaren Produzenten von ihren Produktionsbedingungen (in Form der Lohnarbeit) alle objektiven und subjektiven Potenzen der gesellschaftlichen Arbeit auf dem Wege zyklischer Revolutionierung der Arbeitsprozesse und Verwissenschaftlichung der Produktion entwickelt und so die Bedingungen einer höheren Eigentumsform geschaffen werden: „Zwei Hauptfacts der kapitalistischen Produktion: Erstens Konzentration der Produktionsmittel in wenigen Händen, wodurch sie aufhören, als unmittelbares Eigentum des einzelnen Arbeiters zu erscheinen, sondern als Potenzen der gesellschaftlichen Produktion, wenn auch noch zunächst als Eigentum der nicht arbeitenden Kapitalisten; diese sind ihre trustees [Verwalter] in der bürgerlichen Gesellschaft und genießen alle Früchte dieser Trusteeschaft. Zweitens: Organisation der Arbeit selbst als gesellschaftliche durch Kooperation, Teilung der Arbeit und Verbindung der Arbeit mit den Resultaten der Herrschaft über die Naturkräfte. Nach beiden Seiten hin hebt die kapitalistische Produktion Privateigentum und Privatarbeit auf, wenn auch noch in gegensätzlichen Formen“ (MEW 26.3, 418).

279

In der sozialistischen und kommunistischen Linken wurde der Eigentumsbegriff lange Zeit als eine Art politisch-theoretischer Universalschlüssel angesehen, mit dem man im Kapitalismus sowohl die (Leninsche) Machtfrage „Wer – Wen?“ stellen als auch die Notwendigkeit des Sozialismus begründen zu können glaubte. Eigentum wurde mit dem Kapital identifiziert und daraus dann die politische Macht abgeleitet. Die Monopole instrumentalisieren den Staat, was zur neuen Eigentums- und Herrschaftsform eines staatsmonopolistischen Kapitalismus führe. Aber in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft bestimmen die Eigentumsverhältnisse in der Ökonomie nicht unmittelbar die Politik wie in vorbürgerlichen, feudalen Strukturen, sondern jenseits ihrer „antagonistischen“ Eigentümerposition als Kapitalist und Lohnarbeiter sind beide Akteure als bürgerliche Marktsubjekte gleich, und

als Staatsbürger mit gleichen Rechten bestimmen sie den politischen Willensbildungsprozess. Die Eigentums- und Machtfrage von links muss also den Zusammenhang von Kapitalismus und Demokratie berücksichtigen.

280

Genauso ist die Kurzformel vom Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung zu differenzieren. Damit wird zwar richtig erfasst, dass der Kapitalismus auf kooperativen und gesellschaftlichen Formen der Lohnarbeit beruht, die den Resultaten ihres Produktionsprozesses gegenüber entfremdet bleibt und sie nicht kollektiv mit Bewusstheit aneignet, was ja gerade die Notwendigkeit des Sozialismus begründen soll. Aber auch hier gilt es eine Entwicklungsdimension noch innerhalb des Kapitalismus zu berücksichtigen, die eine einfache Gegenüberstellung von eigentumsloser Lohnarbeit und kapitalistischem Privateigentum verkompliziert. Im entwickelten Kapitalismus findet eine Ausdifferenzierung von Aneignungsmöglichkeiten gesellschaftlichen Reichtums und damit eine Pluralität von Eigentümerpositionen statt, die im Wesentlichen im Kreditverhältnis begründet ist. Von hierher rührt die gängige Vorstellung, dass im Kapitalismus jeder seines Glückes Schmied sein kann jenseits aller Klassenschranken und damit auch seine Eigentümerposition wechseln oder erweitern kann – z.B. der Facharbeiter als „Kollege Aktionär“. Auf diese politisch legitimatorische und bewusstseinsmäßige Bedeutung des Kapitals als zinstragendem Kapital, das einen ganzen „Kreditüberbau“ von Eigentumstiteln hervorbringt, hat auch Marx hingewiesen:

„Selbst wo ein vermögensloser Mann als Industrieller oder Kaufmann Kredit erhält, geschieht es in dem Vertrauen, daß er als Kapitalist fungieren, unbezahlte Arbeit aneignen wird mit dem geliehenen Kapital. Es wird ihm Kredit gegeben als potentielltem Kapitalisten. Und dieser Umstand, der so sehr bewundert wird von den ökonomischen Apologeten, daß ein Mann ohne Vermögen, aber mit Energie, Solidität, Fähigkeit

und Geschäftskennntnis sich in dieser Weise in einen Kapitalisten verwandeln kann“ (MEW 25, 614).

Nun hat allerdings die Dynamik des Kredit- und Finanzmarktes dazu geführt, dass die Vervielfältigung von Vermögenstiteln und Eigentümeransprüchen an den Resultaten der Wertschöpfungsprozesse diese belastet und enorm unter Druck setzt und so auf allen gesellschaftlichen Ebenen Disproportionen und krisenhafte Fehlentwicklungen hervorruft. Der Kapitalismus gerät so in eine Legitimationskrise, da der bürgerlich-besitzindividualistische Zusammenhang von Arbeit – Leistung – Einkommen – Aneignung – Eigentum immer wieder aus den Fugen gerät und die Akzeptanz der Eigentumsordnung untergräbt. Aufgeklärtere Vertreter der politischen Klasse, die diese Entwicklungstendenzen nicht einfach neoliberal schönreden, sprechen dann auch davon, dass die kapitalistische Eigentumsordnung „Maß und Mitte“ verloren habe. Diese „ideologische Krise“ ist mit der Grund dafür, dass in den letzten Jahren verstärkt für eine Neubegründung der sozialen Marktwirtschaft plädiert wird und Ludwig Erhard in aller Munde ist. Mit „Wohlstand für alle“ sei die kapitalistische Marktwirtschaft eine ausgeglichene Eigentümergesellschaft für alle gewesen.

Eine vergleichbare Idealisierung findet sich auch bei dezidiert kapitalismuskritischen und antikapitalistisch-sozialistischen Positionen. So argumentiert bspw. Oskar Lafontaine in der Eigentumsfrage exemplarisch in Absetzung vom ehemaligen sozialdemokratischen Parteifreund: „Schröder ist bei seinen Positionen geblieben, während ich meine noch mehr ins Grundsätzliche präzisiert habe: Eigentum sollte nur durch eigne Arbeit entstehen und nicht dadurch, dass man andre für sich arbeiten lässt. Darauf ist die Gesellschaft aufzubauen“ (SZ, 27.9.2013). Abgesehen davon, dass das moderne kapitalistische Privateigentum historisch gerade auf dem „Grab“ des Eigentums durch eigene Arbeit beruht (vgl. MEW 23, 792), werden bei dieser Art von Kapitalismuskritik nur wieder die ordnungspolitisch durchaus wirksamen Grundprinzi-

pien der kapitalistischen Marktsphäre – „in der Tat ein wahres Eden der angeborenen Menschenrechte. Was allein hier herrscht, ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham“ (MEW 23, 190) – der Dynamik kapitalistischer Reichtumsentwicklung entgegengehalten, in deren Verlauf, wie aktuell zu sehen, „alle Maßstäbe, alle mehr oder minder innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise noch berechtigten Explikationsgründe verschwinden. Was der spekulierende Großhändler riskiert, ist gesellschaftliches, nicht *sein* Eigentum“ (MEW 25, 455). Aber dagegen hilft kein Zurück zu der Formel „Eigentum nur durch eigene Arbeit“. Im Gegensatz dazu geht Marx sogar so weit – entgegen einer weit verbreiteten

282 Kritik an den Eigentumsformen des Aktionärskapitalismus –, in der Rolle des Kredits und der Bildung von Aktiengesellschaften Entwicklungsformen von Gesellschaftskapital auszumachen, die zugleich Möglichkeiten und Ansatzpunkte für weiterführende „Changes der kapitalistischen Produktionsverhältnisse“ bieten. Worin ist eine solche Sichtweise begründet?

„In den Aktiengesellschaften ist die Funktion getrennt vom Kapitaleigentum, also auch die Arbeit gänzlich getrennt vom Eigentum an den Produktionsmitteln und an der Mehrarbeit. Es ist dies Resultat der höchsten Entwicklung der kapitalistischen Produktion ein notwendiger *Durchgangspunkt* zur Rückverwandlung des Kapitals in Eigentum der Produzenten, aber nicht mehr als das Privateigentum einzelner Produzenten, sondern als das Eigentum ihrer als assoziierter, als unmittelbares Gesellschaftseigentum. Es ist andererseits *Durchgangspunkt* zur Verwandlung aller mit dem Kapitaleigentum bisher noch verknüpften Funktionen im Reproduktionsprozeß in bloße Funktionen der assoziierten Produzenten, in gesellschaftliche Funktionen“ (MEW 25, 453; Herv. CL).

... theoriepolitisch und strategisch

Die These innerhalb der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie vom privatkapitalistischen Eigentum als einer historisch progressiven Durchgangsform ist ernst zu nehmen und kann nicht durch eine kleinkarierte Verteufelung des Privateigentums ersetzt werden. In der kapitalistischen Gesellschaftsformation entwickelt sich – wenn auch in höchst widersprüchlichen Formen – ein universeller Stoffwechsel und allseitige Bedürfnisentwicklung gerade durch die „Losreißung der Individualität von den ursprünglich [...] gemütlichen Banden [...] der primitiven Gemeinwesen“ (Marx) und damit „roher“ Formen von Gemeineigentum und – im Zuge politischer Emanzipationsbewegung – durch die Transformation in persönliche Unabhängigkeit, die jetzt auf ein System sachlicher Abhängigkeit innerhalb eines dynamischen, marktvermittelten ökonomischen Reproduktionszusammenhangs gegründet ist. Da der Kapitalismus kein historisch allemal feststehender „Kristall“, sondern ein „wandlungsfähiger Organismus“ (Marx) ist, kommt es im historischen Verlauf mit den Entwicklungsetappen der großen Industrie, den Rationalisierungsansätzen eines „organisierten Kapitalismus“ in der Zwischenkriegszeit, der internationalen Durchsetzung des Fordismus nach dem Zweiten Weltkrieg und mit den zunehmenden Finanzialisierungsschüben in den Wertschöpfungsketten seit Beginn der 1980er Jahre zu Transformationen kapitalistischer Unternehmens- und Eigentumsstrukturen, die in bestimmten zeitgeschichtlichen Phasen und Konstellationen politischer Kräfteverhältnisse die kapitalistischen Eigentumsstrukturen für gesellschaftliche Steuerung und regulierende Gestaltung öffnen – wie nach dem Ersten Weltkrieg und im Fordismus –, aber auch wieder durch Privatisierungswellen wie in den Blütezeiten des Neoliberalismus zu Schließungsprozessen führen. Nicht zuletzt aufgrund einer intransigenten Frontstellung gegen Privateigentum und Markt tat sich die sozialistische und kommunistische Linke immer schwer damit, sich auf Trans-

formationsprozesse in Richtung Kooperativunternehmungen und Genossenschaften bei Beibehaltung von Marktsteuerung politisch-gestalterisch einzulassen. Auch im staatssozialistischen Entwicklungsweg, insbesondere in der frühen Sowjetunion, stand die genossenschaftliche Eigentumsform immer in dem Verdacht eines Zugeständnisses an die kapitalistische Marktwirtschaft und galt als nicht entschieden genug antikapitalistische Aufhebung des Privateigentums. Es gelang weder im Realsozialismus, verschiedenen Eigentumsformen, die es entweder als historisch überkommene in den 1920er Jahren in der SU (von Resten der Dorfgemeinde über die Bauern bis zu Formen städtischer Lohnarbeit) oder im Zuge von Modernisierung und Reformen 1960 ff. in den RGW-Staaten (von Kombinat über Kommissionäre bis zu einfachen Warenproduzenten) gab, politisch angemessen und differenziert Rechnung zu tragen, noch im Kapitalismus, die Mächtigkeit des bürgerlichen Eigentümersinns und des damit verbundenen Leistungsgedankens, die auch in den subalternen Klassen der Eigentümer der Ware Arbeitskraft wirksam sind, im gegenhegemonialen Stellungskrieg gegen das kapitalistische Privateigentum ernst zu nehmen.

Eigentum im Sinne der Kritik der politischen Ökonomie ist daher nicht nur Ausdruck von Produktionsverhältnissen, sondern immer auch mit Produktivkraftentwicklung, Innovation, (individueller) Motivation und ideologischer Legitimation verbunden – und damit zentral auch eine Frage des Alltagsbewusstseins im Kapitalismus und der politischen Herausforderung, dieses emanzipatorisch zu verändern. Das gilt gerade für die „eigentumslosen“ LohnarbeiterInnen, die als Marktteilnehmer und Revenuequellenbesitzer auch an der wirkmächtigen „ökonomischen Alltagsreligion“ eines bürgerlichen Besitzindividualismus partizipieren. Gerade die postfordistische Entfesselung des Kapitalismus – erhöhte Flexibilität und die verschiedensten Varianten von Marktöffnungsprozessen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen – setzt mit ihrer Inter-

nalisierung des Marktes in Unternehmensstrukturen bezogen auf das lebendige Arbeitsvermögen immer wieder einen zwieschlächtigen Prozess frei. Einerseits entwickelt sich ein modernes Lohnarbeitsindividuum als „getrieben von seinen wants. Das Bewusstsein (oder vielmehr die *Vorstellung*) der freien Selbstbestimmung, der Freiheit, macht den einen zu einem viel bessern Arbeiter als den andren, und das damit verbundene feeling (Bewußtsein) of *responsibility*; da er, wie jeder Waarenverkäufer, responsibel ist für die Waare, die er liefert und sie in gewisser Qualität liefern muß, soll er nicht von andren Waarenverkäufern derselben Species aus dem Feld geschlagen werden“ (MEGA II.4.1, 101 f.). Aber dieses konkurrierende Marktsubjekt ist nur die eine Seite der zivilisatorischen Potenzen kapitalistischer Herrschaftsstrukturen, die andere besteht in einer erhöhten Subjektivität in der Arbeit mit Kompetenz, Empowerment und inklusionsfähiger Solidarität – Eigenschaften, die die Lohnarbeit im Unterschied zu allen anderen bisherigen Formen und Kulturen der Arbeit „zu einer ganz andren historischen Action befähigen“ (ebd., 103). An diesem Punkt geht die Analyse der alten Eigentumsfrage strategisch in die sich gegenwärtig neu belebende Diskussion um eine „Wirtschaftsdemokratie von unten“ über – eine vielversprechende Transformationskonzeption. Unternehmerische Qualitäten, die auf Seiten des kapitalistischen Privateigentums in bornierte und gesamtgesellschaftlich blinde Verwertungszwecke gebannt bleiben, entwickeln sich rhizomartig im Shopfloor der Unternehmen und Verwaltungen, sozusagen im „Maschinenraum“ unserer Gesellschaft, als Fähigkeiten zur Selbststeuerung von Wertschöpfungsprozessen. Moderne Belegschaften sind damit viel direkter als in fordistischen Zeiten mit den kapitalistischen Rahmenbedingungen und damit der Gesamtheit kapitalistischer Eigentumsformen konfrontiert. Heute gilt: „Du bist Kapitalismus“, wie der Sozialwissenschaftler Dieter Sauer (vgl. Sauer 2013) aufgrund des Zusammenführens von Kapitalismusanalyse, arbeitspolitischen Antworten und wirtschaftsdemokratischen Reformansätzen zugespitzt formu-

liert. Das birgt sprengendes Potenzial. Mit der Entgrenzung der Arbeit und der Internalisierung des Marktes im gegenwärtigen Finanzmarktkapitalismus wird der Ort der Wertschöpfung gegenüber seiner gesamtgesellschaftlichen Umwelt durchlässiger. In der konkurrenzvermittelten Kostenökonomie wird der Zusammenhang der Produktivkraft gesellschaftlicher Arbeit in den Betrieben und der gesamtgesellschaftlichen Verteilung der Produktivitätsgewinne sowie von Zeitwohlstand hergestellt, für kompetente Akteure transparent und sozialer Kritik sowie alternativen Unternehmensstrategien zugänglich. Denn diese Schnittstellen im gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsgefüge entscheiden über den Charakter mehr oder weniger zerstörerischer oder zivilisierender Regulierungen in den kapitalistischen Metropolen. Auf diesen „Knotenpunkt“ in der kapitalistischen Betriebsweise muss sich auch eine Transformationskonzeption einer alternativen Wirtschaftspolitik beziehen: Ökologischer Umbau der Industriegesellschaft, ressourcensparende Produktqualität, Gruppenarbeit, Enthierarchisierung und Selbstqualifizierung der Beschäftigten sind letztlich nur durch eine weitergehende Emanzipation der assoziierten Arbeit auf betrieblicher und gesamtgesellschaftlicher Ebene zu haben.

So erweisen sich die Ambivalenzen und Paradoxien innerhalb der Charaktere der Lohnarbeit als die eigentlichen zukunftsweisenden Vergesellschaftungspotenzen im Produktionsprozess des Kapitals, die ja gerade auch eine Entwicklung von Individualität mit einschließen und nicht wieder machttheoretisch in die beiden Pole gesellschaftlicher Arbeit (repräsentiert durch die klassenbewusste Lohnarbeiterschaft) und privater Aneignung (verkörpert durch kapitalistischen Privatbesitz) auseinanderdividiert werden dürfen. Denn sonst kann Gesellschaftsveränderung immer nur im „Frontalangriff“ auf die kapitalistische Produktivkraftentwicklung gedacht werden, aber nicht mit ihr. Gerade in Letzterem aber besteht das Credo der Kritik der politischen Ökonomie – auch in der Eigentumsfrage. Von Anbeginn ist die Marxsche Analyse darauf

angelegt, nachzuweisen, dass sich die „materiellen Produktionsbedingungen“ und die „Produktionsverhältnisse“ als „Verkehrsverhältnisse“ erweisen, „die ebenso viel Minen sind, um die bürgerliche Gesellschaft zu sprengen“ (MEW 42, 77). Verkehrsverhältnisse sind aber allemal mehr als einfache Klassenkampfkonstellationen. In sie gehen alle Errungenschaften der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung mit ein, sowohl auf Seiten des Kapitals wie der Lohnarbeit, die den Nexus von Privateigentum und Produktivkraftentwicklung aufheben und eine entwickeltere Gesellschaftlichkeit des Reproduktionsprozesses ermöglichen.

Die „Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt“ und stellt sich heute weniger zwischen dem „eigentumslosen“ Produzierenden und dem nichtproduzierenden Kapitaleigentümer, sondern zwischen einer zur Wirtschaftsdemokratie von unten sich befähigenden Unternehmensbelegschaft und einer „ökonomisch verriegelten“ Unternehmenssteuerung. Deshalb spielt die Zukunftsmusik in der Eigentumsfrage für eine moderne sozialistische Linke in kooperativen und genossenschaftlichen Unternehmens-/Eigentumsformen (verschiedene Formen von Belegschaftseigentum) wie auch in den wirtschaftsdemokratisch nicht ausgeschöpften Potenzialen von Aktiengesellschaften (Arbeitnehmerfonds u.ä.): „Die kapitalistischen Aktienunternehmungen sind ebensosehr wie die Kooperativfabriken als Übergangsformen aus der kapitalistischen Produktionsweise in die assoziierte zu betrachten, nur daß in den einen der Gegensatz negativ und in den andren positiv aufgehoben ist“ (MEW 25, 456). Beides zu einer progressiven Synthese mit transformatorischen Synergieeffekten gebracht liegt in der geschichtlichen Tendenz der kapitalistischen Akkumulation angelegt: „Diese stellt nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel“ (MEW 23, 791). Das ist eine sozialistische Perspektive

nach der hier begründeten Lesart dieses in der Geschichte der Linken immer vielstimmig und kontrovers gedeuteten Resümees von Marx zur Eigentumsfrage im Kapitalismus.

Literatur

Engels, Friedrich/Marx, Karl (MEW 3): Die deutsche Ideologie, S. 5-530

Marx, Karl (MEW 16): Über P. J. Proudhon, S. 25-32

Marx, Karl (MEW 19): Kritik des Gothaer Programms, S. 13-32

Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Band 1

Marx, Karl (MEW 25): Das Kapital. Band 3

Marx, Karl (MEW 26.3): Theorien über den Mehrwert, Band 3

Marx, Karl (MEW 40): Ökonomisch-philosophische Manuskripte, S. 465-569

288 Marx, Karl (MEW 42): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie
Sauer, Dieter (2013): Die organisatorische Revolution. Umbrüche in der Arbeitswelt – Ursachen, Auswirkungen und arbeitspolitische Antworten.
Hamburg

Briefe

Engels an Marx am 19.11.1844; MEW 27, 11

Marx an Friedrich Adolph Sorge am 19. Oktober 1977; MEW 34, 303

Qualifizierte Arbeit und die Transformation der kapitalistischen Produktionsweise

Einleitung

Die Auseinandersetzungen um die Transformation der (Erwerbs-)Arbeit, die mit Konzepten wie Vermarktlichung und Subjektivierung (Sauer 2005) oder auch immaterielle Arbeit (Hardt/Negri 2000) auf den Begriff zu bringen versucht wurde, drehen sich nicht nur um die Änderung der Arbeitsprozesse und der Produktionsverhältnisse, sondern auch um die veränderten Anforderungen an den Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft. Die Neuzusammensetzung des Arbeitsvermögens ist daher ins Zentrum der sozialen Kämpfe um die Sicherung der gesellschaftlichen Voraussetzungen der Akkumulation wie auch um die konkrete Organisation der Produktionsprozesse gerückt. Im gegenwärtig vorherrschenden wirtschaftspolitischen Denken wird das Bildungsniveau der Ware Arbeitskraft, ihr Humankapital, als ein zentraler endogener Wachstumsfaktor präsentiert, der für den Erfolg der verschiedenen Kapitalismusmodelle – der sogenannten „varieties of capitalism“ (Hall/Soskice 2001) – bestimmend sei (Coates 2000; Bruff et al. 2013).

Die Fokussierung auf die Erhaltung und Verbesserung des Qualifikationsniveaus der Arbeitskräfte erscheint dabei nicht nur als eine der letzten Verteidigungslinien des zum Social-investment-Staat transformierten Wohlfahrtsstaates (Atzmüller 2014b), der sich durch Aktivitäten zur Steigerung der Qualität der Arbeitskräfte, die auf die Wettbewerbsfähigkeit nationaler Standorte ausgerichtet sind, gegen die neoliberale Logik eines weitgehenden

Rückbaus des Staates zu relegitimieren sucht. Auch gegenüber den Gewerkschaften erweist sich das Ziel der Verbesserung des Ausbildungsstandes der Beschäftigten als zentrale Friedens- bzw. Kompromissformel unter Bedingungen postfordistischer Akkumulationsprozesse. Dadurch erhoffen sich die organisierten Vertretungen der Lohnabhängigen nicht weniger als eine Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, eine Verbesserung der Qualität der Arbeitsplätze und die für Umverteilung und Wohlstandszunahme notwendige Wachstumsrate der Ökonomie. Auf diese Weise soll der nicht zuletzt austeritätspolitisch forcierten Prekarisierung ein Riegel vorgeschoben werden, ohne die Produktionsverhältnisse grundlegend angreifen und auch ökologisch nachhaltig transformieren zu müssen.

Aus der Förderung des Humankapitals erhoffen sich staatliche wie auch gewerkschaftliche AkteurInnen daher zwei Effekte, die quasi eine Versöhnung individueller und gesellschaftlicher Reproduktionsbedürfnisse und Ansprüche mit den Imperativen des Akkumulationsprozesses ermöglichen sollen. Auf der einen Seite soll die Höherqualifizierung der Arbeitskräfte zu einer Verbesserung der Qualität der Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse beitragen und Einfacharbeitsplätze mit monotonen und repetitiven Aufgaben und einem hohen Maß an Fremdbestimmung reduzieren und durch komplexere, die Selbständigkeit der Beschäftigten fördernde Aufgaben ersetzen helfen, die wiederum ein hohes Maß an tarifvertraglicher und sozialrechtlicher Absicherung erforderlich machen. Auf der anderen Seite konzentrieren sich die Auseinandersetzungen um die Bedeutung qualifizierter Arbeit auf die Frage, ob und inwiefern der Entwicklungsstand des Humankapitals für die Wachstumsdynamik des Kapitalismus und die Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit zentral ist. Die realen Entwicklungen der mehr und mehr zu sogenannten Social-investment-Staaten transformierten Wohlfahrtssysteme zeigen aber, dass die Forcierung von Humankapitalstrategien dazu beiträgt, öffentliche Ausgaben mehr und mehr nach ihren produktiven Aspekten zu beurteilen und gegen so ge-

nannte unproduktive Ausgaben auszuspielen, die quasi nur dem privaten Konsum ökonomisch inaktiver Individuen dienen (z.B. PensionistInnen). Darüber hinaus wird deutlich, dass Hierarchisierungen der Arbeitskräfte entlang ihres Qualifikationsniveaus einerseits zur Polarisierung und Fragmentierung der Beschäftigten in postfordistischen Akkumulationsregimen beitragen, wodurch Prekarisierungsprozesse stabilisiert werden. Andererseits wird die Fähigkeit der Individuen, permanent in ihr Humankapital zu investieren und dieses durch Lernen neuen Erfordernissen anzupassen, zur Voraussetzung von Wettbewerbsfähigkeit und Strukturwandel erklärt, die damit den Individuen aufgebürdet werden.

Um diese Entwicklungen adäquat analysieren zu können, erscheint es mir daher notwendig, einen Blick auf die an Marx und der Werttheorie orientierten Debatten der 1970er Jahre zur qualifizierten Arbeit zu lenken, die sich vor dem Hintergrund sozialdemokratischer Reformprojekte einerseits, sozialer Kämpfe der seit 1968 auftretenden neuen sozialen Bewegungen wie auch der (teilweise autonom und spontan agierenden) ArbeiterInnenschaft andererseits sowie der sich abzeichnenden Krise der fordistischen Entwicklungsmodelle entfalteteten (Altvater/Huisken 1971; Becker 1976; Zech 1978). Meines Erachtens versuchten die werttheoretischen Auseinandersetzungen um qualifizierte Arbeit diese Kämpfe voranzutreiben, indem sie die Widersprüche zwischen den Prozessen der Bildungsexpansion und der Dynamik des fordistischen Kapitalismus und seiner sich abzeichnenden Krise aufzuzeigen versuchten. Der historische Kontext dieser Debatten um qualifizierte Arbeit wirft aber vor dem Hintergrund der finanzgetriebenen Akkumulationsregime des Postfordismus die Frage auf, inwiefern die damit verbundene Neuzusammensetzung des Arbeitsvermögens und die Transformation der Arbeitsprozesse das Problem der qualifizierten Arbeit nicht auf veränderte Art und Weise stellen, womit sich auch die Perspektive individueller und kollektiver Kämpfe um Emanzipation verschiebt. Die werttheoretischen De-

batten zur qualifizierten Arbeit bleiben hier bedeutsam, da sie einerseits aufzeigen können, dass zwischen der Durchsetzung hegemonialer Strategien der Konstruktion der Arbeitsvermögen der Arbeitskräfte und ihren möglichen ökonomischen Auswirkungen, die sich bspw. in mehr Wirtschaftswachstum niederschlagen können, kein notwendiger Zusammenhang besteht. Andererseits ermöglichen sie auch eine Kritik jener ausbildungs- und qualifizierungspolitischen Strategien der Förderung des Humankapitals, die darüber eine tendenzielle Überwindung der Verschlechterung der Arbeitsbedingungen im Kapitalismus und ihrer besonders entfremdenden Bedingungen erhoffen

292

Auseinandersetzungen um die politische Ökonomie des Ausbildungssektors und soziale Bewegung

Die an Marx orientierten werttheoretischen Debatten um die Bedeutung qualifizierter Arbeit für die Dynamik der kapitalistischen Ökonomie, die auch im wissenschaftlichen Mainstream durchaus umstrittenen ist (Wolf 2002), entzündeten sich daran, dass Marx das Problem der qualifizierten bzw. „komplizierten“ Arbeit (MEW 23, 59) nicht systematisch ausgearbeitet hatte.

Zum einen konzentrierten sich diese Debatten daher um Versuche, den Status der qualifizierten bzw. „komplizierten“ Arbeit in der marxistischen Werttheorie zu bestimmen, um daraus Schlussfolgerungen zur Bedeutung von Qualifikationen für die Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften ziehen zu können. In den Auseinandersetzungen seit den 1970er Jahren (Altvater/Huisken 1971; Becker 1976; Zech 1978) und dem darin formulierten Anspruch, einen „neomarxistischen Ansatz“ zur politischen Ökonomie des Ausbildungssektors (Hegelheimer 1974) zu formulieren, ging es daher darum, zu zeigen, dass die Erhöhung des Ausbildungsniveaus der Lohnabhängigen nicht notwendigerweise zu Wirtschaftswachstum führen muss, wie dies von bürgerlichen Ansätzen der Bildungsökonomie seit den Diskussionen der 1960er

und 1970er Jahre unterstellt und empirisch zu begründen versucht wurde (Hegelheimer 1974; Offe 1975b; Coates 2000).

Zum anderen verwiesen die Debatten um die Qualifikationen der Arbeitskräfte immer auch auf die Rolle des staatlichen Ausbildungssektors und die Reproduktion der Arbeitskräfte im öffentlichen Erziehungs- und Bildungssystem (Offe 1975a; 1975b; Offe/Ronge 1976). Aus Perspektive der bürgerlichen Bildungsökonomie ergibt sich unter der Annahme, dass eine Verbesserung des Qualifikationsniveaus das Wirtschaftswachstum erhöht, die zentrale Bedeutung des Ausbaus bzw. der Öffnung des Bildungssektors für immer weitere Bevölkerungsschichten. Dies verweist darauf, dass dem (Aus-)Bildungsstand der Arbeitskräfte im Kapitalismus zumindest teilweise der Charakter eines öffentlichen Gutes zugeschrieben wird (Altvater 2003), da unabhängig davon, wer die Ressourcen für die Investitionen in das Arbeitsvermögen der Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt hat, die einzelnen Unternehmen nicht mehr (oder nur durch zusätzliche, Marktprinzipien letztlich verletzende vertragliche Schutzklauseln) von der Nutzung des derart geformten Gebrauchswertes der Arbeitskraft ausgeschlossen werden können (Kriterium der Nichtausschließbarkeit). Eine rein marktförmige Erzeugung von Bildungsprozessen würde daher zu nicht ausreichenden Investitionen in die Reproduktion des Arbeitsvermögens der Ware Arbeitskraft führen, da es für Unternehmen letztlich kostengünstiger wäre, qualifizierte Arbeitskräfte von KonkurrentInnen abzuwerben, anstatt selbst in deren Ausbildung zu investieren (Crouch et al. 1999).¹

1 Aus der Bestimmung von Qualifikationen als öffentlichem Gut kann nicht geschlossen werden, dass Bildungsprozesse notwendigerweise vollständig oder für alle Gruppen von Arbeitskräften von öffentlichen/staatlichen Apparaten erbracht werden müssen. Dies sagt auch nichts aus, inwieweit Bildungsprozesse an den (angeblichen) Erfordernissen der Ökonomie ausgerichtet werden. Nicht zuletzt das Problem der relativen Autonomie staatlicher Bildungsprozesse, die ein eigenes Feld sozialer

Die Frage der Reproduktion der ArbeiterInnenklasse durch den öffentlichen Schul- und Ausbildungssektor spielte natürlich auch in den neo-marxistischen bzw. polit-ökonomischen Debatten der 1970er eine zentrale Rolle, so dass die Diskussion um die Bedeutung qualifizierter bzw. komplizierter Arbeit für die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise mit der theoretischen Auseinandersetzung um den kapitalistischen Staat und seine Rolle im Gesamtzusammenhang der bürgerlichen Gesellschaft verknüpft war (Offe 1975a; 1975b; Altvater/Huisken 1971).

294 Der Hintergrund der Auseinandersetzungen um die „komplizierte Arbeit“ war die in den kritisch-marxistischen Untersuchungen der damaligen Zeit behauptete Dominanz der tayloristischen Entwertung („degradation“) der Arbeit (exemplarisch: Braverman 1974), die im Wesentlichen als Prozess der Dequalifizierung der Ware Arbeitskraft interpretiert wurde und mit den Selektionsprozessen im Bildungssystem zu korrespondieren schien. Letztere verwiesen den Großteil der SchülerInnen und Auszubildenden auf Qualifizierungsprozesse, die sie mit jenen Fähigkeiten und Kompetenzen, Einstellungen und Weltanschauungen ausstatten sollten, die ihre Subsumtion als Arbeitskräfte unter das Kapital möglichst friktionsfrei ermöglichten. Die Expansion der Bildungsprozesse im fordistischen Wohlfahrtsstaat, die Ausdehnung des Hochschulzugangs wie auch der Ausbau der beruflichen Bildung schienen vor diesem Hintergrund daher nicht trennbar von den sie begleitenden Kämpfen um andere Lehrinhalte und Formen der Leistungsbeurteilung, um die Veränderung der Lehr- und Lernme-

Kämpfe konstituieren, wie auch die Kluft zwischen den begrenzten Prognosekapazitäten des kapitalistischen Staates über zukünftige Arbeitskraftbedarfe und der auf permanenten Umwälzungen der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse beruhenden Dynamik der Produktionsweise wirft aus Perspektive des Kapitals das Problem einer adäquaten, der Dynamik der Verwertungsprozesse förderlichen Verzahnung zwischen den Akkumulationsprozessen und dem Bildungssystem auf (Offe 1975b).

thoden und die Umwälzung der Beziehungen der sich Bildenden untereinander und zu den Lehrenden an Schulen und Universitäten zu sein. Das sich verallgemeinernde Streben nach mehr Bildung, die als Voraussetzung für die Fähigkeit gesehen wurde, Kritik zu üben, Widerstand zu leisten wie auch die Produktions- und Reproduktionsbedingungen der Gesellschaft gemeinsam zu gestalten (Demirović 2004), musste daher den sozialen Bewegungen als eine Form des (mehr oder weniger bewussten) individuellen und kollektiven Anspruches um Emanzipation gegen die Eindimensionalität der Verdinglichungs- und Entwertungsprozesse des fordristischen Kapitalismus erscheinen.

Ein zentraler Angelpunkt der neomarxistischen Debatte bestand daher darin, die Grenzen und illusorischen Grundlagen der sozialdemokratischen Strategien einer Expansion der Bildungs- und Ausbildungsprozesse aufzuzeigen, um nachzuweisen, inwiefern diese mit den strukturellen Bedingungen der Verwertungsprozesse in Widerspruch geraten müssen. Dies wiederum sollte m.E. den protestierenden Studierenden, SchülerInnen und Lehrlingen klar machen, dass ihre Ansprüche auf Bildung, die auf Potenziale der Emanzipation und Ansprüche gesellschaftlicher Selbstorganisation hinwiesen, sie in Widerspruch zu den Verwertungsprozessen bringen mussten.

295

Werttheoretische Überlegungen zur komplizierten Arbeit

Die Ausgangsfrage der werttheoretischen Debatten bestand darin, ob in den gesellschaftlichen Wertbildungsprozess ein höherer Anteil der qualifizierten bzw. komplizierten Arbeit in die gesellschaftliche Gesamtarbeit eingeht als von unqualifizierter bzw. einfacher Arbeit und dadurch zum Wirtschaftswachstum beiträgt, wie dies von der bürgerlichen Bildungsökonomie und den Humankapitalansätzen behauptet wird (Hegelheimer 1974, LXIII). Ausbildung wäre unter dieser Annahme als Teil des Wertbildungsprozesses zu verstehen „allerdings nicht in dem Sinne, daß nun die

gebildete Arbeitskraft von höherem Wert sei als die weniger gebildete, da ja auch die Bildungskosten in den Wert der Arbeitskraft eingehen, sondern in dem Sinne, daß die Arbeitskraft mit relativ höherem ‚Humankapital‘ auch einen größeren Ertrag der Arbeit, größere Leistungsströme für die Dauer irgendeines zukünftigen Zeitraumes erbringe“ (Altvater 1971, 256).

296 Diese Annahme jedoch, so Altvater weiter, gerät vollkommen in Widerspruch zur Marxschen Werttheorie, welche zwischen dem Wert der Arbeitskraft auf der einen und ihrer wertbildenden Potenz auf der anderen Seite einen Unterschied macht (Altvater 1971). Aus dem höheren Wert qualifizierter Arbeit, der aus den in ihre Reproduktion eingeflossenen Kosten, zu denen auch Ausbildung gehört, resultiert, könne nicht auf eine notwendig größere Quantität von Wert geschlossen werden, die von dieser Arbeit produziert werden könnte. Wert im marxistischen Sinne ist nicht eine Eigenschaft der Arbeit, sondern ein Verhältnis, das ihren gesellschaftlichen Charakter bestimmt und auch für ihren „quantitativen Ausdruck“, also ihre Größe, bestimmend ist. Der gesellschaftliche Charakter des in den Waren verkörperten Wertes und damit der in ihnen vergegenständlichten Arbeit ergibt sich erst in den Austauschprozessen auf dem Markt. Dort aber erfolgt der Austausch nicht zu ihren individuellen Produktionskosten, sondern ihrem gesellschaftlichen Wert. „Eine gegebene Ware kann nur einen (gesellschaftlich) bestimmten Tauschwert haben. [...] Daraus ergibt sich nun, dass die Wertgröße einer Ware nicht durch ihre individuelle Arbeitszeit bestimmt ist, sondern durch die durchschnittlich-gesellschaftlich notwendige“ (Altvater 1971, 263).

Altvater hat damit deutlich gemacht, dass hinter den werttheoretischen Überlegungen zur Rolle qualifizierter Arbeit für den Akkumulationsprozess das Problem steht, wie unterschiedliche, in Waren vergegenständlichte Arbeiten auf dem Markt getauscht werden können. Daher liegt der Fokus nicht auf Arbeit als gebrauchswertbildender Tätigkeit, sondern als „abstrakter Wertbild-

nerin“ (Altvater 1971, 263), der in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen jegliche Besonderheit und Individualität genommen wurde. Qualifizierte und unqualifizierte Arbeitskräfte haben als Werte eine gemeinsame Qualität und unterscheiden sich nur quantitativ voneinander. „Die ‚Reduktion‘ von qualifizierter auf unqualifizierte Arbeitskraft ist also qualitativ bereits dadurch geleistet, daß alle Arbeitskräfte Waren mit bestimmter Wertgröße sind, das quantitative Maß ihrer Reduktion ergibt sich aus den unterschiedlichen Bildungskosten des Arbeitsvermögens, das als Arbeitskraft zu Arbeitsmarkte getragen wird“ (Altvater 1971, 259). Das heißt, es geht also darum, wie heterogene und komplizierte Arbeiten in den Tauschprozessen auf einen gemeinsamen Durchschnitt reduziert werden. Folgerichtig setzen werttheoretisch orientierte Diskussionen zum Qualifikationsproblem an den Marx-schen Überlegungen zur Reduktion komplizierter Arbeit auf sogenannte einfache, durchschnittliche Arbeit im Kapital an (Zech 1978; Itoh 1987; Devine 1989; MEW 23).

Einfache Arbeit – definiert als „Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch, ohne besondere Entwicklung, in seinem leiblichen Organismus besitzt“ (MEW 23, 59) – kann zwar, wie Marx betont, von Land zu Land und zwischen verschiedenen „Kulturepochen“ variieren. Ihre Spezifik besteht aber darin, das zu ihr jede/r ausgebildet und herangezogen werden kann (Devine 1989). Dem stellt Marx die sogenannte „komplizierte Arbeit“ gegenüber, die „nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit gilt, so daß ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit“ (MEW 23, ebd.). Diese Reduktion, so Marx weiter, geht „beständig“ (MEW 23, ebd.) vonstatten, wie die „Erfahrung“ zeigt, und setzt sich hinter dem Rücken der ProduzentInnen durch. Aus dem Kontext seiner Überlegungen geht hervor, dass er mit Reduktion meint, dass komplizierte und einfache Arbeiten in ein quantitativ bestimmtes Verhältnis – errechenbar

etwa durch Multiplikation – gebracht werden. Für die nähere Bestimmung des angedeuteten Problems entwickelt er jedoch keine theoretischen Konzepte, sondern verweist auf die „Erfahrung“. Das Reduktionsproblem ist bei Marx daher ein Aspekt der Abstraktion der Arbeit. Da Produkte komplizierter Arbeit ebenfalls in die Austauschprozesse eintreten, erhalten sie Wert bzw. realisieren sie ihren, wodurch sie den Produkten einfacher Arbeit gleichgesetzt werden, von der sie wie gesagt nur ein bestimmtes Multipel darstellen.

Historische Tendenzen der komplizierten Arbeit

298

Die Argumentation von Marx zum Reduktionsproblem im *Kapital* (MEW 23) und dessen Zusammenhänge mit dem Abstraktionsprozess der Arbeit wurden in der werththeoretischen Debatte der 1970er nun in Zusammenhang (z.B.: Zech 1978; siehe auch: Altvater/Huisken 1971) mit den Prozessen der Nivellierung und Vereinfachung der Arbeit in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen gebracht, wie sie in der tayloristischen Verwissenschaftlichung der Produktion im 20. Jahrhundert kulminierten. „Die Gründe hierfür finden sich in der Marxschen These, daß einerseits die Differenzierungen der gesellschaftlichen Arbeitskräfte ‚scheinbare und verschwindende Verschiedenheiten‘ darstellen, die vornehmlich sowohl gesellschaftlich produzierte relative Seltenheiten einzelner Kategorien von Lohnarbeitern als auch normative Wertschätzungen einzelner Tätigkeiten widerspiegeln, und daß andererseits reale und wertbildungsrelevante Unterschiede durch die reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapitalverhältnis sich tendenziell auflösen“ (Zech 1978, 250). Arbeit wird im Akkumulationsprozess auf ihre wertbildende Potenz reduziert und abstrahiert. Ihre Heterogenität und Unterschiedlichkeit und damit die Handlungspotenziale der Arbeitskräfte und ihre Fähigkeit, Widerstand zu leisten, ist in diesem Verständnis für das Reduktionsproblem irrelevant, „da [...] die durchschnittliche gesellschaftlich

notwendige Arbeitszeit sich als Gesetz des Durchschnitts hier geltend macht“ (Altwater 1971, 282).

Da das Kapital viele Arbeitskräfte gleichzeitig anwendet, setzt es von vornherein gesellschaftliche Durchschnittsarbeit, während die Heterogenität und Verschiedenheit der Arbeit in qualitativer als auch quantitativer Hinsicht insbesondere mit der Entwicklung des Maschinensystems abnimmt. „Das tritt schlagend zutage am Fließband, wo Arbeitstempo, Ausdauer usw. schon auf einen – allerdings veränderbaren – Durchschnitt gebracht sind und von dem weder Abweichungen nach unten noch nach oben zulässig und möglich sind. ‚Wertbildende Potenz‘ hat die Arbeit unter solchen Bedingungen nur als gesellschaftlich notwendige Arbeit; Unterschiede dieser Potenz können sich unter solchen Bedingungen jedenfalls nicht entfalten“ (Altwater 1971, 282 f.).

299

Die Interpretation, wonach der Abstraktionsprozess der Arbeit im Allgemeinen und die Reduktionsprozesse der komplizierten Arbeit im Besonderen die Unterschiede und Eigenheiten der einzelnen Arbeiten zum Verschwinden bringen und so quasi notwendigerweise die Dequalifizierungs- und Entwertungsprozesse der Arbeit, wie sie in den tayloristischen Formen der Arbeitsorganisation der fordistischen Entwicklungsmodelle dominierten (Heinrich 2001, 211), bedingen würde, läuft aber Gefahr, zentrale Bestimmungen des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit unter den Bedingungen der kapitalistischen Verwertungsprozesse in ein klar gerichtetes Kausalitätsverhältnis mit deren konkreter Ausprägung und Entwicklungsdynamik zu bringen. Damit wird eine historisch spezifische Ausprägung von Arbeit unter Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise zum quasi notwendigen *Effekt* bestimmter strukturell begründeter Entwicklungsdynamiken erklärt (für eine ähnliche Kritik siehe auch: Reitter 2011) und kann nicht mehr adäquat als Medium und Gegenstand der Klassenkämpfe verstanden werden. Damit wird es aber auch schwierig, grundlegende Transformationsprozesse der bürgerlichen Gesell-

schaft, wie sie in der krisenhaften Ablösung des Fordismus manifest geworden sind, in deren Zentrum weitreichende Transformationen der Arbeit und eine Neuzusammensetzung des Arbeitsvermögens stehen, adäquat zu erfassen.

Qualifizierte Arbeit und die Umwälzung der Produktivkräfte

300

Die theoretische Verknüpfung des Abstraktionsprozesses der Arbeit und der Reduktion von komplizierter auf einfache Arbeit mit historisch spezifischen Entwicklungen der Arbeit, wie dies etwa anhand der Analyse von Dequalifizierungsprozessen versucht wurde, konnte m.E. letztlich nicht ausreichend erklären, welche Funktion qualifizierte Arbeit im Prozess der Kapitalakkumulation einnehmen kann und warum zumindest einzelne Kapitalien am Einsatz komplizierter Arbeitskraft interessiert sein können. Eine mögliche Antwort hatte aber z.B. Altvater in seinen Analysen dahingehend angedeutet, indem er feststellte, dass komplizierte Arbeit, *die in derselben Periode angewendet* wird (also vor ihrer Verallgemeinerung), sehr wohl ein höheres Wertprodukt hervorbringen kann. Dies wirft die Frage auf, welche ökonomische Funktion der Einsatz qualifizierter/komplizierter Arbeit für das Kapital erfüllen helfen soll.

Wie gezeigt, konzentrierte sich die Diskussion der ökonomischen Funktionen des Einsatzes komplizierter/qualifizierter Arbeit in den Debatten der 1970er Jahre v.a. auf die Zurückweisung des behaupteten Zusammenhangs zwischen Wirtschaftswachstum und Qualifizierungsprozessen und auf den Nachweis, dass die Bildungsexpansion in Widerspruch zu den Erfordernissen der Kapitalakkumulation geraten müsse. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Debatten um die Durchsetzung und Sicherung der Fähigkeit der postfordistischen Akkumulationsregime zu Innovation und Umwälzung der Produktivkräfte (für eine Darstellung der Debatte: Atzmüller 2014a) ist daher auffällig, dass die Rolle komplizierter/qualifizierter Arbeit im Transformationsprozess der Pro-

duktionsweise in den meisten Diskussionbeiträgen dieser Zeit nur rudimentär entwickelt wurde, obwohl ihre Relevanz für die Fähigkeit einzelner Kapitalien zur Realisierung von Extraprofiten durchaus angesprochen wurde (Altvater 1971, 283 f.; Zech 1978).

In den Auseinandersetzungen um die Krisenerscheinungen des Fordismus wurde immer wieder darauf hingewiesen, dass die Veränderungen der Produktionsverhältnisse durch die Deregulierung und Flexibilisierung des internationalen Kapitalverkehrs und der Globalisierungsprozesse zu einer Dominanz des sogenannten Shareholder-Value geführt haben, der die Unternehmen zu möglichst hohen Gewinnspannen zwingt, die v.a. dann zu lukrieren sind, wenn aufgrund der Entwicklung innovativer Produkte und Dienstleistungen Extraprofite erzielt werden. Diese Entwicklungstendenzen sind mit den Innovationsaktivitäten der sogenannten Dritten Industriellen Revolution, in der Informations- und Kommunikationstechnologien zu einer umfassenden Umgestaltung der Produktionsprozesse, aber auch zur Entwicklung neuer Konsumgüter geführt haben (Sablowski 2005; Sauer et al. 2001; Lehner et al. 1998), konstitutiv verbunden.

Die Durchsetzung „radikaler Innovationen“, die auf der Durchsetzung der „immateriellen Arbeit“ beruhen und eine grundlegende Transformation der Produktivkräfte nach sich ziehen, wurde in den letzten Jahren nicht zuletzt aus postoperaistischer Perspektive (exemplarisch: Hardt/Negri 2000; Birkner/Foltin 2006) als eine Problematisierung der Maßstäbe der Wertbildungsprozesse und der Abstraktion der Arbeit, wie sie etwa mit der fordistischen Industriearbeit verbunden waren, verstanden. Im Prozess des radikalen Wandels der Produktivkräfte sollen demnach die historisch spezifischen, aus dem jeweiligen technologischen Entwicklungspfad resultierenden Zusammenhänge zwischen den für die Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Kosten und dem dazu in einer bestimmten Relation stehenden Mehrwert prekär werden. Dies gilt in weiterer Folge auch für die Reduktion kom-

plizierter Arbeit auf einfache Arbeit, die gewisse klar quantifizierbare Verhältnisse voraussetzt (auf diese Zusammenhänge hatte schon Zech [1978] verwiesen).

302 Diese Entwicklungen haben in den letzten Jahren nicht zuletzt die post-operaistischen Auseinandersetzungen um den „General Intellect“, den Marx in den Grundrissen als eine Entwicklungsperspektive des Arbeitsvermögens im Kontext der voranschreitenden Automation und Technisierung der Produktion diskutierte, und die Durchsetzung immaterieller Arbeit, in der die kooperativen, kommunikativen, affektiven und kreativen Fähigkeiten der Arbeitskraft zentral werden, geprägt (exemplarisch: Hardt/Negri 2000). Die Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise erscheint hier nicht mehr als Potenz des Kapitals sondern soll unmittelbar aus den Fähigkeiten der produktiven Arbeiters resultieren.

„General Intellect is a collective, social intelligence created by accumulated knowledges, techniques, and know how. The value of labor is thus realized by a new universal and concrete labor force through the appropriation and free usage of the new productive forces. What Marx saw as the future is our era. This radical transformation of labor power and the incorporation of science, communication, and language into productive force have redefined the entire phenomenology of labor and the entire world horizon of production“ (Hardt/Negri 2000, 364).

Die Neuzusammensetzung der Arbeitsvermögen, die die Transformation der Produktivkräfte konstituiert, wird in dieser Interpretation als Aufhebung wesentlicher von Marx im *Kapital* (MEW 23) analysierter Bestimmungen der kapitalistischen Produktionsweise verstanden. Dies gilt insbesondere für die nach Marx permanent stattfindende Reduktion aller Formen komplizierter Arbeit auf einfache Arbeit in den Produktionsprozessen (siehe dazu auch: Negri 1992). Diese Prozesse sollen von den neuen Qualitäten der Arbeit verunmöglicht werden, da diese sich der wechselseitigen

Vergleichbarkeit entziehen. Damit kann aus post-operaistischer Perspektive auch die notwendige Arbeitszeit nicht mehr der Maßstab des Wertes sein. Das heißt, die neue Form der Arbeit soll nicht mehr in einem quantitativen oder sonstwie mathematisch kalkulierbaren Verhältnis zur einfachen Arbeit stehen und daher die Marxsche Diskussion der Beziehung zwischen einfacher und komplizierter Arbeit (MEW 23) und ihrer Rezeption in den polit-ökonomischen Auseinandersetzungen um qualifizierte Arbeit (Alt-vater/Huisken 1971; Hilferding 1974) (s.o.) überschreiten.

Auch wenn es nachvollziehbar ist, die emanzipatorischen Potenziale der Transformation der Arbeitsvermögen im Kontext der Umwälzung der Produktivkräfte zu identifizieren, so kann ich in diesen Entwicklungen keinen Ausdruck eines „elementaren Kommunismus“ (Hardt/Negri 2000) erkennen. Ungeklärt bleibt m.E. v.a., warum der höhere Bildungsstand, der zumindest Teilen der Arbeitskräfte im Übergang zu postfordistischen Akkumulationsregimen zugestanden wird, dazu führen soll, dass das wissenschaftliche Wissen und die Technologien, die – vergegenständlicht in der Maschinerie – den ArbeiterInnen im Fordismus als feindliche Macht gegenübertraten, in eine Voraussetzung umfassender Entfaltung und Emanzipation der Individuen umschlagen, wenn sie sich als spezifische Zurichtung des Arbeitsvermögens in den Arbeitskräften verkörpert. Solange die Rekonfiguration des Arbeitsvermögens wesentlich auf die Verwertungsprozesse und die Durchsetzung eines neuen Entwicklungsmodells der kapitalistischen Produktionsweise zurückgebunden wird und noch dazu neue Polarisierungen und Hierarchisierung zwischen qualifizierten und unqualifizierten Arbeitskräften vorantreibt, scheint mir darin eher eine neue Form der Herrschaft des Kapitals über die Produktionsverhältnisse angelegt als ein „elementarer Kommunismus“. Eine Kritik des zum Humankapital transformierten Gebrauchswertes der Arbeitskraft im postfordistischen Akkumulationsregime scheint in der post-operaistischen Emphase allzu rasch verbaut.

Komplizierte Arbeit, relative Mehrwertproduktion und Extramehrwert

Jenseits der wenig fruchtbaren Debatte um die Gültigkeit des Wertgesetzes, die schon in der Ablösung der liberalkapitalistischen Phase der bürgerlichen Gesellschaft durch die sogenannte monopolkapitalistische oder fordistische bezweifelt wurde, scheint mir die Untersuchung der Funktion qualifizierter/komplizierter Arbeit für die Produktion von Extramehrwert in der Transformation der Produktivkräfte fruchtbarer zu sein. In den Prozessen der Umwälzung der Produktionsweise deutet vieles darauf hin, dass eine über dem Niveau einfacher Arbeit liegende Kraft der Arbeit ein zentrales Element der relativen Mehrwertproduktion darstellt. Marx legt

304 zwar in der Analyse der relativen Mehrwertproduktion eine Interpretation nahe, wonach sich die im Prozess der Produktivkraftsteigerung eingesetzte Arbeitskraft nicht von der vorher gültigen einfachen Durchschnittsarbeit unterscheidet, er scheint ihr aber die Eigenschaften der komplizierten Arbeit, die er im Abschnitt über die Reduktion dieser auf einfache Arbeit (MEW 23, 59) anspricht, zuzuschreiben.

Er stellt daher fest, dass die „Arbeit von ausnahmsweiser Produktivkraft [...] als potenzierte Arbeit [wirkt] oder [...] in gleichen Zeiträumen höhere Werte als die gesellschaftliche Durchschnittsarbeit derselben Art [schafft]“ (MEW 23, 337).

Daraus kann nun einerseits geschlussfolgert werden, dass der Prozess der Erhöhung der Produktivkräfte nicht notwendigerweise zu einer qualitativen Veränderung der Arbeitskraft führen muss (die Arbeit ausnahmsweiser Produktivkraft ist hier derselben Art wie Durchschnittsarbeit), auch wenn diese in diesem Prozess quasi wie komplizierte Arbeit erscheint. Andererseits legt Marx aber auch eine Interpretation nahe, dass die „Verwohlfeilerung“ der Ware Arbeitskraft durch die Verwohlfeilerung der zu ihrer Reproduktion notwendigen Waren, die der Durchsetzung der relativen Mehrwertproduktion zu Grunde liegt, Spielraum für die Erweiterung des Reproduktionsprozess durch Bildung schafft. So deutet

Marx ja auch an, dass die Beschränkung der Arbeitszeit und die Bekämpfung der Prozesse absoluter Mehrwertproduktion nicht zuletzt auch die Möglichkeiten der Arbeitskräfte, sich zu bilden, die durch diese verhindert werden, erhöhen (MEW 23, 280).

Mit den skizzierten Veränderungen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse rückt – in einer stilisierten Kontrastierung zu den fordistischen Entwicklungsmodellen – daher die konstitutive Instabilität ihrer Reproduktion, die durch permanente Umwälzungen der Produktionsprozesse und -bedingungen geprägt ist, in den Vordergrund der Auseinandersetzungen um die Konstitutionsprozesse der Arbeitsvermögen. Aus Perspektive der (permanenten) Umwälzung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse ergibt sich eine vollständige Aufhebung aller „Ruhe, Festigkeit, Sicherheit der Lebenslage“ der Lohnabhängigen, die mit einem permanenten Wechsel der Arbeiten konfrontiert sind, die die „absolute Disponibilität der Menschen für wechselnde Arbeitserfordernisse“ (MEW 23) fordert. Mit diesen Überlegungen deutet Marx an, dass die Umwälzung der Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte die Fähigkeiten der Ware Arbeitskraft, sich mit den Produktionsmitteln zu verbinden, immer wieder prekär werden lässt.

Ein zentrales Problem der Umwälzung der Produktivkräfte, das Marx in seinen Analysen zur Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise noch nicht analysieren konnte, besteht nun aber darin, dass die Entwicklung der technologischen Grundlagen der Ökonomie nicht als linearer Prozess zu denken ist (Smith 2004). Vielmehr haben nicht zuletzt an Joseph A. Schumpeter orientierte Analysen zur innovationsgetriebenen Transformation des Kapitalismus (exemplarisch: Perez 2010; Atzmüller 2014a) das Problem der Ablösung historisch spezifischer technologischer Paradigmen, wie dies etwa im Prozess der sogenannten Dritten Industriellen Revolution beobachtet werden kann, aufgeworfen. Die Krise des Fordismus steht daher im Kontext der Durchsetzung eines neuen technologischen Paradigmas, das auf der Durchsetzung

von Informations- und Kommunikationstechnologien, Biotechnologie, Nanotechnologie usw. beruht, die zu Schlüsseltechnologien transformierter Produktionsprozesse und der damit verbundenen Waren und Dienstleistungen werden und eine umkämpfte Reorganisation der Produktionsverhältnisse und Arbeitsprozesse erfordern und ermöglichen.

306

In diesem Kontext erscheint der Einsatz komplizierter Arbeit zur Lukrierung von Extraprofiten als wichtiger Mechanismus des Werttransfers zwischen verschiedenen Kapitalien bzw. Regionen kapitalistischer Vergesellschaftung, wie bereits in den Debatten der 1970er hervorgehoben wurde (Altwater 1971, 276). So hob Altwater die Bedeutung der Produktion von Extramehrwert v.a. mit Blick auf den internationalen Wettbewerb hervor. In diesem Kontext spielt qualifizierte Arbeit insofern eine zentrale Rolle, da die Durchschnittsarbeit zwischen verschiedenen Ländern variieren kann, so dass in einem Land Arbeitsformen noch komplizierte Arbeit darstellen, die in anderen bereits verallgemeinerte einfache Arbeit sind. Aus diesem Grund ist komplizierte Arbeit eine wesentliche Voraussetzung, um im internationalen Wettbewerb Extraprofiten durch Werttransfer lukrieren zu können. Diesen Zusammenhang hat Altwater aus der Perspektive der 1970er noch einem anderen theoretischen Kontext zugehörig bezeichnet (Altwater 1971, 283 f.).² Im Kontext der Auseinandersetzung um die internationale

- 2 Die Relevanz komplizierter Arbeit für die Lukrierung von Extraprofiten weist m.E. eine gewisse Nähe zum Argument Karl Reitters auf, der zu zeigen versucht, dass der Einsatz komplizierter Arbeit bei gleichbleibender Profitrate einen Werttransfer zwischen verschiedenen Verwertungsprozessen ermöglicht (Reitter 2011, 47). „Wenn nun Kapitale mit gleich großem konstanten Kapital einmal billigere, das andere Mal teurere Arbeitskräfte kaufen *müssen*, sinkt bzw. steigt die Profitmasse analog zum Kostpreis. Damit wäre das Phänomen erklärt, warum – gleich großes Kapital unterstellt – Kapitale mit höher qualifizierter Arbeitskraft (= höherer Wert dieser Arbeitskraft) höhere Produktionspreise und damit mehr Profitmasse

Wettbewerbsfähigkeit verschiedener Kapitalismusmodelle besteht darin ein zentraler Mechanismus, der es sogenannten entwickelten Regionen des globalen Nordens erlaubt, im Prozess der Durchsetzung einer hochtechnologischen Produktionsweise einen größeren Teil des global erarbeiteten Werts anzueignen (was der Zunahme von Verarmung und Prekarisierung in diesen Ländern nicht widerspricht). Doch nicht nur nationale Variationen ermöglichen Extraprofite, vielmehr stellen diese unter Bedingungen der Produktion relativen Mehrwerts eine grundlegende Antriebskraft der permanenten Umwälzungsprozesse und Revolutionierungen der kapitalistischen Produktionsweise dar, welche sich in der Suche nach Produkt- und Prozessinnovationen (s.o.) konkretisiert.

Dies aber verändert die Verwertungsbedingungen der in diese Prozesse involvierten Arbeit, die aufgrund gesteigerter Produktivität Extramehrwert produziert. In Relation zu den vorherrschenden einfachen Arbeiten erscheint sie daher als „potenzierte Arbeit“ (MEW 23, 429). „[...] d.h. eine Reduktion der insgesamt angewandten Arbeit verringert nicht deren ‚wertbildende Kraft‘, sondern erhöht sie pro Arbeiter“ (Zech 1978: 279).

Aus dem Einsatz „potenzierter Arbeit“ kann nun tatsächlich ein Wettbewerbsvorteil entstehen, der aber verschwindet, sobald es zu einer Verallgemeinerung der Produktivkraftsteigerungen und der damit verbundenen Qualifikationsanforderungen kommt, also zur Reduktion von komplizierter auf einfache Arbeit. Der Zwang zur Selbstverwertung, der im Akkumulationsprozess des Kapitals angelegt ist, bedingt die Unterschiedlichkeit der Entwicklungen in der kapitalistischen Produktionsweise, welche aus der permanenten Umwälzung und Revolutionierung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse resultiert, die zumindest eine historische spe-

lukrieren können“ (ebd.). Damit kann Reitter erklären, warum Einzelkapitale Interesse haben, in kompliziertere Aktivitäten (Produkte, Dienstleistungen, er nennt die Arbeit eines Piloten) zu investieren.

zifische Konfiguration des Arbeitsvermögens einem (permanenten) Veränderungsdruck aussetzt, was aber noch nicht notwendigerweise zur Erzeugung komplizierter Arbeit führen muss.

308

Vielmehr ist in diesem Kontext auf bestimmte Probleme bei der Einführung neuer Produktionstechnologien – insbesondere bei sogenannten „radikale Innovationen“ – zu verweisen, auf die innovationstheoretische Studien immer wieder hindeuten. Die Durchsetzung grundlegend neuer Technologien (was von ihrer Weiterentwicklung zu unterscheiden ist) erfolgt nämlich in der Regel auf Basis eines geringeren Grades der Standardisierung und Kodifizierung der Arbeitsanforderungen, was oft auch eine Entdifferenzierung der Arbeitsteilungen in den Produktionsprozessen zur Folge hat. Daraus folgt, dass die Kontingenzen neuer Produktionsprozesse und der Umwälzung der Produktivkräfte selbst, in der erst wieder neue Formen der Arbeitsteilung durchgesetzt werden müssen, einerseits durch den vermehrten Einsatz komplizierter bzw. potenziertes Arbeit bewältigt werden müssen. Hier ist v.a. Einsatz von Arbeitskräften, die nicht nur über eine formal höhere technisch-fachliche Qualifikation, sondern auch über Fähigkeiten und Kompetenzen des Lernens, der Kooperation und Kommunikation und der kreativen Lösung von Problemen verfügen, von zentraler Bedeutung. Andererseits ist sowohl im Kontext der Bewältigung innovationsspezifischer Kontingenzen wie auch mit Blick auf jene Sektoren, die keinem oder nur bedingt einem Wandel der Produktivkräfte (z.B. Dienstleistungssektor) unterliegen, auch auf die Erhöhung des Flexibilitätsgrades und der Prekarisierung der einfachen Durchschnittsarbeit zu verweisen, die in diesem Kontext wieder tendenziell den Prozessen absoluter Mehrwertproduktion ausgesetzt wird.

Auch wenn diese Rolle qualifizierter Arbeit in der Produktion von Extramehrwert von zentraler Bedeutung ist, bleibt die Reduktion komplizierter auf einfache Durchschnittsarbeit ein (beständiges) Problem der grundlegenden Ungleichzeitigkeit der Entwicklung der Produktivkräfte und ihrer markt- bzw. konkurrenzvermit-

telten Vergesellschaftung. Damit kann aus der werttheoretischen Debatte auch geschlossen werden, dass, wenn schon nicht die Höherqualifizierung der Arbeitskräfte, so zumindest die „Anders“-Qualifizierung der Arbeitskräfte, also ihre permanente Anpassung an die veränderten Arbeits- und Produktionsprozesse, eine grundlegende Voraussetzung der Akkumulationsprozesse ist (Janossy 1974). Das könnte erklären, warum in Prozessen einer grundlegenden Transformation der Produktionsweise, wofür etwa die Strategien und Suchprozesse zur Überwindung der Krise des Fordismus und der Durchsetzung eines finanzgetriebenen Akkumulationsregimes stehen, auch einfache Arbeiten einem permanenten Veränderungs- und Anpassungsdruck ausgesetzt werden, wie dies im Kontext von Aktivierungspolitik sichtbar wird. Selbst wenn also das Arbeitsvermögen in den kapitalistischen Produktionsprozessen bestimmten Entwertungs- und Nivellierungsprozessen und einseitigen treibhausartigen Entwicklungsanforderungen ausgesetzt ist, ist es gleichzeitig permanent zu Anpassungsleistungen und Veränderungen aufgefordert, die eine Entwicklung der Fähigkeit zu lernen und mit neuen Arbeitsanforderungen umzugehen voraussetzt (Atzmüller 2011).

Daraus kann geschlussfolgert werden, dass die reale Subsumtion der Arbeit unter das Kapital nicht notwendigerweise Dequalifikation bedeuten muss, auch wenn die permanent vorstatten gehende Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit im Abstraktionsprozess dies zu einer grundlegenden Tendenz der Entwicklung kapitalistischer Arbeit macht, die aber historisch und national unterschiedlich zu bearbeiten ist. Zum einen stellt der Prozess der Innovation und Revolutionierung der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse permanent die „durchschnittlichen“ Verhältnisse zwischen der Ware Arbeitskraft und den Bedingungen ihrer Realisierung auf der einen und dem Kapital auf der anderen Seite zur Disposition. Dies bewirkt nicht nur den Verlust von Beschäftigungsmöglichkeiten der Arbeitskräfte bei jenen Kapitalien, welche sich den veränderten Verwertungsbedingungen nicht rasch ge-

nug anpassen können, sondern zwingt auch die Arbeitskräfte permanent dazu, ihr Arbeitsvermögen den Änderungen in der Tauschwertproduktion anzupassen. Durch die Möglichkeiten zur Lukrierung von Extraprofiten kann es innovativen Kapitalien gelingen, der Tendenz zu einer Senkung der Mehrwertrate und des Ausbeutungsgrades durch Höherqualifizierung entgegenzuwirken und Letztere mehr und mehr zu einer Anforderung an die Neuzusammensetzung des Arbeitsvermögens bzw. des Gebrauchswertes der Ware Arbeitskraft werden zu lassen.

310 Die Entwicklung des Arbeitsvermögens bzw. der Fähigkeiten und Kompetenzen der Ware Arbeitskraft ist daher zum anderen ein von Widersprüchen und sozialen Kämpfen durchzogenes Feld. Eine Analyse der Entwicklung des Qualifikationsniveaus der Arbeitskräfte muss sich daher aus der binären Opposition einer aus der Kapitallogik resultierenden Tendenz der Dequalifikation und Entwertung der Arbeit auf der einen Seite und einer Interpretation von Tendenzen der Höherqualifikation auf der anderen Seite lösen, in der diese als Möglichkeit erscheint, die Subsumtion der Arbeitskräfte unter das Kapitalverhältnis und die damit verbundenen Arbeitsteilungen potenziell zu unterminieren. Vielmehr geht es darum, die Frage der Konstitution des Arbeitsvermögens bzw. der Fähigkeiten und Kompetenzen der Ware Arbeitskraft in den Kontext der Entwicklungen der Arbeits- und Produktionsverhältnisse sowie der historisch und national unterschiedlichen Formen einzubetten, in denen das Kapital seine Herrschaft über die Arbeits- und Produktionsprozesse in den erweiterten Reproduktionsprozesse aufrechtzuerhalten versucht. Die historisch konkrete Bedeutung der Neuzusammensetzung des Arbeitsvermögens erschließt sich daher erst über eine kritische Analyse der damit verbundenen Veränderungen der staatlichen Apparate und regulatorischen Instanzen (z.B. Bildungssystem), in denen die Reproduktion der Ware Arbeitskraft stattfindet, und einer Analyse der Veränderung der Arbeitsteilung und ihrer politi-

schen bzw. ideologischen Dimensionen und damit der Bedingungen der Realisierung des konkreten Gebrauchswerts der Ware Arbeitskraft in den sich ändernden Arbeits- und Produktionsprozessen. Dies aber führt die Debatte zur qualifizierten/komplizierten Arbeit über die werththeoretischen Auseinandersetzungen hinaus zur Analyse der politischen und ideologischen Konfiguration der Arbeitsteilungen und der damit verbundenen Produktionsverhältnisse, in denen sich die Herrschaft des Kapitals über die Produktionsprozesse gegen den Widerstand der lebendigen Arbeit konstituieren muss.

Literatur

311

- Altvater, Elmar (1971): Qualifikation der Arbeitskraft und Kompliziertheit der Arbeit – Bemerkungen zum Reduktionsproblem. In: Altvater, Elmar/Huisken, Freerk (Hg.): Materialien zur Politischen Ökonomie des Ausbildungssektors. Erlangen, S. 253-302. Veröffentlicht auch in: Hegelheimer, Armin (1974) (Hg.): Texte zur Bildungsökonomie, Frankfurt – Berlin – Wien, S. 54-103
- Altvater, Elmar (2003): Was passiert, wenn öffentliche Güter privatisiert werden. In: Peripherie, 90/91, S. 171-201
- Altvater, Elmar/Huisken, Freerk (Hg.) (1971): Materialien zur Politischen Ökonomie des Ausbildungssektors. Erlangen
- Atzmüller, Roland (2011): Die Krise lernen – Neuzusammensetzung des Arbeitsvermögens im postfordistischen Kapitalismus. In: Sandoval, Marisol/Sevignani, Sebastian/Rehbogen, Alexander/Allmer, Thomas/Hager, Matthias/Kreilinger, Verena (Hg.): Bildung MACHT Gesellschaft. Westfälisches Dampfboot, Münster, S. 118-137
- Atzmüller, Roland (2014a): Aktivierung der Arbeit im Workfare-Staat. Arbeitsmarkt und Ausbildung nach dem Fordismus. Westfälisches Dampfboot, Münster
- Atzmüller, Roland (2014b): Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates in der Krise. Soziale Sicherungssysteme und öffentliche Dienstleistungen in der Austerität. In: Prausmüller, Oliver/Wagner, Alice (Hg.): Reclaim Public Services. Bilanz und Alternativen zur neoliberalen Privatisierungspolitik. VSA, Hamburg, S. 159-178

- Becker, Egon (1976): Materialistische Bildungsökonomie und empirische Qualifikationsforschung. In: Ritsert, Jürgen (Hg.): Zur Wissenschaftslogik einer kritischen Soziologie. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 248-345
- Birkner, Martin/Foltin, Robert (2006): (Post-)Operaismus. Von der Arbeiterautonomie zur Multitude. Schmetterling, Stuttgart
- Braverman, Harry (1974): Labor and Monopoly Capital. The degradation of work in the Twentieth Century. Monthly Review Press, New York
- Bruff, Ian/Ebenau, Matthias/May, Christian/Nölke, Andreas (Hg.) (2013): Vergleichende Kapitalismusforschung. Stand, Perspektiven, Kritik. Westfälisches Dampfboot, Münster
- Coates, David (2000): Models of capitalism: Growth and stagnation in the modern era. Polity Press, Basingstoke
- Crouch, Colin/Finegold, David/Sako, Mari (1999): Are skills the answer. The political economy of skill creation in advanced industrial countries. OUP, Oxford
- Demirović, Alex (2004): Wissenschaft oder Dummheit. Die Zerstörung der wissenschaftlichen Rationalität durch Hochschulreform. In: Prokla, 136, S. 497-514
- Devine, James (1989): What is „simple labour“? A re-examination of the value-creating capacity of skilled labour. In: Capital & Class, 39, S. 113-131
- Hall, Peter A./Soskice, David (2001): Varieties of Capitalism – The institutional foundations of comparative advantage. Oxford UP, Oxford
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2000): Empire. Harvard University Press, Cambridge, Mass (u.a.)
- Hegelheimer, Armin (1974): Texte zur Bildungsökonomie. Ullstein, Frankfurt – Berlin – Wien
- Heinrich, Michael (2001): Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. Westfälisches Dampfboot, Münster
- Itoh, Makoto (1987): Skilled Labour in Value Theory. In: Capital and Class, 31, S. 39-58
- Janossy, Franz (1974): Arbeitskraft und Fortschritt bei stetiger Andersqualifikation des Gesamtarbeiters. In: Hegelheimer, Armin (Hg.): Texte zur Bildungsökonomie, Frankfurt – Berlin – Wien, S. 547-577
- Lehner, Franz/Baethge, Martin/Kühl, Jürgen/Stille, Frank (Hg.) (1998): Beschäftigung durch Innovation – eine Literaturstudie. Hampp, München – Mering
- Marx, Karl (MEW 23): Das Kapital. Bd. I. Dietz, Berlin

- Negri, Antonio (1992): Interpretation of the Class Situation today. In: Bonefeld, Werner/Gunn, Richard/Psychopedis, Kosmas (Hg.): Open Marxism. Volume II. Theory and Practice. Pluto Press, London – Boulder, S. 69-105
- Offe, Claus (1975a): Berufsbildungsreform. Eine Fallstudie über Reformpolitik. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Offe, Claus (1975b): Bildungssystem, Beschäftigungssystem und Bildungspolitik – Ansätze zu einer gesamtgesellschaftlichen Funktionsbestimmung des Bildungssystems. In: Deutscher Bildungsrat (Hg.): Bildungsforschung. Probleme – Perspektiven – Prioritäten. (Gutachten und Studien der Bildungskommission, Bd. 50.) Klett, Stuttgart, S. 217-252
- Offe, Claus/Ronge, Volker (1976): Thesen zur Begründung des Konzepts des „kapitalistischen Staates“ und zur materialistischen Politikforschung. In: Pozzoli, Claudio (Hg.): Rahmenbedingungen und Schranken staatlichen Handelns. Zehn Thesen. Suhrkamp, Frankfurt am Main, S. 54-70
- Perez, Carlota (2010): The financial crisis and the future of innovation: A view of technical change with the aid of history. (Working Papers in Technology Governanc and Economic Dynamics, no. 28.)
- Reitter, Karl (2011): Prozesse der Befreiung. Marx, Spinoza und die Bedingungen des freien Gemeinwesens. Dampfboot, Münster
- Sablowski, Thomas (2005): Shareholder Value, neue Geschäftsmodelle und die Fragmentierung von Wertschöpfungsketten. In: Wagner, Hilde (Hg.): „Rentier’ ich mich noch?“ Neue Steuerungskonzepte im Betrieb. VSA Verlag, Hamburg, S. 59-86
- Sauer, Dieter (2005): Arbeit im Übergang. Zeitdiagnosen. VSA, Hamburg
- Sauer, Dieter/Döhl, Volker/Deiß, Manfred/Bieber, Daniel/Altmann, Norbert (2001): Restrukturierung industrieller Produktion – unternehmensübergreifende Rationalisierung und ihre Folgen für die Arbeit. In: Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. Berlin, S. 183-212
- Smith, Tony (2004): Technology and history in capitalism: Marxian and neoschumpeterian perspectives. In: Bellofiore, Riccardo/Taylor, Nicola (Hg.): The constitution of Capital. Essays on volume I of Marx’s Capital. Palgrave Macmillan, Houndmills, Basingstoke, Hampshire
- Wolf, Alison (2002): Does education matter? Myths about education and economic growth. Penguin, London
- Zech, Reinhold (1978): Die Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11, Frankfurt am Main, S. 248-311

Autorenverzeichnis

Jürgen Albohn ist seit Mitte der 80er Jahre in verschiedenen Basisgruppen politisch aktiv und lebt in Göttingen.

Johann-Friedrich Anders, Politikwissenschaftler, Lehrer im Ruhestand.

314 Roland Atzmüller ist Assistenzprofessor an der Johannes Kepler Universität Linz, Abteilung für theoretische Soziologie und Sozialanalysen (TSS). Arbeitsschwerpunkte sind kritische Gesellschafts- und Kapitalismustheorien, Veränderungen des Wohlfahrtsstaates und der Sozialpolitik, sowie Transformationen der Arbeit und Ausbildungspolitik.

Tobias Brugger ist Soziologe und Aktivist und lebt in Graz.

Andreas Exner, lebt in Graz. Studium der Ökologie, derzeit Dissertant am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Mitarbeiter im WWTF-Projekt „Green Urban Commons“. Forscht zu Commons, Solidarischen Ökonomien, Landnutzung, sozial-ökologischer Transformation und Gemeinschaftsgärten.

Christoph Henning, Junior Fellow am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Von ihm erschien 2005 die *Philosophie nach Marx* (übersetzt ins Englische 2014), 2015 erscheint ein Buch über die politische Philosophie des Perfektionismus bei Campus (*Freiheit, Gleichheit, Entfaltung*), daneben zahlreiche Aufsätze und Herausgaben. Mehr Infos unter <https://www.uni-erfurt.de/max-weber-kolleg/personen/christoph-henning>.

John Holloway ist Professor am Postgraduiertenstudiengang für Soziologie am Institut für Sozial- und Geisteswissenschaften „Alfonso Vélaz Pliego“ an der Autonomen Universität Puebla in Mexiko. Er ist u.a. Autor des im Verlag Westfälisches Dampfboot erschienenen Buches *Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen*.

Georg Kluda ist Diplom-Soziologe und freier Autor. 2008 erschien im Hamburger Männerschwarm-Verlag sein Buch *Die Vertreibung aus dem Serail: Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt*.

315

Christoph Lieber arbeitete in unterschiedlichen Eigentumsformen im Kapitalismus, u.a. in einer genossenschaftlich geführten Buchhandlung, er ist Mitglied im VSA:Verlagsteam und Redakteur der Zeitschrift *Sozialismus*. Letzte Buchveröffentlichung (zusammen mit Joachim Bischoff): *die ‚große transformation‘ des 21. jahrhunderts. politische ökonomie des überflusses versus marktversagen. eine flugschrift*, Hamburg 2013.

Fritz Reheis ist Akademischer Direktor am Lehrstuhl Politische Theorie der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bamberg. Der promovierte Soziologe und habilitierte Erziehungswissenschaftler war viele Jahre lang als Gymnasiallehrer für Sozialkunde, Deutsch, Geschichte und Philosophie tätig und ist Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik.

Karl Reitter unterrichtet Philosophie in Wien und Klagenfurt. 2011 erschien im Verlag Westfälisches Dampfboot seine Habilitationsschrift *Prozesse der Befeiung. Marx, Spinoza und die Bedingungen eines freien Gemeinwesens*. Er engagiert sich insbesondere für die Idee des bedingungslosen garantierten Grundeinkommens.